1747

1236

P.o.gall. 2646 m

Bibliothek
Fritz Kirchhoff
München

63/55

36.A.5
xx

Fromm 7219

<36623164470013

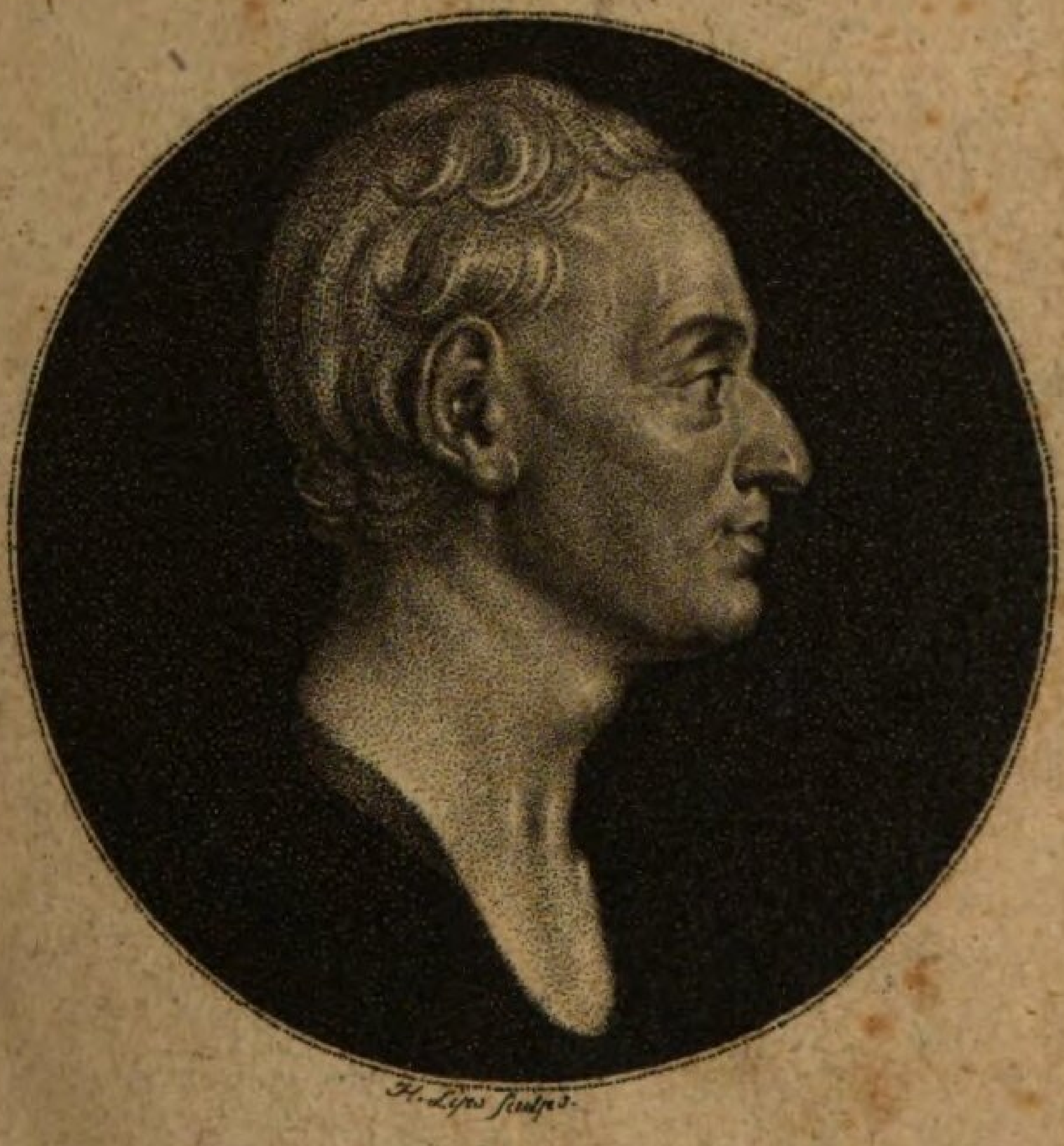
<36623164470013

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Nonne.

Aus dem Französischen des Herrn Diderot.



Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1797.

B S B
MÜNCHEN
0719/168

An

Diderots Schatten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An Diderots Schatten *).

Multis ille quidem flebilis occidit,

Nulli flebilior quam mihi . . . .

Wie viel Tage sind schon verflossen, seitdem uns, o Diderot! die Fackel dei-

*) Dionysius Diderot, geboren zu Langres in Champagne im Weinmonat 1713. Sein Vater war ein Messerschmied, und rechnete sich eine Berufsart zur Ehre, welche seine Familie seit zwey Jahrhunderten mit der größten Gewissenhaftigkeit getrieben hatte. Er selbst empfahl sich durch die Festigkeit seines Charakters, seinen ungemein richtigen Verstand, und viel Geschicklichkeit in seinem Handwerk, da er nämlich Lanzeten von ganz besonderer Form erfunden hatte.

Nachdem der junge Diderot seine Studien geendigt hatte, und keinen Stand annehmen wollte, entzog ihm sein Vater das Jahrgeld. Um also leben zu können, war er genöthigt, Andern Unterricht zu geben; und zwar in der Mathematik. Hatte der Schüler gute

nes Genius nicht mehr leuchtet, und des Grabes Dunkel deine erloschene Asche deckt!

Anlagen, so brachte er den ganzen Tag bey ihm zu; war es hingegen ein Dummkopf, so gieng er bald nicht mehr zu ihm. Dann schrieb er auch Predigten; ein Mißionair ließ sechse dergleichen, ich weiß nicht mehr für welche Colonien, von ihm verfertigen, und zahlte ihm funfzig Thaler für das Stück. Nie glaubte Diderot, einen einträglichern Handel getrieben zu haben.

J. J. 1741. heyrathete er aus Neigung eine Demoiselle Champion, deren Mutter, als einzige Tochter eines im Dienste zugrundgerichteten Edelmanns aus Maine, einen Tuchfabrikant aus ihrer Provinz geehlicht hatte. Da dieser sein ganzes Vermögen durch falsche Spekulationen eingebüßt, so verband sich seine Wittwe mit einer ihrer Freundinnen, um mit Spitzen und Leinwand zu handeln. Hier machte er seine erste Bekanntschaft mit der Demoiselle Champion, welche ihm zu der Rolle des Saint Albins, in dem Hausvater, wahrscheinlich den Gedanken gab. (S. Auszug aus einer Handschrift der Frau von V**.)

Und von so viel Edeln, denen du deine Nachtwachen geweihet, und den nie erschöpften Reichthum deines Geistes und deiner Einbildungskraft so freygebig ausgespendet hast, beschäftigt sich noch keiner, dir ein Denkmal zu errichten, das der Erkenntlichkeit würdig wäre, welche die Freundschaft, dein Jahrhundert, und alle Zukunft dir schuldig ist?

Und dennoch, wo findet sich der Gelehrte, dessen Andenken der Nachwelt theurer seyn würde? Zwar hat er mit keiner neuen Entdeckung die Sphäre unsrer Erkenntniß erweitert; vielleicht stellt so gar kein einzeles seiner hinterlassenen Werke ihn an die erste Reihe unsrer Redner, Weisen oder Dichter. Aber berufen darf ich mich auf alle die, welche, fähig seinen Werth zu schätzen, das Glück hatten, ihn zu kennen, ob er darum weni-

ger eine der erstaunenswürdigsten Erscheinungen der Allgewalt des Genies war?

Und wenn es Sterbliche giebt, deren Gedächtniß, zur Ehre des menschlichen Geistes, eine vorzüglich getreue Aufbewahrung verdient, so sind es gewiß die, welche zwar auf öffentliche Hochachtung und Bewunderung gerechten Anspruch machen, denen aber besondre Umstände, und ein sie verfolgendes widriges Geschick niemals vergönnten, ihre Seelenkräfte in aller ihrer Stärke und Ausdehnung zu entwickeln. Welche Lobrede könnte für Virgil, welche für Racine rühmlicher seyn, als jene, die uns der erstre durch seine Aeneis, und der zweyte durch seine Phedra oder Athalie, selbst von sich hinterlassen haben? Aber von wie vielen andern Weisen, welche nicht nur ihr eigenes, sondern auch jedes folgende Jahr-

hundert verehrte, wäre dennoch das Andenken für uns verloren gegangen, wenn nicht eben bereits die Huldigung ihrer Zeitgenossen sie der Unsterblichkeit geweihet hätte.

Nicht dein Lob indeß, o Diderot! darf ich unternehmen; kaum schmeicheln sich meine schwachen Talente, hier einige Blumen zu sammeln, die würdig wären, deine Urne zu schmücken. Denn auch ich hatte öfters das Glück, mich der bescheidenen Freystätte zu nähern, wo du die Wahrheit suchtest; denn auch ich nahm oft an den köstlichen Gaben Theil, die dein Genius mit so großmüthiger und unbefangener Dahingebung, mit so sanfter und doch so inniger Wärme rings um dich her verbreitet hat. In eitele Lobsprüche werd' ich meinen Dank nicht ergiessen; aber versuchen will ich wenig-

stens, das auszudrücken, was ich gesehen und empfunden habe; und deine Freunde werden vielleicht, selbst in diesem matten Umrisse, noch etliche getreue Züge deines Bildes erkennen.

* *
*

Ein Künstler, der das Ideal von dem Bild' eines Aristoteles oder Plato gesucht hätte, würde schwerlich einen modernen Kopf gefunden haben, welcher seiner Studien würdiger gewesen, als der von Diderot es war. Seine breite, offene und weich gerundete Stirne trug das hohe Gepräg' eines viel umfassenden, lichtvollen und fruchtbaren Geistes *); sein ganzes Profil

*) Lavater glaubte darin die Spuren eines furchtsamen, wenig unternehmenden Charakters zu entdecken; und dieses Urtheil, bloß nach den Abbildungen gefällt, welche er von Diderot kennen konnte, hat mir immer durch seine Richtigkeit und Scharfblick merkwürdig geschienen.

den Charakter einer ausgezeichnet männlichen und erhabenen Schönheit. Der Umriß seiner obern Augenlieder war äusserst zart gezeichnet; der gewohnte Ausdruck seines Blickes sanft und empfindsam; aber so bald sein Antlitz sich zu erwärmen anfieng, sah man sein Auge funkeln. Auf seinen Lippen schwebte eine äusserst anziehende Mischung von Feinheit, Grazie und Gutmüthigkeit. So nachläßig übrigens seine Stellung war, so herrschte dennoch in der Art, wie er seinen Kopf trug, so bald er zumal seine Rede auch mit Bewegung begleitete, ungemein viel angestammte Würde, Adel und Energie. In seiner Stimme, in allen seinen Zügen, in seiner ganzen Seele, schien Enthusiasm' sein natürlichster Zustand zu seyn. In einer kalten und ruhigen Gemüthslage konnte man oft etwas Ge-

zwungenes, Unbeholfenes, Furchtsames, sogar etwas Geziertes an ihm finden; der wahrhafte Diderot, wahrhaft Er, war er nur dann, wann seine Gedanken ihn ausser sich selber erhoben.

Um sich einige Begriffe von dem Umfange und der Fruchtbarkeit seines Geistes zu machen, ist es wohl hinreichend, einen schnellen Blick — ich will nicht sagen auf alle Arbeiten desselben, sondern nur auf diejenigen zu werfen, welche das Publikum bereits von ihm kennt *). Der-

*) Wir haben seiner ersten Versuche, als nämlich seiner Uebersetzung von Mylord Shaftesbury Abhandlung vom Verdienst und von der Tugend, von Stanyans Geschichte von Griechenland, dem Dictionaire de Medecine u. s. w. keine Erwähnung gethan, und zeigen auch hier nur einen Theil derjenigen von seinen Werken an, die er in Handschrift hinterlassen hat. Sein Jaqnès le Fataliste, und die Religieuse sind zwey Romane, wo-

selbe Mann, der in seiner Seele den Entwurf des schönsten Denkmals erzeugte,

von der erste sehr viel Mannichfaltigkeit in Gedanken und Charakterzügen, unter einer eben so einfachen als neuen und originellen Gestalt darbietet. Der zweyte stellt uns ein großes Gemählde voll Seele und Empfindung vor Augen; dasselbe ist mit den reinsten Farben ausgeführt, und sein moralischer Zweck um so viel rührender, da der Verfasser ihn mit der größten Geschicklichkeit zu verbergen gewußt hat. Dieses letztre Produkt ist nämlich die furchtbarste Kritik aller Unordnungen und Nachtheile des Klosterlebens; und doch findet man im ganzen Buche kein einziges Wort, das unmittelbar auf diesen Zweck zu gehen scheint. Sein Supplement au Voyage de Mr. *de Bougainville*; seine Entretiens sur l'origine des Etres, und mehrere andere Dialogen über verschiedene moralische und metaphysische Probleme beweisen, wie ungemein natürlich er alle Reize der lebhaftesten und glänzendsten Einbildungskraft mit den abstraktesten Untersuchungen zu verbinden gewußt. Die Rede seines Otaitischen Völkerhaupts in

welches je ein Jahrhundert zur Ehre und zum Unterricht des menschlichen Ge-

dem Supplement au Voyage de *Bougainville* ist eines der schönsten Stücke von Beredsamkeit, die in irgend einer Sprache vorhanden sind. — Sein Plan d'une nouvelle Université, welchen die Kayserin von Rußland von ihm begehrte, und seine Gedanken über das letzte Werk des Helvetius, sind vielleicht unter allen seinen Schriften diejenigen, in welchen man am meisten Methode und gründlichen Zusammenhang findet; und in dem ersten besonders erstaunlich viele Kenntniß und Wissenschaft. Seine Sallons (Beurtheilung über verschiedene Gemählde-Ausstellungen im Louvre) werden ohne Zweifel die meisten unsrer Künstler nicht befriedigen. Und doch, wer hat jemals mit zärterm Gefühl und erhabnerm Enthusiasmus von Künsten und wahrem Talente gesprochen? Mitten unter einer Menge von Urtheilen, welche vielleicht bloß einer voreingenommenen oder überspannten Einbildung angehören mögen, was für neue Blicke, wie viel eben so richtige als feine und tiefe Bemerkungen finden sich nicht darinn!

schlechts gestiftet, und selber einen grossen Theil davon ausgeführt, hat in einer durchaus neuen Gattung zwey Theaterstücke verfertigt, denen auch der strengste Geschmack, wenigstens eine große dramatische Wirkung, und einen Styl voll Wärme und Leidenschaft, nicht absprechen kann. Derselbe Mann, dem wir, in seinen Briefen über die Blinden, Tauben und Stummen, in seinen philosophischen Gedanken, in seiner Auslegung der Natur, und in jener Menge von Artikeln, die er, über die Geschichte der alten Philosophie, für die Encyclopedie geliefert hat, so viele Bruchstücke der feinsten Metaphysik zu verdanken haben, derselbe Mann hat uns auch eine klarere, genauere und umständlichere Beschreibung von allen unsern Künsten und Handwerken gegeben, als wir vor ihm

noch nie besessen hatten. Niemand ohne Zweifel ist unbekannt, wie sehr diese Arbeit vervollkommnet wurde; aber kann man deswegen vergessen, daß vor Diderot über einen so wichtigen Gegenstand keine lesbare Seite geschrieben worden? — Weiter, derselbe Mann, der uns so viele Werke voll tiefer Kenntnisse, Philosophie und Gelehrsamkeit, sogar eine Sammlung mathematischer Abhandlungen hinterlassen, die ich oft von dem ersten unsrer Geometern mit Ruhm anführen gehört — hät auch Erzählungen und Romane geschrieben; einen besonders voll Originalität, Dichterfeuer und Muthwill; und mit einer der beßten moralischen Schriften, die unsre Sprache aufzuweisen hat, seinem Versuch über die Regierungen von Claudius und Nero, gefiel es

ihm,

ihm, seine gelehrte Laufbahn so nützlich zu endigen.

Wenn man nun erwiegt: Daß so viele Schriften, und zwar Schriften von so ganz verschiedener Gattung, von einem Manne herrühren, der lange Zeit auf ihre Ausarbeitung nur diejenigen Stunden verwenden konnte, deren er nicht bedurfte, um sich und seiner Haushaltung den nöthigen Unterhalt zu verschaffen *);

*) Hier ist die Rede nicht von den Verfolgungen die er auszustehen hatte: „Man hat alle Ursache zu glauben, daß Madame D.*** von St. M. mit ihrem Credit so viel auf Herrn D'Argenson vermochte, daß er i. J. 1749. um sich wegen einiger unbehutsamer Reden, welche unserm Philosophen über ihn entronnen waren, zu rächen, denselben im Schlosse Vincennes einsperren lies. Man beschuldigte ihn nämlich, eine satyrische Erzählung geschrieben zu haben, worinn er sich über den König, seine Maitresse und seine Minister, lustig machte. Wahr ist es, daß man in einem ganz artigen

der auch in der Folge ihnen nur die sel-
tenen Augenblicke wiedmen konnte, wel-

Mährchen (le Pigeon blanc), woraus er einige Male vorgelesen hatte, mehrere boshafte Anspielungen auf die Intrigen bemerken mochte, welche damals den Hof beschäftigten. Sein Verhaft dauerte an die vier oder fünf Monathe; 28. Tage blieb er im Donjon eingeschlossen; dann aber wurde er ins Schloß gebracht, und der Gefangene erhielt auf sein Ehrenwort die Erlaubniß, in dem Park zu spazieren, und seine Frau und Freunde zu sehen. Der Herr Marquis Chatelet, damaliger Gouverneur von Vincennes, überhäufte ihn mit Höflichkeit, und versäumte nichts, ihm diesen Aufenthalt so erträglich zu machen, als es nur seyn konnte".

„Da man auf die Encyclopädie zum zweyten Mahl den Arrest legte, sagte ihm der Herr von * * * zum voraus, daß er Morgens Befehl geben würde, ihm seine Papiere wegzunehmen. — Was Sie mir da ankünden, thut mir entsetzlich leid; nimmermehr werd' ich Zeit haben, alle meine Schriften auf die Seite zu schaffen; und es würde darüberhin schwer halten, inner 24. Stunden Leuthe zu finden, die

che die Zudringlichkeit der Fremden, die Unbescheidenheit seiner Freunde, und besonders die eigene äusserste Sorglosigkeit seines Charakters ihm übrig liessen — so wird man wohl zugeben müssen, daß wenige Menschen mit einem so viel umfassenden Geiste, mit einer seltnern und mehr fruchtbaren Leichtigkeit in Anwendung ihrer Talente versehen waren, als Er *).

sich damit beladen würden, und bey denen sie in Sicherheit wären. — Schicken Sie dieselben zu mir, antwortete ihm der Herr von * * *. Man wird sie gewiß nicht bey mir suchen. Und wirklich sandte Diderot die Hälfte des ganzen Krams zu dem Staatsbeamten, der die Untersuchung befohlen hatte".

*) Seine beredte Apologie de l'Abbé de *Prades*, eine der beßten polemischen Schriften, die in diesem Jahrhundert erschienen sind, war das Werk einiger Tage; das erhabene Eloge de Richardson die Arbeit eines Morgens; und kaum brauchte er vierzehn Tage dazu, die Bijoux indiscrets zu verfertigen.

Diderots Genie glich jenen Söhnen aus großen Häusern, die, im Schooß des Ueberflusses geboren und erzogen, ihren Schätzen nie auf den Grund zu kommen wähnen, und deswegen auch weder ihren Gelüsten Schranken setzen, noch in ihren Ausgaben die mindeste Ordnung halten. Zu welchem Grade von Ueberlegenheit würde sein Geist sich erhoben, zu welchem Unternehmen würden erst seine Kräfte nicht hingereicht haben, wenn er sie auf einen einzigen Gegenstand gerichtet, oder wenn er auch nur zur Vervollkommnung seiner eigenen Werke die Zeit und die Anstrengung aufgespart hätte, welche er unaufhörlich an einen jeden verschwendete, der ihn um Mittheilung entweder seines Raths, oder seiner Einsichten ansprach! Das was er anfänglich nur aus Gutmüthigkeit, aus Gewohnheit

that, oder weil er sich seinem Charakter nach leicht hingab, das that er im Verfolg wie aus Nothwendigkeit und aus Grundsätzen. Man höre nur, wie er in dieser Rücksicht sich selbst so ungemein naif geschildert hat: „Man raubt mir „meine Zeit nicht; ich gebe sie selber „hin; und was könnt' ich Besseres thun, „als demjenigen einen Theil davon zu „gönnen, der mich hoch genug schätzt, „mich um eine solche Gabe zu bitten? „Der Hauptpunkt ist nicht, ob die Sa„che durch einen andern oder durch mich „geschehe, sondern daß sie gethan, und „recht gethan werde; durch einen Schur„ken sogar, oder durch einen Ehren„mann.... Man wird mich, ich weiß „es wohl, nicht dafür loben, weder itzt „da ich noch lebe, noch einst wenn ich „nicht mehr bin; aber Ich werde mich

„selbst dafür schätzen, und Andre werden „mich desto mehr dafür lieben. Die „Wohlthätigkeit, deren Lohn sicher ist, „tauscht man gegen den Ruhm nie „schlecht, da man diesen ohnehin nicht „immer, und nie ohne Ungelegenheit er„hält .... Vielleicht betrieg' ich mich „selber mit Scheingründen, und bin nur „deswegen so verschwenderisch mit mei„ner Zeit, weil ich mir wenig aus mir „mache; ich verschwende nur, was ich „nicht achte; wie nichts heischt man sie „mir, und für nichts gebe ich sie *)".

*) Dies war es, was ihm Muth und Geduld zwey volle Jahre durch erhielt, während welchen er sich mit der Histoire philosophique et politique des deux Indes beynahe einzig beschäftigte. Und wem ist heut zu Tage unbekannt, daß beynahe ein Drittheil dieses weitschichtigen Buches sein Werk ist? Wir haben ihn einen guten Theil davon unter unsern Augen verfassen gesehen; Er selbst erschrak oft

Und scheint es nicht ein Neugefühl zu seyn, das dem Gewissen eines Gelehrten entwischt, wenn er noch hinzufügt: „So „muß es wohl seyn, weil ich an an„dern tadeln würde, was ich an mir selbst „gutheisse".

Mancherley Umstände, und eine Lebensweise, welche diese Umstände nothwendig machen, haben unstreitig grossen Einfluß

über die Kühnheit, mit welcher er seinen Freund reden ließ. Aber wer, sagte er, wird denn wohl seinen Namen darunter setzen? — Ich (antwortete der Abbé), sag' ich Ihnen. Gehn Sie nur immer Ihren Weg fort! Und eben so, wer ist der Gelehrte, der in dem Buche de l'Esprit und in dem Systeme de la Nature, nicht leicht alle die Seiten erkennt, die von Diderot sind, und nur von ihm seyn können! — Wenn wir alle ähnliche Beyspiele herzählen wollten, würden wir Gefahr laufen, zu viel Undankbare zu nennen, und den Schatten desjenigen zu betrüben, den wir ehren wollen.

auf den Charakter, den Umfang oder die Schranken unsers geistigen Vermögens. Aber die Natur selber hat sie alle oft auf eine so ganz eigene Weise gemodelt, daß es eitel wäre, von solchen Sonderbarkeiten einen andern Ursprung zu suchen. Wenn es jemals einen Geist gab, fähig, alle Begriffe aus dem Umfange menschlicher Kenntniße aufzufassen und zu befruchten, so war es Diderots Geist. Von Natur gab es sicher nie einen mehr encyclopädischen Kopf als den seinigen. Spitzfindige Methaphysik, tiefer Calkul, gelehrtes Nachforschen, dichtersche Empfänglichkeit, Geschmack an Künsten und Alterthum — so verschieden immer alle diese Gegenstände waren, konnte seine Aufmerksamkeit dennoch mit gleicher Energie, mit demselben Interesse und derselben Leichtigkeit, sich darauf legen. Aber

seine Gedanken nahmen ihn, der Reihe nach, so lebhaft und so leidenschaftlich ein, daß vielmehr sie sich seines Geistes, als dieser sich ihrer zu bemächtigen schienen. Seine Ideen waren immer stärker als Er, und zogen ihn so zu reden mit sich, ohne daß es ihm möglich war, die Bewegung derselben zu ordnen, oder gar aufzuhalten.

So oft sich Diderots Andenken in meiner Seele erneuert; so oft ich die unermeßliche Mannichfaltigkeit seiner Begriffe, die erstaunenswürdige Vielfältigkeit seiner Kenntnisse, den raschen Schwung, die Hitze, den gewaltigen Tumult seiner Einbildungskraft, allen den Reiz und die ganze angenehme Unordnung seiner Unterhaltung wieder in mein Gedächtniß zurückrufe — darf ich seine Seele mit der Natur vergleichen, so wie Er sie sah; reich,

fruchtbar, überfliessend von Keimen aller Art, sanft und wild, einfach und majestätisch, gutmüthig und erhaben, aber ohne irgend ein herrschendes Prinzip; ohne Regierung und ohne Gottheit.

Ich bin nicht aufgelegt, mich hier gegen die Weisheit meines Jahrhunderts zu erheben. Der Aberglaube hat den Menschen so viel Uebels gethan, daß man es billig der Vernunft Dank wissen muß, welcher es endlich gelungen ist, sein Joch zu zertrümmern. Aber wenn man auch alles, selbst das Unglück nichts zu glauben, verzeihen soll, so wird man nichts desto minder gestehen: Es wäre für Diderots Ruf, vielleicht sogar für die Ehre seines Jahrhunderts sehr zu wünschen gewesen, daß er dem Atheismus gar nicht, oder doch mit weniger Eifer angehangen hätte. Da die hartnäckige Fehde, welche

er gegen die Religion erhob, die kostbarsten Augenblicke seines Lebens beschäftigte, so lenkte sie ihn oft von der Anbauung der Künste und Wissenschaften ab, und verleitete ihn besonders zu Vernachläßigung desjenigen Talentes, welches ihm den größten Ruhm gebracht hätte. Er hatte sich zum Philosophen gebildet; die Natur hatte ihn zum Redner oder Dichter bestimmt; und wer kann uns versichern, daß es ihr, zu einer andern Zeit und unter andern Umständen, nicht noch besser gelungen wäre, einen Kirchenvater aus ihm zu machen? Denn mit einem minder schwankenden Betragen, oder wenn er nicht in seinem Charakter eben so viel Schwäche, als hingegen in seinem Geist Stärke und Festigkeit besessen hätte, wär' er gleich geschickt gewesen, in die Fußstapfen eines Luthers oder Calvins zu treten.

Alle Tugenden, alle schätzbaren Eigenschaften, welche nicht eine strenge Ideenreihe oder Beständigkeit der Neigungen erfoderten, waren unserm Diderot natürlich. Bey ihm war es eben so sehr Angewöhnung, sich selbst zu vergessen, als es bey den meisten andern Menschen ist, nur an sich zu denken. Seinem Nächsten nützlich zu seyn, machte ihm dasselbe Vergnügen, als einem andern etwa eine angenehme und gesunde Leibesübung. Die ganze Feinheit und Thätigkeit des Geistes, welche andre gewöhnlich anwenden, um ihr eigenes Glück zu bauen, gebrauchte er hingegen, den ersten Beßten, der ihm entgegen kam, sich zu verpflichten; und hierinn erlaubte er sich nicht selten, das nöthige Maaß zu überschreiten. Sogar eine gut angelegte Intrigue, wenn solche ihm geschickt schien, zu diesem Zwe-

cke zu führen, gewährte seiner Begierde, andern zu dienen, noch einen neuen Reitz. Schüchtern und unbeholfen für seine eigene Rechnung, war er's niemals für die Rechnung anderer. Ist er gut oder schlecht? ist die Ueberschrift eines kleinen Lustspiels, worinn er sich selber zeichnen wollte. In der That besaß er mehr Sanftheit als wahre Güte. Bisweilen wurde er sogar boshaft und auffahrisch wie ein Kind; aber natürliche Gutmüthigkeit blieb denn doch der eigentlich unerschöpfliche Grundzug seines Charakters.

Mit der größten Redlichkeit von der Welt fühlte er sich so lange geneigt, alle seine Mitmenschen zu lieben, als er nicht sehr starke Ursache hatte, dieselben zu hassen oder zu verachten. Selbst wenn er nur allzugerechte Beweggründe fand, sich über sie zu beschweren, stuhnd er immer

in großer Gefahr, es zu vergessen. Dieses ist so gewiß, daß, so oft er sich im Ernst für verbunden hielt, eines erlittenen Unrechts sich zu erinnern, er es sich zum Gesetze gemacht, solches in eigens hiezu bestimmte Tabletten aufzuzeichnen. Allein diese blieben in einem tiefen Winkel seines Schreibpultes versteckt, und selten plagte ihn der Gelust, sich wieder nach einem so sonderbaren Verzeichniß umzusehen. Nur einmal sah ich, daß er zu demselben seine Zuflucht nahm, um mir erzählen zu können, wie schlimm der unglückliche Jean Jacques ihm mitgespielt hätte.

Diderot unterhielt sich weit weniger mit den Menschen, als mit seinen eigenen Ideen. Ein leidenschaftlicher Vertheidiger des Materialismus, war er, man kann es mit Recht sagen, darum nicht minder, in Absicht auf seine Weise zu

empfinden und zu seyn, der entschiedenste Idealiste; aber wider Willen war er's, blos durch die Meisterschaft, welche sein Charakter und seine Einbildungskraft unbezwingbar über ihn behaupteten. Der größte Reiz, den die Gesellschaft, worinn er gewöhnlich lebte, für ihn hatte, bestuhnd darinn, daß sie der einzige Schauplatz war, wo sein Genie sich seiner natürlichen Ungebundenheit überlassen, und ganz preißgeben konnte. Nachdem einmal das Alter seinen Kopf abgekühlt hatte, schien ihm der Umgang mit andern Menschen ziemlich gleichgültig zu werden; öfters machte derselbe ihm sogar mehr Verdruß als Vergnügen, und mit Wollust zog er sich in seine Zelle zurück. Seine Bücher, welche der Großmuth der Kaiserin Aller Reussen bloß zum Vorwande dienten *),

*) Es war i. J. 1765. glaub' ich, als Diderot sich entschloß, seine Bücher zu verkaufen, um

und deren lebenslänglichen Genuß sie ihm mit so viel Gnade und Güte zugesichert hatte;

seine Tochter auszusteuern, oder sich wenigstens über das Schicksal zu beruhigen, welches nach seinem Tode auf sie warten konnte. Die Kayserin Aller Reussen, welcher seine Bibliothek durch den Prinzen von Gallizin und den Baron von Grimm angetragen wurde, kaufte sie für 15,000. Franken, und ließ ihm dieselbe nebst einer Pension von 1000. Livres, um Bibliothekär davon zu seyn. Diese Pension wurde absichtlich zwey Jahre lang auszubezahlen vergessen. Als nun der Prinz von Gallizin ihn eines Tags fragte: Ob er sie richtig empfange? gab ihm Diderot zur Antwort: Er denke nur nicht daran, und schätze sich glücklich genug, daß Ihro Kais. Maj. ihm seine Werstätte abgekauft, und das Werkzeug gelassen hätte. Der Prinz versicherte ihn, daß dieß nicht der Wille der Kaiserin wäre. In der That meldete sie ihm einige Zeit hernach, daß sie, um ihn für die Zukunft gegen eine solche Vergeßlichkeit sicher zu stellen, ihn auf fünfzig Jahre vorausbezahlen wolle; und wirklich er-

hätte; dann etwa ein gemeinsamer Spa-
ziergang; das Schwatzen, aber nur mit

hielt er 50000. Livres. Von der Zeit an gieng er darauf um, selber nach Rußland zu reisen, um seiner großen Wohlthäterin seine Ehrfurcht und Dankbarkeit in Person zu bezeugen. Dieses geschah denn wirklich. Während seinem Aufenthalt in St. Petersburg hatte er bald alle Tage die Ehre, Catharine II. zu sehen und zu hören; und er redete nie anders, als mit Enthusiasmus und Bewunderung von ihr. Allein aller Güte ungeachtet, mit welcher ihn die Monarchin zu überhäufen geruhete, war er so wenig dazu gemacht, am Hofe zu leben, daß es nicht fehlen konnte, er mußte allerley unbeholfenes Zeug in Menge machen. Nebendem hatten die Kälte und das Wasser der Neva seine Gesundheit ausserordentlich zerrüttet. Als ihn daher die Kaiserin fragte: Was ihn denn vorzüglich glücklich machen könnte? bat er sie: Ihm irgend eine Kleinigkeit zu schenken, die sie an ihrer Person getragen hätte, und ihm einen Menschen anzuweisen, der ihn nach Haus begleiten könnte. J. M. gaben ihm hierauf einen Fingerring mit einem geschnittenen Stein;

seinen Allervertrautesten, und am allermeisten mit seiner Tochter, wurden von da an seine angenehmste Erholung. Diese Tochter, so zärtlich von ihm geliebt,

es war ihr Bildniß, und er schätzte dieses Geschmeid im Verfolg mehr als alle Schätze der Welt. Nebendem zahlte sie ihm die Reisekosten, und gab ihm einen sehr liebenswürdigen Mann, Herrn Bala, zu seinem Begleiter bis in den Haag".

„Diderot bewohnte seit dreyßig Jahren ein viertes Stockwerk; seine Bibliothek war auf dem fünften. Sein Arzt erklärte ihm mehr als einmal, daß es sein Tod seyn würde, wenn er immer steigen müßte. Da die Kaiserin durch den Herrn von Grimm dieses erfuhr, miethete sie ihm ein sehr schönes Appartement, auf einem untersten Stockwerke, in der Straße Richelieu. Jetzt verlies er seinen Landaufenthalt, um solches bewohnen zu können; er war ganz bezaubert davon. Allein er genoß diese Freude nur noch 12. Tage".

(Auszug aus einer Handschrift der Frau von N**).

und so würdig es zu seyn, blieb bis auf seinen letzten Augenblick die eigentliche Lust und der Trost seines Lebens; sie erleichterte ihm mit unermüdlicher Geduld und Sanftmuth die fortdauernden Leiden, und die vielleicht noch peinlichere Langeweile einer Krankheit, deren Ziel er schon seit langer Zeit, ohne Furcht und ohne Schwäche, vorhersah *).

*) „Er starb am 30. Jul. 1784. an den Folgen einer Brustwassersucht; allein, wie es seine Aerzte vorhergesagt, ganz unvermuthet, nachdem er mit besserm Appetit, als sonst seit mehrern Tagen, zu Mittag gespiesen, und sich noch mit dem Ellbogen auf den Tisch stützte, um etwas von eingemachten Früchten zu essen".

„Nachdem sein Leichnam, seinem eigenen mehrmaligen Wunsch zufolge, geöfnet wurde, fand man seinen Kopf eben so gut erhalten, als den eines zwanzigjährigen Jünglings; einen seiner Lungenflügel voll Wasser, und das Herz zwey Drittheile größer als gewöhnlich.

Die ganz ausgetrocknete Gallenblase enthielt ein und zwanzig Steine, wovon der kleinste von der Größe einer Haselnüsse war".

„J. J. 1780. schrieben der Maire und die vier Echevins, auf einen Schluß der Stadt Langres hin, an Diderot, um von ihm ein Portrait zu erhalten, das sie bezahlen wollten; mit der einzigen Bitte, daß er dem Künstler die nöthige Zeit dazu gäbe. Er erwiederte ein solches Ansuchen, wie er es seinen Mitbürgern schuldig war, und schickte ihnen sein von Herrn Houdon verfertigtes Brustbild in Bronze, welches nun auf dem Saal des Rathhauses auf einem Schrank steht, der die Encyclopädie und alle übrigen Werke ihres berühmten Mitbürgers enthält".

(Aus derselben Handschrift.)

Die Nonne.

Die Antwort des Herrn Marquis von Croismare wenn er mir eine giebt, wird mir Stoff zu den ersten Zeilen dieser Erzählung darbieten. Ehe ich an ihn schrieb, wollte ich ihn kennen lernen. Er ist ein Mann von Welt; er hat sich im Dienst ausgezeichnet, ist schon auf Jahren und war verheyrathet; er hat eine Tochter und zwey Söhne, die er liebt, und von denen er geliebt wird; er ist von guter Geburt, besitzt Einsichten, Geist, Munterkeit, Geschmack an den schönen Künsten, und besonders Originalität. Man lobte mir sein gefühlvolles Herz, seine Ehre und seine Rechtschaffenheit, und ich sah aus allem, was man mir von ihm sagte, daß ich nicht zu viel gewagt habe, mich an ihn zu wenden; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich für mein Schicksal intereßiere, ohne zu

wissen, wer ich bin; und eben aus diesem Grund entschliesse ich mich, meine Eigenliebe und meinen Widerwillen zu besiegen, und diese Nachrichten aufzusetzen, in denen ich einen Theil meiner Leiden, ohne Talent und ohne Kunst, mit der Naivität eines Kindes von meinem Alter und der Offenheit meines Charakters schildere. Da mein Beschützer es fordern, oder mich vielleicht die Lust anwandeln könnte, sie zu einer Zeit zu vollenden, wo die Ereignisse meinem Gedächtnisse nicht mehr gegenwärtig wären, so habe ich gedacht, daß dieser kurze Abriß, der sie umfaßt, und der tiefe Eindruck, der mir, so lang ich lebe, davon übrig bleiben wird, hinreichen würden, sie mir mit aller Genauigkeit erinnerlich zu machen. —

Mein Vater war Advokat, und schon ziemlich bey Jahren, als er meine Mutter heyrathete; er hatte drey Töchter von ihr. Sein Vermögen war mehr als hinreichend, um sie gut zu versorgen; aber dazu mußte wenigstens

seine Zärtlichkeit gleich vertheilt seyn, und es fehlt sehr viel, daß ich das sagen könnte. Unstreitig übertraf ich meine Schwestern an Annehmlichkeiten des Geistes und der Gestalt, an Charackter und Talenten, und es schien, als ob meine Eltern dadurch gekränkt würden; denn die Vorzüge, welche mir Natur und Fleiß vor meinen Schwestern verliehen, wurden für mich eine Quelle von Verdruß, so daß ich schon von frühster Jugend auf wünschte, mit ihnen zu tauschen, um eben so lieb und theuer zu seyn, eben so geliebkoset, beständig so in Schutz genommen zu werden, wie sie. Sagte man etwa zu meiner Mutter: Sie haben herrliche Kinder . . . so verstand sich das nie von mir. Zuweilen wurde ich für diese Ungerechtigkeit nachdrücklich gerächet; aber die erhaltenen Lobsprüche kamen mir, wenn wir allein waren, so theuer zu stehen, daß mir Beleidigungen kaum unangenehmer gewesen wären. Je mehr mich die Fremden vorzogen, in desto üblerer Laune war man, wenn sie weggegan-

gen waren. O wie vergoß ich oft Thränen darüber, daß ich nicht häßlich, albern, dumm, einbildisch, kurz mit allen Verkehrtheiten gebohren worden, die den andern bey unsern Eltern so wohl glückten. Ich fragte mich, woher dieses seltsame Betragen bey einem Vater, einer Mutter, die sonst rechtschaffen, billig, und fromm waren, kommen möchte? Soll ich es Ihnen gestehen, mein Herr? Einige meinem Vater im Zorn, (denn er war heftig,) entfallene Worte, einige zu verschiedenen Zeiten aufgefaßte Umstände, das Gerede der Nachbarn, Aeußerungen vom Gesinde, haben mich einen Grund vermuthen lassen, der sie einigermaaßen entschuldigte. Vielleicht hatte mein Vater einige Zweifel über meine Geburt, vielleicht erinnerte ich meine Mutter an einen begangenen Fehler, oder an die Undankbarkeit eines Mannes, den sie zu sehr geliebt hatte — was weiß ich? Aber wären alle diese Vorstellungen falsch, was wage ich dabey, sie Ihnen anzuvertrauen? Sie werden diese

Schrift, und ich werde, verlaßen Sie sich darauf, Ihre Antwort verbrennen. Da wir bald nach einander auf die Welt gekommen, so waren wir alle drey zugleich erwachsen. Es zeigten sich Freyer. Meine ältere Schwester wurde von einem jungen, einnehmenden Mann gesucht. Bald bemerkte ich, daß er mich auszeichnete, und daß ich der Gegenstand seiner häufigen Besuche wurde; aber bald ahndete ich auch alle die Kränkungen, welche mir dieser Vorzug zuziehen könnte, und benachrichtigte meine Mutter davon. Dieß ist vielleicht das einzige Mahl in meinem Leben, wo ich das Glück hatte, etwas zu thun, das ihr angenehm war; und hören Sie, wie ich dafür belohnt wurde. Vier, oder doch wenige, Tage nachher sagte man mir, man habe einen Platz in einem Kloster für mich ausgemacht, und gleich den folgenden Tag wurde ich dahin geführt. Ich war bey Hause so schlimm daran, daß mich diese Veränderung gar nicht kränkte, und ich mit vieler Freude nach St. Maria (dieß war

mein erstes Kloster) gieng. Inzwischen vergaß mich der Liebhaber meiner Schwester, da er mich nicht mehr sah, und ward ihr Gatte. Er nennt sich Herr K * * *, ist Notar und wohnt zu Corbeil, wo er die schlimmste Wirthschaft von der Welt führt. Meine zweyte Schwester heyrathete einen Herrn Bauchon, Seidenhändler zu Paris in der Straße Quincampoix, und lebt ziemlich gut mit ihm.

Nach Versorgung meiner beyden Schwestern, glaubte ich, würde man nun an mich denken, und mich bald wieder aus dem Kloster nehmen. Ich war damahls sechszehn und ein halbes Jahr alt. Man hatte meine Schwestern ansehnlich ausgestattet; ich versprach mir also das gleiche Loos, und mein Kopf war voll von reizenden Entwürfen, als man mich in das Sprachzimmer berief. Es war der Pater Seraphin, Beichtvater meiner Mutter; er war auch der meinige gewesen, und so befand er sich nicht verlegen, mir den Beweggrund seines Besuches zu eröf-

nen; es war darum zu thun, mich zur Annahme der Klostertracht zu bewegen. Ich beschwerte mich laut über diesen sonderbaren Antrag, und erklärte ihm rund heraus, daß ich keinen Geschmack für das Klosterleben fühlte. Desto schlimmer, sagte er; denn Ihre Eltern haben sich für Ihre Schwestern ganz erschöpft, und ich sehe nicht, was sie in den knappen Umständen, in die sie sich versetzt haben, noch für Sie thun könnten. Sehen Sie, Mademoiselle, Sie müssen entweder für immer in diesem Haus bleiben, oder in irgend ein Kloster in der Provinz gehen, wo man Sie für ein mäßiges Kostgeld annehmen wird, und das Sie nicht verlaßen dürfen, als bis nach dem Tod Ihrer Eltern, auf den man wohl nach lange warten kann. . . . Ich beklagte mich bitter, und vergoß einen Strom von Thränen. Die Vorsteherin war vorbereitet; sie erwartete mich bey der Rückkunft aus dem Sprachzimmer. Ich war in einer Verwirrung, die sich nicht ausdrücken läßt. Sie sprach zu mir:

Was haben Sie denn, mein liebes Kind? (sie wußte beßer als ich, was ich hatte) Wie sehen Sie aus! Wahrlich eine solche Verzweiflung, wie die Ihrige, ist unerhört; Sie machen mich zittern. Haben Sie Ihren Herrn Vater oder Ihre Frau Mutter verloren? — Ich war im Begriff, indem ich mich in ihre Arme warf, ihr zu sagen: Ach, wollte Gott! . . . Ich begnügte mich, ihr zu antworten: Ich habe weder Vater noch Mutter; ich bin eine Unglückliche, die man vergeßen hat, und die man hier lebendig begraben will. — Sie ließ den Strom vorüberrauschen, und erwartete den Augenblick der Ruhe. Ich erklärte mich nun deutlicher über das, was man mir so eben angekündiget hatte. Sie schien Mitleiden mit mir zu haben, sie umarmte mich, sie ermunterte mich, nicht einen Stand zu ergreifen, an dem ich keinen Geschmack fände; sie versprach mir zu bitten, Vorstellungen zu machen, dringend anzuhalten. O mein Herr, wie schlau sind diese Klostervorsteherinnen! Sie ha-

ben keinen Begriff davon. Sie schrieb würklich. Sie wußte wohl, was man ihr zur Antwort geben würde, und sie theilte mir dieselbe mit; erst nach langer Zeit lernte ich an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. Indeß war die Bedenkzeit, die man mir gelaßen hatte, zu Ende; sie eröfnete mir das mit einer auf das künstlichste nachgemachten Betrübniß. Zuerst blieb sie stumm, dann ließ sie einige klagende Ausdrücke fallen, aus welchen ich das übrige errieth. Das war eine neue Scene der Verzweiflung; ich werde Ihnen wenig andere zu schildern haben. Sich zu besitzen, ist ihre große Kunst. Sie sagte mir hierauf, ich glaube in der That mit Thränen: Nun, mein Kind, so wollen Sie uns dann verlaßen? Liebes Kind, wir werden Sie nie wieder sehen. . . und andre Dinge, auf die ich nicht acht gab. Ich hatte mich auf einen Stuhl hingeworfen; jetzt sprach ich kein Wort; jetzt schrie ich laut auf; ich saß jetzt unbeweglich; jetzt erhob ich mich wieder; bald lehnte ich mich gegen die Wand, bald

suchte ich meinen Schmerz an ihrem Busen auszuathmen. Nach allen diesen Auftritten sagte sie endlich: Aber warum thun Sie nicht Etwas? Sehen Sie, (doch sagen Sie wenigstens nicht, daß ich Ihnen den Rath gegeben habe:) Sie wissen ein Geheimniß zu bewahren; ich wollte um alles in der Welt nicht, daß man mir einen Vorwurf machen könnte. Was verlangt man eigentlich von Ihnen? Daß Sie den Schleyer nehmen. Gut, warum nehmen Sie ihn nicht? Wozu verpflichtet Sie das? Zu nichts; noch zwey Jahre bey uns zu bleiben. Man weiß nicht wer lebt, wer stirbt; zwey Jahre, das ist Zeit; es können sich in zwey Jahren viele Dinge ereignen. . . Sie verband mit diesem hinterlistigen Antrag so viele Liebkosungen, so viele Freundschaftsversicherungen, so viele süße Falschheiten; ich wußte, wo ich war; ich wußte nicht, wo man mich hinbringen würde, und ließ mich bereden. Sie schrieb also an meinen Vater; ihr Brief war vortreflich; o, was das anbelangt,

blieb nichts zu wünschen übrig; mein Schmerz, meine Betrübniß, meine Einwendungen wurden darin nicht verheelet; ich versichre Sie, ein viel feineres Mädchen, als ich, würde dadurch getäuscht worden seyn; indeßen schloß man damit, daß ich meine Einwilligung gegeben. Mit welcher Schnelligkeit wurde alles zugerüstet! Der Tag war festgesetzt, meine Kleidung fertig, der Augenblick der Ceremonie vorhanden, ohne daß ich mich heute mehr des kleinsten Zwischenraums zwischen diesen Dingen erinnere. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich meinen Vater und meine Mutter sah; daß ich nichts sparte, sie zu rühren, und daß ich sie unbeweglich fand. Ein Herr Abbe Blin, Doctor der Sorbonne, hielt eine Ermahnungsrede an mich, und aus den Händen des Bischofs von Aleppo empfieng ich die Kleidung. Diese Ceremonie hat an sich selbst nichts erheiterndes; an dem Tag war sie trauriger als je. Obschon sich die Nonnen um mich her drängten, mich zu unterstützen, so fühlte ich doch zwanzig-

mal meine Kniee wanken, und war im Begriff auf die Stuffen des Altars zu sinken. Ich hörte nichts, ich sah nichts, ich war sinnlos; man führte mich und ich gieng, man fragte mich und antwortete an meiner Stelle. Indeß, diese schreckliche Ceremonie nahm ein Ende; jedermann entfernte sich, und ich blieb mitten unter der Heerde, mit welcher man mich verbunden hatte. Meine Gesellschafterinnen stellten sich um mich her, umarmten mich und sagten zu einander: Sehen Sie doch, meine Schwester, wie schön sie ist! Wie dieser schwarze Schleyer ihre weiße Haut erhebt! Wie gut ihr diese Binde steht! wie sie ihr Gesicht ründet! wie sie ihr volle Wangen giebt! Wie vortheilhaft diese Kleidung ihrem Wuchs und ihren Armen ist! . . Ich hörte sie kaum, ich war trostlos; indeßen, ich muß es gestehen, als ich allein war, kamen mir ihre Schmeicheleyen wieder zu Sinn; ich konnte mich nicht enthalten, sie vor meinem kleinen Spiegel zu untersuchen, und es schien mir, als ob

sie nicht ganz ungegründet wären. Dieser Tag hat seine besondern Ehrenbezeugungen; man trieb sie für mich noch weiter als gewöhnlich, aber ich hatte wenig Sinn dafür; man gab sich das Ansehen, das Gegentheil zu glauben, und es nur zu sagen, obschon der Augenschein zeigte, daß nichts daran war. Des Abends nach dem Gebet, kam die Vorsteherin in meine Zelle. In der That, sagte sie, nachdem sie mich ein wenig betrachtet hatte, ich weiß nicht, warum Sie einen so großen Wiederwillen gegen diese Tracht haben; sie steht Ihnen vortreflich, und Sie sind ganz scharmant; Schwester Susanne ist eine sehr schöne Nonne, man wird sie deßwegen noch mehr lieben. Ey, laßen Sie uns ein bißchen sehen, gehen Sie . . . Sie halten sich nicht gerade genug, man muß nicht so eingebogen seyn. . . . Sie rückte mir den Kopf, die Füße, die Hände, die Taille, die Arme zurecht; es war beynahe eine Lektion von Marcel über die klösterlichen Grazien, denn jeder Stand hat seine eigenen.

Hierauf setzte sie sich und sagte zu mir: Gut; aber wir wollen jetzt ein bischen ernsthaft sprechen. Da haben Sie nun zwey Jahre gewonnen; Ihre Eltern können ihren Entschluß ändern, Sie selbst; Sie werden vielleicht hier zu bleiben wünschen, wenn jene Sie herausnehmen wollen, das wäre gar nicht unmöglich. — Glauben Sie es nicht, Madame! — Sie waren lange unter uns, aber Sie kennen unsre Lebensart noch nicht; sie hat ihre Beschwerden, ganz gewiß, aber sie hat auch ihre Annehmlichkeiten. — Sie werden leicht alles errathen, was sie mir von der Welt und dem Kloster sagen konnte; man findet es allenthalben geschrieben und allenthalben auf die gleiche Art; denn man ließ mich, Gott sey dank, alles lesen, was Ordensleute über ihren Stand, den sie gut kennen und verabscheuen, gegen die Welt die sie lieben, die sie verläumden, und die sie nicht kennen, gesagt haben.

Ich werde Ihnen mein Noviziat nicht ausführlich beschreiben; wenn man es nach seiner gan-

zen Strenge beobachtete, so würde es niemand aushalten; aber so ist es die angenehmste Zeit des klösterlichen Lebens. Eine Novizenmutter ist gemeiniglich die nachsichtsvollste unter den Schwestern, welche man finden kann. Ihr Geschäfte ist, Ihnen alle Dornen, die der Stand hat, zu verbergen; es ist eine fortgehende Uebung in der feinsten und beßt angelegten Verführungskunst. Sie ist es, welche die Dunkelheit, von der Sie umgeben sind, noch dichter macht; welche Sie einwiegt, Sie durch ihre verführerischen Künste einschläfert, und Sie bezaubert. Die unsrige zeigte besondre Zuneigung zu mir. Ich glaube nicht, daß irgend eine junge, unerfahrne Seele gegen dieses verderbliche Talent die Probe halten würde. Die Welt hat ihre Abgründe; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß man auf einem eben so leichten Abhang dahin gelange. Hatte ich etwa gehustet, so war ich des Amtes, der Arbeit, der Betstunde überhoben; ich legte mich früher nieder und

stand später auf, die Ordensregel war für mich nicht da. Stellen Sie sich vor, mein Herr, daß es Tage gab, wo ich nach dem Augenblick seufzte, mich aufzuopfern. Keine fatale Geschichte ereignet sich in der Welt, von der man Sie nicht unterhält; man ordnet die wahren nach Belieben, man erdichtet ganz falsche, und dann ist des Lobes und der Danksagungen kein Ende, daß uns Gott gegen so demüthigende Zufälle sicherstellt. Indeßen rückte die Zeit heran, die ich zuweilen durch meine Wünsche beschleuniget hatte; jetzt ward ich nachdenkend; ich fühlte meinen Wiederwillen aufs neue und verstärkt erwachen. Ich wollte mich der Vorsteherin oder unsrer Novizenmutter entdecken. Diese Damen rächen sich nachdrücklich für die Langeweile, die wir ihnen verursachen; denn man muß nicht glauben, daß die heuchlerische Rolle, welche sie spielen, und die Albernheiten, die sie uns zu wiederholen gezwungen sind, ihnen Vergnügen machen; das wird zuletzt für sie so abgenutzt,

so eckelhaft — aber sie entschließen sich darzu, und das für ein Tausend Thaler, die ihrem Hause dadurch zufallen. Das ist der wichtige Gegenstand, für welchen sie ihr ganzes Leben hindurch lügen, und jungen Unschuldigen eine Verzweiflung von vierzig, von fünzig Jahren, und vielleicht ein ewiges Elend zubereiten; denn es ist sicher, mein Herr, daß von hundert Nonnen, welche vor dem fünfzigsten Jahre sterben, gerade hundert verdammt sind, ohne diejenigen zu zählen, welche unterdeßen närrisch, dumm oder rasend werden.

Eines Tages entwischte eine dieser letztern aus der Zelle, wo man sie eingeschlossen hielt. Ich sahe sie. Das war die Epoche meines Glücks oder meines Unglücks, je nachdem Sie, mein Herr, sich gegen mich benehmen werden. Nie sahe ich etwas so häßliches. Sie war fast ohne Kleidung, mit fliegenden Haaren; sie schleppte eiserne Ketten nach; ihre Augen schweiften wild umher; sie riß sich die Haare aus; sie schlug

sich mit den Fäusten auf die Brust; sie lief, sie heulte, sie stieß die schrecklichsten Verwünschungen gegen sich selbst und die andern aus; sie suchte ein Fenster, um sich hinabzustürzen. Entsetzen ergrif mich, ich zitterte an allen Gliedern; ich sahe in dem Schicksal dieser Unglüklichen mein eigenes, und in meinem Herzen war es auf der Stelle fest entschieden, daß ich lieber tausendmal sterben, als mich dem aussetzen wollte. Man ahndete den Eindruck, den dieser Vorfall auf meinen Geist machen könnte; man glaubte ihm vorbeugen zu müßen. Man sagte mir über diese Nonne, ich weiß nicht wie viel lächerliche, einander widersprechende Lügen: Ihr Verstand wäre schon in Unordnung gewesen, als man sie aufgenommen; sie hätte in einem kritischen Zeitpunkt einen großen Schrecken gehabt; sie habe angefangen Visionen zu bekommen; sie glaube im Umgang mit den Engeln zu stehen; sie habe schädliche Bücher gelesen, die ihr den Verstand verwirrt hätten; sie habe neuerungssüchtigen

Predigern einer übertriebenen Moral Gehör gegeben, und diese hätten ihr eine solche Furcht vor den göttlichen Gerichten beygebracht, daß ihr verwirrter Kopf dadurch ganz überworfen worden; sie sähe nichts mehr als böse Geister, die Hölle und Feuerschlünde; sie wäre sehr unglücklich; es sey unerhört, daß jemals eine solche Person in dem Haus gewesen; und weiß ich, was noch alles. Es verfieng bey mir nichts. Jeden Augenblick fiel mir die wahnsinnige Nonne ein, und ich erneuerte in der Stille meinen Eid, kein Gelübde abzulegen.

Indeßen war jezt der Augenblick da, wo es darauf ankam zu zeigen, daß ich mir Wort zu halten wüßte. Eines Morgens, nach dem Gottesdienst, sah ich die Vorsteherin zu mir hereintretten. Sie hielt einen Brief in der Hand. Ihr Gesicht drückte Betrübniß und Niedergeschlagenheit aus; sie ließ die Arme sinken; es schien als ob ihre Hand nicht Kraft genug hätte, den Brief zu erheben; sie sahe mich an, ihre Augen

schienen voll Thränen zu stehen; sie schwieg, und ich auch; sie erwartete, daß ich zuerst sprechen sollte; ich war in Versuchung dazu, aber ich hielt mich zurück. Sie erkundigte sich nach meinem Befinden: Das Amt habe heut ziemlich lang gedauert; ich hätte ein wenig gehustet, ich schiene ihr etwas unpäßlich zu seyn. Auf alles das war meine Antwort: Nein, meine liebe Mutter. Sie hielt ihren Brief immer in der herabgesunkenen Hand; während jener Fragen legte sie ihn auf ihren Schooß, und ihre Hand verbarg ihn zum Theil; endlich nachdem sie einige Fragen, meinen Vater und meine Mutter betreffend, auf die Bahn gebracht, und sah, daß ich gar nicht zu wißen verlangte, was das für ein Papier sey, sagte sie zu mir: Hier ist ein Brief. . . Bey dem Wort fühlte ich mein Herz beben, und ich versetzte mit gebrochener Stimme und zitternden Lippen: Er ist von meiner Mutter. — Sie haben's errathen; da, lesen Sie. . . — Ich faßte mich ein wenig, ich nahm den Brief; ich las ihn

zuerst mit ziemlicher Standhaftigkeit; aber je weiter ich kam, desto mehr wechselten Schrecken, Unwillen, Zorn, Verdruß, ganz verschiedene Leidenschaften bey mir ab; ich hatte verschiedene Töne, verschiedene Stimmen, und machte verschiedene Bewegungen. Zuweilen konnte ich dieses Papier kaum halten, oder ich hielt es, als wollte ich es zerreißen; oder ich drückte es so heftig zusammen, als ob ich in Versuchung wäre, es zu zerknittern und weit von mir zu werfen. — Nun, mein Kind, was werden wir hierauf antworten? — Sie wißen es, Madame. — O nein, ich weiß es nicht. Die Zeiten sind schlimm; Ihre Familie hat Verlust gelitten; die Umstände Ihrer Schwestern sind in Verfall gerathen, beyde haben viele Kinder; man hat sich für sie erschöpft, als man sie verheyrathete; man richtet sich zu Grund, um sie zu unterstützen. Es ist unmöglich, Sie auf eine anständige Art zu versorgen; Sie haben sich einkleiden laßen, man hat Aufwand gemacht; Sie haben durch jenen

Schritt Hofnungen gegeben; man hat in der Welt ausgestreut, daß Sie unverzüglich Profeß thun würden. Uebrigens rechnen Sie immer auf meinen ganzen Beystand. Ich habe nie jemand zum Klosterleben angelockt; dieß ist ein Stand, zu welchem Gott uns leitet, und es ist sehr gefährlich, unsre Stimme mit der seinigen zu vermengen. Ich werde mich nicht unterfangen, an Ihr Herz zu reden, wenn die Gnade nicht zu ihm spricht; bis jetzt habe ich mir keiner Andern Unglück vorzuwerfen, ich möchte nicht mit Ihnen anfangen, liebes Kind, die mir so theuer ist. Ich habe es nicht vergeßen, daß Sie auf meine Beredungen hin die ersten Schritte thaten, und ich werde nicht zugeben, daß man dieselben mißbrauche, um Sie gegen Ihren Willen zu etwas zu verpflichten. Wir wollen also einmal sehen, wir wollen uns über die Sache einverstehen. Wollen Sie Profeß thun? — Nein, Madame. — Fühlen Sie keine Neigung für das Kloster? — Nein, Madame. — Wollen Sie Ihren Eltern

nicht gehorchen? — Nein, Madame. — Was soll denn aus Ihnen werden? — Alles, nur keine Nonne. Ich will es nicht seyn, ich werde es nicht seyn. — Gut, Sie sollen es nicht werden. Laßen Sie sehen, wir wollen eine Antwort für Ihre Mutter verabreden. . . — Wir wurden über einige Ideen eins; sie schrieb, und zeigte mir ihre Antwort, die mir auch noch sehr gut schien. Indeßen fertigte man den Beichtvater des Hauses an mich ab; man schickte den Doctor, der mir bey der Einkleidung geprediget hatte, zu mir; man empfahl mich der Novizenmutter; ich sahe den Bischof von Aleppo; ich hatte mit frommen Weibern Lanzen zu brechen, die sich in meine Sache mischten, ohne daß ich sie kannte; das waren beständige Conferenzen mit Mönchen und Priestern; mein Vater kam; meine Schwestern schrieben mir; meine Mutter erschien zuletzt; ich wiederstand Allem. Indeßen wurde der Tag für mein Ordensgelübde angesetzt; man versäumte nichts, um meine Einwil-

ligung zu erhalten; aber als man sah, daß es unnütz sey, sich darum zu bewerben, so faßte man den Entschluß, ihrer zu entbehren.

Man schloß mich in eine Zelle ein, man legte mir Stillschweigen auf; ich wurde von aller Welt abgesöndert, mir selbst überlaßen, und ich sah, daß man entschloßen war, ohne mich, über mein Schicksal zu verfügen. Ich wollte mich zu nichts verpflichten, das war ein entschiedener Punkt, und alle wahren oder falschen Schreckbilder, die man mir unaufhörlich vorhielt, machten mich nicht wanken. Indeßen war ich in einer beklagenswürdigen Lage. Ich wußte nicht, wie lange sie fortdauern, und hörte sie auf, so wußte ich noch weniger, was mir wiederfahren könnte. Mitten in dieser Ungewißheit faßte ich einen Entschluß, über den Sie, mein Herr, nach Ihrem Belieben urtheilen mögen. Ich sah niemand mehr, weder die Vorsteherin, noch die Novizen-Mutter, noch meine Gesellschafterinnen. Ich ließ die erstern benachrichtigen, und stellte mich

an, als ob ich mich dem Willen meiner Eltern fügen wollte; aber meine Absicht war, diese Verfolgung auf eine eclatante Art zu endigen, und öffentlich gegen die Gewaltthätigkeit, mit der man umgieng, zu protestieren. Ich sagte also, man sey Herr über mein Schicksal, man könne darüber verfügen, wie man wolle; fordre man, daß ich das Gelübde ablege, so werde ich es thun. Nun war das ganze Haus voll Freude, die Liebkosungen mit allen Schmeicheleyen und aller Verführungskunst kehrten zurück. „Gott habe an „mein Herz geredet; niemand sey zu dem „Stand der Vollkommenheit geschickter, als ich; „es hätte unmöglich anders gehen können, man „habe das immer erwartet; man erfülle seine „Pflichten nicht mit so vieler Erbauung und „Beharrlichkeit, wenn man nicht einen wahren „Beruf dazu habe. Die Mutter der Novizen „habe noch bey keiner ihrer Untergebenen so „untrügliche Merkmale der Berufung gesehen; „sie wäre ganz bestürtzt gewesen, über die Hals-

„starrigkeit, die ich geäußert; aber sie habe un„ster Mutter Vorsteherinn immer gesagt, man „müße Geduld haben, das würde alles vorüber„gehen; die beßten Nonnen hätten dergleichen „Augenblicke gehabt; das seyen Eingebungen des „bösen Geistes, der seine Bemühungen verdopp„le, wenn er auf dem Punckt stehe, seine Beute „zu verlieren; ich wäre ihm glücklich entgangen; „für mich seyen nichts als Rosen übrig; die „Verpflichtungen des Klosterlebens würden mir „desto erträglicher scheinen, je übertriebnere „Vorstellungen ich mir davon gemacht; diese „plötzliche Erschwerung des Jochs sey eine Gna„de des Himmels, der sich dieses Mittels be„diente, um es zu erleichtern„. . . Es kam mir ziemlich sonderbar vor, daß die gleiche Sache von Gott oder von dem Teufel herkam, je nachdem es ihnen beliebte, sie anzusehen. Es giebt viele ähnliche Umstände in den klösterlichen Religionsbegriffen; und von denen, welche mir Trost zusprachen, sagten die einen oft von mei-

nen Gedanken, sie seyen eben so viele Anstiftungen des Satans, und die andern erklärten sie für lauter Eingebungen Gottes. Das gleiche Uebel kommt entweder von Gott, der uns prüft, oder von dem Teufel der uns versucht.

Ich betrug mich mit bescheidener Vorsicht; ich glaubte, mir für mich stehen zu können. Ich sah meinen Vater, er sprach kalt mit mir; ich sah meine Mutter, sie umarmte mich; ich empfieng Beglückwünschungs-Briefe von meinen Schwestern und von vielen andern. Ich erfuhr, daß ein Herr Sornin, Vikar von St. Roch, die Predigt halten, und Herr Thierry, Kanzler der Universität, mein Gelübde empfangen würde. Alles gieng gut, bis auf den Abend vor dem großen Tag; ausgenommen daß ich auf die Nachricht, die Ceremonie würde ingeheim vor sich gehen, es würden sehr wenige Leute zugelaßen und die Thüre der Kirche nur den Verwandten durch die Pförtnerinn geöfnet werden, alle Personen unsrer Nachbarschaft, meine Freunde und meine Freundinnen ein-

laden ließ. Ich bekam auch Erlaubniß, an einige meiner Bekannten zu schreiben. Diese Menge von Leuten, die man wohl nicht erwartet hatte, erschien; man mußte sie hineinlaßen, und die Versammlung war ungefähr so, wie meine Absicht sie erforderte. O mein Herr, welch eine schreckliche Nacht gieng noch vorher! Ich legte mich nicht nieder, ich saß auf meinem Bette. Ich flehte Gott um Hülfe an, ich erhob meine Hände zum Himmel; ich nahm ihn zum Zeugen der Gewalt, die man mir anthat. Ich dachte mir meine Rolle an dem Fuß des Altars: Eine junge Tochter, mit lauter Stimme gegen eine Handlung protestierend, in welche sie eingewilligt zu haben schien; das Aergerniß der Umstehenden, die Verzweiflung der Nonnen, die Wuth meiner Eltern. O Gott, wie wird es mir gehen? . . Bey diesen Worten überfiel mich eine gänzliche Kraftlosigkeit, ich sank ohnmächtig auf mein Hauptküßen; ein alle Glieder durchdringender Schauder, in welchem meine Kniee zusam-

menschlugen und meine Zähne laut klapperten, folgte auf diese Ohnmacht; eine schreckliche Hitze auf jenen Schauder; mein Verstand gerieth in Verwirrung. Ich erinnere mich nicht, weder mich ausgekleidet, noch meine Zelle verlaßen zu haben; und doch fand man mich im bloßen Hemde vor der Thüre der Vorsteherin ausgestreckt, ohne Bewegung, und beynahe ohne Leben. Ich habe dieses nachher erfahren. Am Morgen sahe ich mich in meiner Zelle, mein Bett umgeben von der Vorsteherin, der Mutter der Novizen, und von denen, die man Zugegebene nennt. Ich war sehr matt. Man that verschiedene Fragen an mich; man sah aus meinem Antworten, daß ich von dem, was vorgefallen war, nicht das geringste wußte, und man sprach nicht mehr davon. Man fragte, wie ich mich befände; ob ich auf meinem heiligen Entschluß beharrte, und ob ich mich im Stand fühlte, die Beschwerden des Tages auszuhalten. Ich antwortete, Ja! und gegen ihre Erwartung gieng die Sache ungestört fort.

Man hatte den Tag vorher alles eingerichtet. Man ließ die Glocken ertönen, um jedermann kund zu thun, daß man im Begriff sey, eine Unglückliche zu machen. Das Herz pochte mir noch. Man kam, mich zu putzen; die Toilette ist ein wesentliches Stück dieses Tages. Jezt, da ich mich an alle diese Ceremonien erinnere, dünkt mich, sie hätten etwas Feyerliches und sehr Rührendes für eine junge Unschuldige, deren Neigung nicht anders wohin gezogen würde. Man führte mich in die Kirche, man feyerte die heilige Meße. Der gute Vikar, welcher eine Ergebung bey mir vermuthete, die ich nicht hatte, hielt mir eine lange Predigt, worinn jedes Wort widersinnig war; es fiel sehr in's Lächerliche, was er mir alles von meinem Glück, von der Gnade, von meinem Muth, von meinem Eifer, von meiner Innbrunst, und von allen den schönen Empfindungen vorsagte, die er bey mir voraussetzte. Indeßen beunruhigte mich der Kontrast zwischen seinen Lobsprüchen

und dem Schritt, den ich thun wollte; ich hatte Augenblicke der Unentschloßenheit, die aber bald vorüber giengen; ich fühlte nur um desto stärker daß es mir an allem fehle, was erfordert würde, um eine gute Nonne zu seyn. Endlich kam der fürchterliche Augenblick. Als ich an den Ort gehen mußte, wo ich das bindende Gelübde aussprechen sollte, versagten mir die Füße ihren Dienst; zwey meiner Gesellschafterinnen faßten mich unter den Armen, ich hatte den Kopf auf eine von ihnen gestützt, und schleppten mich so fort. Ich weiß nicht, was in der Seele der Zuschauer vorgieng; aber sie sahen ein junges, dem Tode nahes Schlachtopfer, das man zum Altar trug, und von allen Seiten brachen Seufzer und Schluchzen aus, ohne daß, wie ich gewiß versichert bin, weder von meinem Vater, noch von meiner Mutter dergleichen gehört wurden. Jedermann war aufgestanden; einige junge Leute waren auf die Stühle gestiegen und hatten sich ganz nahe an das Gitter gedrängt; es war eine

tiefe Stille, als der Bischof, welcher bey Abnahme meines Gelübdes den Vorsitz führte, zu mir sagte: Maria Susanna Simonin, versprechen Sie die Wahrheit zu reden? — Ich verspreche es. — Sind Sie aus freyem Willen und ohne allen Zwang hier? — Ich antwortete, Nein; aber meine Begleiterinnen sagten an meiner statt, Ja. — Maria Susanna Simonin, versprechen Sie Gott Armuth, Keuschheit und Gehorsam? — Ich stockte einen Augenblick; der Geistliche wartete und ich antwortete: Nein, Monseigneur. — Er fieng wieder an: Maria Susanna Simonin versprechen Sie Gott Armuth, Keuschheit und Gehorsam? — Ich antwortete ihm mit festerer Stimme: Nein, Monseigneur, nein. — Er hielt inne und sagte zu mir: Mein Kind, faßen Sie sich und horchen Sie auf. — Monseigneur, versetzte ich, Sie fragen mich, ob ich Gott Armuth, Keuschheit und Gehorsam verspreche; ich habe Sie wohl verstanden, und ich antworte Ihnen, Nein. . . Und indem ich mich

gegen die Umstehenden wandte, unter welchen ein ziemlich starkes Gemurmel entstanden war, gab ich ein Zeichen daß ich sprechen wollte; das Geräusch hörte auf, und ich sagte: Meine Herren, und vorzüglich Sie, mein Vater und meine Mutter, ich nehme Sie alle zu Zeugen. . . Bey diesen Worten ließ eine von den Schwestern den Vorhang des Gitters fallen, und ich sahe daß es unnütz wäre zu sprechen. Die Nonnen umringten mich, überhäuften mich mit Vorwürfen; ich hörte sie an ohne ein Wort zu sagen. Man führte mich in meine Zelle, und schloß mich daselbst ein.

Hier ganz allein, meinen Betrachtungen überlaßen, fieng ich an mein Gemüth zu beruhigen; ich dachte an meinen Schritt zurück, und bereute ihn nicht. Ich sah daß ich nach dem Aufsehene welches ich erregt, unmöglich lange mehr hier bleiben könnte, und daß man es vielleicht nicht wagen würde, mich wieder in ein Kloster zu bringen. Ich wußte nicht, was man mit mir

anfangen würde; aber ich konnte mir nichts schlimmeres denken, als gegen seinen Willen Nonne zu seyn. Ich blieb so eingeschloßen, ohne irgend jemand ein Wort sprechen zu hören. Diejenigen, welche mir zu eßen brachten, traten hinein, sezten meine Mahlzeit auf den Boden, und giengen stillschweigend wieder weg. Nach Verfluß eines Monaths brachte man mir weltliche Kleidung, ich legte die Tracht des Hauses ab. Die Vorsteherin kam, und befahl mir, ihr zu folgen; ich folgte ihr bis zu der Klosterpforte, wo ich in eine Kutsche stieg, und in derselben allein meine Mutter fand, die auf mich wartete; ich sezte mich rückwärts, und die Kutsche fuhr fort. Wir blieben eine Zeitlang einander gegenüber ohne ein Wort zu reden; ich schlug die Augen nieder, und wagte es nicht sie anzusehen. Ich weiß nicht, was in meiner Seele vorgieng; aber auf einmal warf ich mich ihr zu Füßen und legte meinen Kopf auf ihren Schooß; ich sagte nichts, aber ich schluchzte und

war dem Ersticken nahe. Sie stieß mich mit Härte zurück, ohne zu sprechen. Ich stand nicht auf, meine Nase blutete; ich ergriff wider ihren Willen eine von ihren Händen, und benezte sie mit meinen Thränen und mit meinem Blut, welches herabrollte; ich drückte meinen Mund auf diese Hand, ich küßte sie und sagte: Sie sind doch meine Mutter, ich bin doch Ihr Kind.... Sie antwortete, indem sie mich noch heftiger zurückstieß, und ihre Hand aus den meinigen losriß: Stehe auf, Unglückliche, stehe auf.... Ich gehorchte ihr, ich sezte mich wieder, und verhüllte mein Gesicht; sie hatte so viel Strenge und Entschlossenheit in den Ton ihrer Stimme gelegt, daß ich es nicht wagte, sie anzusehen. Meine Thränen, und das Blut welches aus meiner Nase herabstürzte, vermischten sich mit einander, flossen an meinen Armen hinunter, und ich war ganz damit bedeckt, ohne daß ich es wahrnahm. Aus einigen Worten, die sie sagte, merkte ich, daß ihr Kleid und ihre Wäsche da-

durch besudelt worden, und daß ihr das verdrüßlich wäre. Wir kamen nach Haus, wo man mich sogleich in eine kleine Kammer führte, die man für mich bereit hielt. Ich warf mich auf der Treppe noch einmal zu ihren Füssen, ich hielt sie bey der Kleidung zurück; aber alles, was ich von ihr erhielt, war, daß sie den Kopf gegen mir umdrehte, und mich mit einem Ausdruck von Unwillen im Mund und in den Augen anblickte, den Sie sich besser vorstellen werden, als ich ihn beschreiben kann.

Ich gieng in mein neues Gefängniß, wo ich sechs Monate zubrachte, während welchen ich täglich fruchtlos um die Begünstigung anhielt, mit ihr zu sprechen, meinen Vater zu sehen, oder ihnen zu schreiben. Man brachte mir zu essen, man bediente mich; eine von dem Gesinde begleitete mich an Feyertagen in die Messe, und schloß mich wieder ein. Ich las, ich arbeitete, ich weinte, ich sang, und so giengen meine Tage hin. Ein geheimes Gefühl hielt mich;

nämlich, daß ich frey sey, und daß mein Schicksal, so hart es auch war, sich ändern könnte. Aber es war entschieden, daß ich eine Nonne seyn sollte, und ich ward es.

So viel Unmenschlichkeit, so viel Eigensinn von Seite meiner Eltern bestärkten mich vollends in dem, was ich über meine Geburt argwohnte; ich konnte nie einen andern Ausweg finden, sie zu entschuldigen. Meine Mutter befürchtete wahrscheinlich, ich möchte einst auf die Theilung des Vermögens zurückkommen; ich möchte meinen rechtmäßigen Antheil fordern, und ein natürliches Kind den rechtmäßigen Kindern an die Seite setzen wollen. Aber was nur bloße Vermuthung war, wird sich bald in Gewißheit verwandeln.

So lang mein Hausarrest dauerte, kam ich selten zur Kirche; indessen schikte man mich den Tag vor großen Festen zur Beichte. Ich habe

Ihnen schon gesagt, daß ich den gleichen Beichtvater wie meine Mutter hatte; ich sprach mit ihm; ich schilderte ihm die ganze Härte des Betragens, das man seit ohngefähr drey Jahren gegen mich angenommen hatte; es war ihm nicht unbekannt; ich beklagte mich vorzüglich bitter und mit Empfindlichkeit über meine Mutter. Dieser Priester hatte spät den geistlichen Stand gewählt, er besaß Menschlichkeit; er hörte mich ruhig an, und sagte zu mir: Mein Kind, beklagen Sie Ihre Mutter, beklagen Sie dieselbe mehr noch, als Sie sie tadeln; sie hat ein gutes Herz, seyen Sie versichert, daß sie gegen ihren Willen sich so benimmt. — Gegen ihren Willen, mein Herr, und was wollte sie dazu zwingen können? Hat sie mich nicht zur Welt gebracht? Und sind denn meine Schwestern und ich so sehr verschieden? — Gar sehr. — Gar sehr! Ihre Antwort ist mir ein Räthsel . . . Ich wollte itzt eine Vergleichung zwischen mir und meinen Schwestern anstellen, als er mich

unterbrach und zu mir sagte: Gehen Sie, gehen Sie, die Unmenschlichkeit ist nicht der Fehler Ihrer Eltern; suchen Sie Ihr Schicksal mit Geduld zu tragen, und sich wenigstens vor Gott ein Verdienst dadurch zu erwerben. Ich werde Ihre Mutter sehen, und Sie können versichert seyn, daß ich mein ganzes Ansehen über sie anwenden werde, Ihnen zu dienen . . . Jenes gar sehr, das er mir zur Antwort gegeben hatte, ließ mir ein Licht aufgehen; ich zweifelte nicht mehr an der Wahrheit dessen, was ich von meiner Geburt gedacht hatte.

Den nächsten Samstag, gegen halb sechs Uhr des Abends, beym Anbruch der Dämmerung, kam die Magd, welche mir zugegeben war, hinauf, und sagte zu mir: Ihre Frau Mutter will, daß Sie sich ankleiden sollen. . . . Eine Stunde nachher: Madame befiehlt, Sie sollen mit mir hinunterkommen. . . . Ich fand vor der Thür' eine Kutsche, in welche das Mädchen und ich einstiegen; und itzt vernahm ich, daß wir zu

dem Pater Seraphin bey den Feuillans giengen. Er erwartete uns, er war allein. Meine Begleiterin entfernte sich, und ich trat in das Sprachzimmer; ich setzte mich, unruhig und neugierig, was er mir zu sagen hätte. Hören Sie, was er mit mir sprach: Mademoiselle, die Entdeckung, welche ich Ihnen machen will, wird das strenge Betragen Ihrer Eltern rechtfertigen; ich habe die Erlaubniß Ihrer Frau Mutter dazu erhalten. Sie sind klug, Sie haben Verstand und Entschlossenheit, Sie sind in einem Alter, wo man Ihnen selbst ein Geheimniß, das Sie nichts angienge, anvertrauen dürfte. Es ist schon lange, seitdem ich Ihre Frau Mutter zum erstenmal ermahnte, Ihnen dasjenige zu eröffnen, was Sie itzt vernehmen werden; sie konnte sich nie dazu entschliessen; es ist hart für eine Mutter, ihrem Kind einen schweren Fehltritt zu gestehen; Sie kennen ihren Charackter; er paßt nicht gut zu der Art von Demüthigung, die mit einem gewissen Geständniß verbunden ist. Sie

glaubte, ohne dieses Hülfsmittel ihren Zweck erreichen zu können; sie hat sich geirrt, sie ist mißmuthig darüber; itzt billiget sie meinen Rath, und sie ist es, welche mir aufgetragen hat, Ihnen anzuzeigen, daß Sie nicht Herrn Simonins Tochter seyen. — Ich antwortete ihm auf der Stelle: Das hatte ich vermuthet. — Sehen Sie nun, Mademoiselle, überlegen Sie, erwägen Sie, urtheilen Sie, ob Ihre Frau Mutter ohne Zustimmung, ja selbst mit der Zustimmung Ihres Herrn Vaters, Sie mit Kindern in eine Klasse stellen könne, deren Schwester Sie nicht sind; ob sie Ihrem Herrn Vater eine Sache gestehen könne, über die er ohnehin schon nur zu viel Verdacht hat. — Aber, mein Herr, wer ist denn mein Vater? — Mademoiselle, das hat man mir nicht anvertraut. Es ist nur gar zu gewiß, fügte er hinzu, daß man Ihre Schwestern ausserordentlich begünstiget, und daß man alle erdenkliche Vorsicht gebraucht hat, um durch Heyrathsverträge, durch Umsetzung des Vermö-

gens, durch Rechtsbestimmungen, durch Fidei-commisse und andere Mittel, Ihren Erbtheil auf nichts zu reducieren, im Fall Sie sich etwa einst an die Gesetze wenden sollten, um ihn zurückzufordern. Wenn Sie Ihre Eltern verlieren, so werden Sie wenig finden. Sie wollen nichts vom Kloster wissen; vielleicht werden Sie es noch bedauern, daß Sie nicht dort sind. — Das kann nicht seyn, mein Herr, ich verlange nichts. — Sie wissen nicht, was Kummer, Arbeit, Dürftigkeit heißt. — Ich kenne wenigstens den Werth der Freyheit, und das Drückende eines Standes, zu welchem man nicht berufen ist. — Ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen hatte; nun ist es Ihre Sache, Mademoiselle, darüber weiter nachzudenken .... und hiemit stuhnd er auf. — Noch eine Frage, mein Herr. — So viel es Ihnen beliebt. — Wissen meine Schwestern von dem, was Sie mir gesagt haben? — Nein, Mademoiselle. — Wie konnten sie sich denn entschliessen, ihre Schwe-

fer zu berauben? Denn dafür hatten sie mich doch. — Ach, Mademoiselle, der Eigennutz! der Eigennutz! sie würden die ansehnlichen Partbien nicht gemacht haben, die sie fanden. Ein jeder sorgt für sich in dieser Welt, und ich rathe Ihnen nicht, auf sie zu zählen, wenn Sie Ihre Eltern verlieren sollten; seyen Sie versichert, daß man Ihnen das Wenige, was Sie mit ihnen zu theilen haben werden, bis auf den Heller streitig machen wird; sie haben viele Kinder, dieß wird ein gar zu anständiger Vorwand seyn, Sie an den Bettelstab zu bringen. Und können sie dann nichts weiter thun, so sind die Männer an allem schuld. Und wirklich, wenn sie auch einige Empfindungen des Mitleidens gegen Sie hegten, so würde die Hülfe, die sie Ihnen ohne Wissen ihrer Männer leisteten, eine Quelle von häuslichem Zwist werden. Ich sehe nichts, als dergleichen Dinge: Hier, selbst rechtmäßige Kinder, die man verläßt; dort Kinder, die man auf Kosten des häuslichen Friedens unterstützt. Und dann, Ma-

demoiselle! das Brod das man aus andern Händen isset, ist sehr hart. Wenn Sie mir folgen, so werden Sie sich mit Ihren Eltern aussöhnen; Sie werden thun, was Ihre Mutter von Ihnen erwarten darf. Sie werden ins Kloster gehen; man wird Ihnen eine kleine Pension auswerfen, mit welcher Sie ihre Ihre Tage, wo nicht glücklich, doch erträglich verleben werden. Uebrigens will ich Ihnen nicht verhehlen, daß die scheinbare Gleichgültigkeit Ihrer Mutter, ihre Hartnäckigkeit Sie einzuschliessen, und einige andere Umstände, an die ich mich izt nicht mehr erinnere, die ich aber zu seiner Zeit wußte, bey Ihrem Vater genau die Würkung hervorgebracht haben, wie bey Ihnen. Ihre Geburt war ihm verdächtig, aber sie ist es ihm nicht mehr; und ohne daß ihm das Geheimniß anvertraut worden, zweifelt er nicht, daß Sie ihm auf keine andere Art angehören, als vermittelst des Gesetzes, welches die Kinder demjenigen zuerkennt, der den Namen des Ehegat-

ten trägt. Gehen Sie, Mademoiselle! Sie sind gut und vernünftig; denken Sie dem nach, was Sie so eben vernommen haben.

Ich stuhnd auf, ich fieng an zu weinen; ich sah, daß er selbst gerührt war; er erhob die Augen langsam zum Himmel, und führte mich zurück. Ich nahm meine Begleiterin zu mir, wir stiegen in die Kutsche und kamen wieder nach Hause. Es war spät. Ich brachte einen Theil der Nacht mit Nachdenken über das, was mir entdeckt worden war, zu; es beschäftigte mich noch den folgenden Tag. Ich hatte keinen Vater mehr, den Zweifel hatte mir meine Mutter gehoben; man hatte alle Vorsichts-Maasregeln genommen, damit ich an die Vorrechte meiner gesetzmäßigen Geburt keinen Anspruch machen könnte; ein sehr harter Hausarrest; keine Hofnung, kein Rettungsmittel. Vielleicht wenn man sich früher, gleich nach der Versorgung meiner Schwestern, gegen mich erklärt hätte, würde man mich im Hause behalten haben, welches

nicht aufhörte, häufig besucht zu werden; es hätte sich vielleicht jemand gefunden, dem mein Charackter, mein Verstand, meine Gestalt und meine Talente, als eine hinlängliche Aussteuer vorgekommen wären. Die Sache war noch itzt nicht unmöglich; aber das Aufsehen, das ich in dem Kloster verursacht hatte, machte sie schwerer. Man begreift nicht leicht, wie ein Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren ohne eine seltene Festigkeit sich zu einem so verzweifelten Schritt entschliessen konnte. Die Männer loben diese Eigenschaft sehr; aber mich dünkt, sie entbehren sie gern bey denen, welche sie zu ihren Gattinnen wählen. Indessen konnte man doch immer einen Versuch machen, ehe man auf einen andern Ausweg dachte; ich faßte den Entschluß mich darüber gegen meine Mutter zu erklären, und ließ sie um eine Unterredung bitten, die mir bewilliget wurde.

Es war im Winter. Sie saß auf einem Lehnstuhl vor dem Feuer; ihr Gesicht war ernst,

ihr Blick starr und in ihren Zügen keine Bewegung sichtbar. Ich näherte mich ihr, ich warf mich ihr zu Füßen, und bat sie um Verzeihung für alles, worinn ich mich verfehlt hätte. Sie antwortete mir: Du mußt sie durch das, was du mir zu sagen hast, verdienen. Stehe auf dein Vater ist abwesend, du hast alle Zeit dich zu erklären. Du hast den Pater Seraphin gesehen; du weist jtzt, wer du bist, und was du von mir erwarten darfst, wenn du nicht Willens bist, mich mein ganzes Leben hindurch für einen Fehler zu bestrafen, für welchen ich schon mehr als zu viel gebüsset habe. Nun, Kind, was willst du von mir? Wozu hast du dich entschlossen? Mamma, sagte ich zu ihr, ich weiß, daß ich nichts habe, und daß ich auf nichts Anspruch machen darf. Ich bin weit entfernt Ihren Kummer, von welcher Art er sey, zu erschweren; vielleicht würden Sie mich unterwürfiger gegen Ihren Willen gefunden haben, wenn Sie mich früher von einigen Umständen unterrichtet hät-

ten, die ich nicht leicht vermuthen konnte. Doch jtzt bin ich unterrichtet; ich kenne mich jtzt, und es bleibt mir nichts übrig, als mich meinem Stand gemäß zu betragen. Der Unterschied, den man zwischen mir und meinen Schwestern gemacht hat, befremdet mich nicht mehr; ich erkenne die Rechtmäßigkeit desselben, ich unterziehe mich; aber ich bleibe immer Ihr Kind. Sie haben mich unter Ihrem Herzen getragen, und ich hoffe, daß Sie es nicht vergessen werden. — Wehe mir, versezte sie lebhaft, wenn ich dich nicht, in so weit es bey mir steht, dafür anerkennen wollte! — Nun dann, Mamma, sagte ich zu ihr, so schenken Sie mir Ihre Güte; schenken Sie mir ihre Gegenwart, schenken Sie mir die Zärtlichkeit dessen wieder, der sich für meinen Vater hält. — Nur wenig fehlt noch, erwiederte sie, so ist er über deine Geburt eben so ausser Zweifel, wie du und ich. Ich sehe dich nie an seiner Seite ohne seine Vorwürfe zu hören; sie treffen mich vermittelst der Härte, mit

welcher er dich behandelt; hoffe von ihm nicht die Empfindungen eines zärtlichen Vaters. Und dann, soll ich dir's gestehen? Du erinnerst mich an eine Verrätherey, an eine so verhaßte Undankbarkeit von Seite eines andern, daß mir der Gedanke daran unerträglich ist; dieser Mann steht immer zwischen mir und dir, er stößt mich zurück, und der Haß, den ich ihm schuldig bin, erstreckt sich bis auf dich. — Was! sagte ich zu ihr, darf ich nicht hoffen, daß Sie und Herr Simonin mich wie eine Fremde, wie eine Unbekannte behandeln, die Sie aus Menschlichkeit aufgenommen hätten? — Das können wir nicht, weder er noch ich. Meine Tochter vergifte nicht länger mein Leben. Wenn du keine Schwestern hättest, so wüßte ich wohl, was mir zu thun geführte; aber du hast ihrer zwey, und beyde haben eine zahlreiche Familie. Es ist lange, seitdem die Leidenschaft, die mich unterstützte, erloschen ist; das Gewissen hat seine Rechte behauptet. — Aber der, welchem ich das Leben

verdanke. . . . Er ist nicht mehr, er ist gestorben ohne sich deiner zu erinnern, und das ist das kleinste seiner Verbrechen. . . . Hier veränderte sich ihre ganze Gestalt, ihre Augen funkelten, Unwillen herrschte in ihren Gesichtszügen; sie wollte sprechen, aber sie brachte keinen vernehmlichen Ton hervor, das Zittern ihrer Lippen verhinderte sie daran. Sie saß und neigte den Kopf auf ihre Hände herab, um mir die gewaltsamen Bewegungen zu verbergen, welche in ihr vorgiengen; sie blieb einige Zeit in dieser Lage, dann stand sie auf, gieng einige mal in dem Zimmer herum ohne ein Wort zu sprechen; sie hemmte mit Mühe die Thränen, welche herabflossen und sagte: Das Ungeheuer! es lag nicht an ihm, daß all der Schmerz, den er mir verursachte, dich nicht unter meinem Herzen erstickte; aber Gott hat uns beyde erhalten, damit die Mutter durch das Kind für ihren Fehler büße. Meine Tochter, du hast nichts, du hast nie etwas zu erwarten. Das Wenige, was ich für dich thun

kann, raube ich deinen Schwestern; siehe da die Folgen einer einzigen Schwachheit. Indessen hoffe ich mir auf dem Todbette nichts mehr vorwerfen zu dürfen; ich werde durch meine Sparsamkeit deine Aussteuer zu erwerben wissen. Ich mißbrauche die Güte meines Gatten nicht; aber ich lege täglich auf die Seite, was ich von Zeit zu Zeit von seiner Freygebigkeit erhalte. Ich habe meine Juwelen verkauft, und von ihm Erlaubniß bekommen, nach meinem Gefallen über das Erlöste verfügen zu können. Ich liebte das Spiel, und spiele nicht mehr; ich liebte die Schauspiele, und habe mich derselben beraubt; ich liebte die Gesellschaft, und lebe zurückgezogen; ich liebte den Putz, und habe ihm entsagt. Wenn du in's Kloster gehest, wie es mein und Herrn Simonins Wille ist, so wird der Ertrag dessen, was ich täglich mir selbst entziehe, deine Aussteuer seyn. — Aber, Mamma, sagte ich, es kommen noch einige brave Leute hieher; vielleicht findet sich einer darunter, der, zufrieden mit meiner Person,

nicht einmal die Ersparnisse verlangt, welche Sie zu meiner Versorgung bestimmt haben. — Daran ist nicht mehr zu denken; das Aufsehen, welches du gemacht hast, hat alles verdorben. — Giebt es kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen? — Keines. — Aber wenn sich kein Gemahl für mich findet, muß ich mich darum nothwendig in ein Kloster einsperren? — Wenigstens, wenn du nicht meinen Schmerz und meine Gewissensbisse unterhalten willst, bis meine Augen geschlossen sind. Meine Stunde wird kommen; deine Schwestern werden in diesem schrecklichen Augenblick um mein Bette stehen; bedenke, ob ich dich unter ihnen sehen könnte, und welchen Eindruck deine Gegenwart in diesen lezten Augenblicken machen müßte! Meine Tochter, (denn das bist du auch gegen meinen Willen), deine Schwestern haben durch die Gesetze einen Namen erhalten, welchen dir das Verbrechen gab; kränke nicht eine sterbende Mutter, laß sie im Frieden in's Grab hinunter steigen, und vergönne ihr, wenn sie auf dem Punkt steht,

vor dem großen Richter zu erscheinen, daß sie sich selbst sagen könne, sie habe ihren Fehler, soviel an ihr war, wieder gut gemacht; vergönne ihr, sich zu schmeicheln, du werdest nach ihrem Tode die Familie nicht beunruhigen; du werdest dir nicht Rechte anmaaßen, die dir nicht zukommen. — Mamma, sagte ich zu ihr, seyen Sie ruhig darüber; laßen Sie einen Rechtsgelehrten kommen, daß er eine Entsagungsakte aufseze, und ich werde alles, was Sie wollen, unterschreiben. — Das kann nicht seyn. Ein Kind enterbt sich nicht selbst; das ist die Strafe eines Vaters und einer Mutter, die mit Recht erzürnt sind; wenn es Gott gefiele mich morgen abzufordern, so müßte ich mich morgen zu diesem äußersten Schritt entschließen, uud mich meinem Mann entdecken, um gemeinschaftlich mit ihm die gleichen Maaßregeln zu nehmen. Setze mich nicht einer unbescheidenen Handlung aus, die mich in seinen Augen verhaßt machen, und für dich entehrende Folgen nach sich ziehen würde. Wenn du

mich überlebest, so wirst du ohne Namen, ohne Vermögen und ohne Stand bleiben. Unglükliche, sage mir, was wird aus dir werden; was für Vorstellungen willst du, daß ich mit in mein Grab nehme? Ich werde also deinem Vater sagen müßen. . . Was werde ich ihm sagen? Daß du nicht sein Kind seyest! . . . Meine Tochter, wäre nichts weiter erforderlich, als sich dir zu Füßen zu werfen, um von dir zu erhalten . . . aber du fühlest nichts, du hast die unbiegsame Seele deines Vaters . . . — In diesem Augenblick trat Hr. Simonin hinein; er sah die Gemüthsbewegung seiner Gattin, er liebte sie; er war heftig; er stand auf einmal still, warf fürchterliche Blicke auf mich, und sagte zu mir: Gehe hinaus. . . Wenn er mein Vater gewesen wäre, so hätte ich ihm nicht gehorcht; aber er war es nicht. Er fügte hinzu, indem er sich an die Magd wandte, die mir leuchtete: Saget ihr, daß sie sich nicht mehr zeige.

Ich verschloß mich wieder in mein kleines Ge-

fängniß. Ich dachte dem nach, was mir meine Mutter gesagt hatte; ich warf mich auf die Knie, ich betete zu Gott um seine Eingebung; ich betete lange, ich blieb mit dem Gesicht auf dem Boden liegen. Man ruft beynahe nie die Stimme des Himmels an, als wenn man nicht weiß, wozu man sich entschließen soll; und es ist selten, daß er uns dann nicht rathe, zu gehorchen; das war auch der Entschluß, den ich ergriff. Man will, ich soll eine Nonne seyn, vielleicht ist das auch der Wille Gottes; nun, ich will es werden; da ich doch unglücklich seyn soll, was liegt daran, wo ich es sey? . . . Ich bat meine Aufwärterin, es mir zu sagen, wenn mein Vater ausgegangen wäre. Gleich den folgenden Tag verlangte ich von meiner Mutter die Erlaubniß, sie zu sehen; sie ließ mir antworten, daß sie Hrn. Simonin das Gegentheil versprochen habe; aber ich könnte ihr mit einem Bleystift, das man mir gab, schreiben. Ich schrieb auf ein Stückgen Papier (man hat dieses fatale Papier wieder ge-

funden, und sich desselben nur gar zu gut gegen mich bedient): „Mamma, es thut mir leid, „daß ich Ihnen so viel Kummer verursacht habe; „ich bitte Sie um Verzeihung; meine Absicht ist, „ihm ein Ende zu machen. Verordnen Sie über „mich, was Ihnen gefällt; ist es Ihr Wille, „daß ich in's Kloster gehe, so wünsche ich, daß „es auch der Wille Gottes sey„. . . Die Magd nahm diesen Zettel, und brachte ihn meiner Mutter. Einen Augenblick nachher kam sie wieder hinauf, und sagte vor Freude außer sich zu mir: Mademoiselle, da es nur ein Wort brauchte, um Ihren Vater, Ihre Mutter und sich selbst glücklich zu machen, wie konnten Sie sich so lange bitten laßen? Der Herr und die Frau haben eine Miene, wie ich sie, seitdem ich hier bin, nie an ihnen gesehen habe; sie zankten sich unaufhörlich Ihretwegen; Gottlob, ich werde das nicht wieder sehen. . . Während sie mit mir redete, war es mir, als ob ich itzt eben mein Todesurtheil unterzeichnet hätte, und diese Ahn-

dung, mein Herr, wird in Erfüllung gehen, wenn Sie mich verlaßen. Einige Tage, giengen hin ohne daß ich von etwas weiter sprechen hörte; aber eines Morgens, gegen neun Uhr, öfnete sich rasch meine Thür; es war Hr. Simonin, welcher im Schlafrok und in der Nachtmütze hereintrat. Seitdem ich wußte, daß er nicht mein Vater wäre, verursachte mir seine Gegenwart nichts als Schrecken. Ich stand auf, ich machte ihm eine Verbeugung. Es schien mir, als ob ich zwey Herzen hätte: Ich konnte nicht an meine Mutter denken, ohne erweicht zu werden, und ohne daß mich die Lust zu weinen ankam; mit Hrn. Simonin war es nicht so. Es ist gewiß, daß ein Vater eine Art von Empfindung einflößt, die man außer ihm für keinen Menschen in der Welt fühlt; man weiß das nicht, als wenn man sich, so wie ich, einem Manne gegenüber sah, welcher lange Zeit jenen ehrwürdigen Charakter getragen und ihn eben erst verloren hat; andern wird es immer unbekannt

bleiben. Wenn ich von ihm weg zu meiner Mutter kam, so schien ich mir ganz eine andere zu seyn. Er sagte zu mir: Susanne, erkennst du dieses Billet an? — Ja. — Hast du es freywillig geschrieben? — Ich kann nicht anders als ja sagen. — Bist du wenigstens entschloßen zu erfüllen, was es verspricht? — Ich bin es. — Hast du nicht eine Vorliebe für dieses oder jenes Kloster? — Nein, sie sind mir alle gleichgültig. — Das ist genug.

Dieß war meine Antwort, aber unglücklicher Weise wurde sie nicht geschrieben. Vierzehn Tage hindurch hörte ich von nichts weiter sprechen; es schien mir, man habe sich an verschiedene Klöster gewendet, und das Aergerniß wegen meinem vorigen Schritt habe es verhindert, mich als Postulantin anzunehmen. Zu Longchamp machte man weniger Schwierigkeiten; und das ohne Zweifel, weil man merken ließ, daß ich Musik verstünde und eine gute Stimme hätte. Man vergrößerte mir die Mühe, die man ge-

habe, und die Gewogenheit, die man mir bewiesen habe, mich in dieses Haus aufzunehmen, nicht wenig; man verpflichtete mich sogar, an die Vorsteherin zu schreiben. Ich sah die Folgen dieses schriftlichen Zeugnisses, das man forderte, nicht ein; man befürchtete wahrscheinlich, ich möchte einst gegen meine Gelübde Einwendungen machen; man wollte eine eigenhändige Versicherung von mir haben, daß sie frey gewesen seyen. Wie hätte ohne einen solchen Beweggrund dieser Brief, der in den Händen der Vorsteherin bleiben sollte, in der Folge meinen Schwägern in die Hände gerathen können? Aber lassen Sie uns schnell die Augen hierüber schliessen; sie zeigen mir Hrn. Simonin, wie ich ihn nicht sehen will; er ist nicht mehr. Ich wurde nach Longchamp geführt, meine Mutter begleitete mich. Ich verlangte nicht von Hrn. Simonin Abschied zu nehmen; ich gestehe, daß ich erst auf dem Wege daran dachte. Man erwartete mich; das Gerücht von meiner Geschichte

und von meinen Talenten war mir vorausgegangen. Man sagte mir nichts über jene, aber man hatte nichts dringenders als zu erfahren, ob die gemachte Acquisition sich der Mühe verlohnte. Nachdem man sich über viele gleichgültige Dinge unterhalten hatte, (denn Sie werden leicht denken, daß man nach dem, was mir begegnet war, weder von Gott, noch von meiner Berufung, nach von den Gefahren der Welt, noch von der Annehmlichkeit des Klosterlebens mit mir sprach, und daß man nicht ein Wort von allen den frommen Abgeschmacktheiten wagte, mit welchen man sonst diese ersten Augenblicke ausfüllt), so sagte die Priorin: Mademoiselle, Sie verstehen Musik, Sie singen; wir haben ein Klavier; wenn es Ihnen gefällt, so wollen wir in unser Sprachzimmer gehen . . . Mein Geist war gedrückt; aber itzt war es nicht Zeit Widerwillen merken zu lassen. Meine Mutter gieng voran, ich folgte ihr; die Vorsteherin, nebst einigen Nonnen, welche die Neugier herbeyge-

zogen hatte, schlossen den Zug. Es war Abend; man brachte mir Wachslichter, und ich setzte mich ans Klavier; ich präludierte lange, während ich ein musikalisches Stück in meinem Gedächtniß, das derselben voll ist, aufsuchte, und keines fand. Indessen drang die Vorsteherin in mich, und ich sang, ohne Arges daraus zu haben, aus Gewohnheit, weil mir das Stück geläufig war: Traueranstalt, blasse Lichter; Tag dem keine Nacht je glich u. s. w. Ich weiß nicht, was für eine Würkung das machte; aber man hörte mir nicht lange zu; man unterbrach mich durch Lobsprüche, die ich mich verwunderte, so bald, und mit so leichter Mühe verdient zu haben. Meine Mutter übergab mich in die Hände der Vorsteherin, reichte mir ihre Hand zum Kuß, und kehrte zurück.

So war ich also itzt in einem andern Kloster, als eine die aufgenommen zu werden begehrte, und es allem Anschein nach aus freyem Willen begehrte. Aber Sie, mein Herr, der Sie bis

auf diesen Augenblick alles wissen, was vorgefallen ist, was halten Sie davon? Die meisten dieser Umstände wurden nicht angeführt, als ich gegen mein Gelübde protestieren wollte; die einen, weil es Wahrheiten waren, die nicht bewiesen werden konnten; die andern, weil sie mich verhaßt gemacht hätten, ohne mir zu nützen. Man würde in mir nur ein unnatürliches Kind gesehen haben, welches das Gedächtniß seiner Eltern schändete, um seine Freyheit zu erhalten. Man hatte den Beweis für das, was gegen mich war; was für mich war, konnte weder gesagt noch bewiesen werden. Ich wollte nicht einmal, daß man die Richter den Verdacht in Ansehung meiner Geburt merken liesse; mein Advokat war Willens den Beichtvater meiner Mutter und den meinigen in den Prozeß zu ziehen, was ich aber noch viel weniger zugeben wollte. Aber noch etwas, aus Furcht ich möchte es vergessen, und die Begierde, mir zu dienen, Sie verhindern daran zu denken: Ich glaube,

Ihrer bessern Meynung unvorgreiflich, man müsse nichts davon sagen, daß ich Musik verstehe und das Klavier spiele; dieser einzige Umstand wäre hinreichend mich zu verrathen. Das Prahlen mit jenen Talenten paßt nicht zu der Dunkelheit und Sicherheit die ich suche; Leute von meinem Stand kennen diese Dinge nicht, und sie müssen mir fremd seyn. Wenn ich gezwungen bin auszuwandern, so werde ich durch sie meinen Unterhalt erwerben. Auszuwandern! sagen Sie mir doch warum dieser Gedanke mir so fürchterlich ist? Weil ich nicht weiß, wohin ich gehen soll; weil ich jung und ohne Erfahrung bin; weil ich die Menschen und das Laster fürchte; weil ich immer eingeschlossen lebte, und weil ich glauben würde, ausserhalb Paris in der Welt verloren zu seyn. Das alles ist vielleicht nicht wahr; aber es ist das, was ich fühle. Mein Herr! ob ich nicht wisse, wohin ich gehen, noch was aus mir werden soll, das hängt von Ihnen ab.

Die Vorsteherinnen von Longchamp wechseln, so wie in den meisten Klöstern, von drey Jahren zu drey Jahren ab. Eine Frau von Moni hatte die Stelle angetretten, als ich in das Haus gebracht wurde; ich kann Ihnen nicht zu viel Gutes von ihr sagen, und doch ist's eben ihre Güte, die mich unglücklich machte. Sie war eine Frau von Verstand, die das menschliche Herz kannte; sie bewies sich voll Nachsicht, obschon niemand ihrer weniger bedurfte; wir waren alle ihre Kinder. Sie sah keine Fehler, als die, welche sie nicht umhin konnte zu bemerken, oder deren Wichtigkeit ihr nicht erlaubte, sie zu übersehen. Ich spreche ohne Eigenutz davon; ich beobachtete meine Pflicht pünktlich, und sie würde mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich keinen begieng, für den sie mich zu strafen, oder den sie mir zu verzeihen hatte. Wenn sie Vorliebe äusserte, so wurde sie ihr durch Verdienste eingeflößt; ich weiß nicht, ob es sich mir nach diesem noch geziemt,

Ihnen zu sagen, daß sie mich zärtlich liebte, und daß ich keine der lezten unter ihren Günstlingen war. Das weiß ich, daß ich mir hier ein großes Lob ertheile, größer als Sie, der sie nicht gekannt hat, es sich vorstellen können. Der Name Favoritin wird den Lieblingen der Vorsteherin von den andern aus Neid gegeben. Wenn ich der Frau von Moni einen Fehler vorzuwerfen hätte, so wäre es der, daß ihre Neigung für Tugend, für Frömmigkeit, für Redlichkeit, für Sanftmuth, für Talente, für Rechtschaffenheit, sie offenbar hinriß, und daß sie wohl wußte, daß diejenigen, welche darauf keinen Anspruch hätten, dadurch nur desto mehr gedemüthiget würden. Sie hatte auch die Gabe, welche vielleicht in Klöstern gewöhnlicher ist, als in der Welt, die Geister schnell zu unterscheiden. Eine Nonne, welche ihr nicht gleich Anfangs gefiel, gefiel ihr selten nachher. Sie säumte nicht, mir ihre Zuneigung zu schenken, und ich hatte von Anfang an das größte Zu-

trauen gegen sie. Wie bedaure ich die, bey denen sie es nicht ohne Mühe erwarb! sie mußten ganz verdorben, ohne Rettung verdorben, und sich dessen bewußt seyn. Sie sprach mit mir über meine Begebenheit zu St. Marie; ich erzählte sie ihr ohne alle Verstellung wie Ihnen; ich sagte ihr alles, was ich Ihnen geschrieben habe; was meine Geburt betraf und meine bisherigen Leiden, nichts wurde vergessen. Sie beklagte mich, sie tröstete mich, sie ließ mich eine angenehmere Zukunft hoffen. Indessen verfloß die Zeit des Postulats; es war itzt darum zu thun, die Kleidung anzunehmen, und ich nahm sie. Ich hielt mein Noviciat ohne Widerwillen aus; ich gehe schnell über diese beyden Jahre weg, weil sie nichts trauriges für mich hatten, als das geheime Gefühl, daß ich mich Schritt für Schritt dem Eintritt in einen Stand näherte, für welchen ich nicht geschaffen war. Zuweilen wachte es mit Gewalt auf; aber dann eilte ich sogleich zu meiner guten Vorsteherin,

welche mich umarmte, welche Licht in meine Seele brachte, welche mir ihre Gründe mit Nachdruck auseinandersetzte, und zulezt immer damit schloß, mir zu sagen: Und haben denn die andern Stände nicht auch ihre Dornen? Man fühlt nur die seinigen. Komm mein Kind, wir wollen niederknien und beten. . . . . . Dann warf sie sich nieder und betete laut; aber mit so viel Salbung, Beredsamkeit, Lieblichkeit, Erhebung und Nachdruck, daß es war als ob der Geist Gottes durch sie spreche. Ihre Gedanken, ihre Ausdrücke, ihre Bilder durchdrangen das Innerste des Herzens; zuerst hörte man ihr zu, nach und nach wurde man hingerissen, man vereinigte sich mit ihr, die Seele war vor Wonne ausser sich, und man theilte ihr Entzücken. Ihre Absicht war nicht zu verführen, aber gewiß ist's, daß sie es that; man gieng mit einem glühenden Herzen von ihr, Freude und Entzücken stralten aus dem Gesicht; man vergoß so süße Thränen! Dieser Eindruck aus-

serte sich bey ihr selbst, sie behielt ihn lange, und er dauerte auch bey andern fort. Ich berufe mich darüber nicht blos auf meine eigene, sondern auf die Erfahrung aller Nonnen. Einige sagten mir, das Bedürfniß nach Trost erwecke in ihnen eben die Empfindung, welche ein sehr großes Vergnügen verursacht, und ich glaube, daß mir nur ein wenig mehr Uebung fehlte, um es dahin zu bringen. Indessen verfiel ich bey der Annäherung meines Gelübdes in eine so tiefe Melancholie, daß meine gute Vorsteherin dadurch fürchterlichen Prüfungen ausgesetzt wurde; ihr Talent verließ sie, sie gestand es mir selbst. Ich weiß nicht, sagte sie zu mir, was in mir vorgeht; mich dünkt, wenn Sie kommen, so entferne sich Gott, und sein Geist höre auf zu sprechen; vergebens erwecke ich mich, suche Ideen auf, bestrebe mich meine Seele zu erheben; ich bin nur ein gewöhnliches, beschränktes Weib; ich scheue mich zu sprechen. . . . Ach! liebe Mutter, erwiederte ich,

welch' eine Ahndung! Wenn Gott es wäre, der Sie verstummen machte! .... Eines Tages, wo ich mich unschlüßiger und niedergeschlagener als je fühlte, gieng ich in ihre Zelle. Meine Gegenwart machte sie anfangs bestürzt; sie las wahrscheinlich in meinen Augen, an meiner ganzen Person, daß das tiefe Gefühl, welches ich in mir trug, ihre Kräfte überstiege; und sie wollte nicht kämpfen, ohne des Sieges gewiß zu seyn. Indessen machte sie einen Versuch mit mir, sie wurde nach und nach warm; so wie mein Schmerz wich, nahm ihr Enthusiasm zu. Sie warf sich plötzlich auf die Knie, ich folgte ihrem Beyspiel. Ich glaubte ihr Entzücken theilen zu können, ich wünschte es; sie sprach einige Worte, dann schwieg sie auf einmal still. Ich wartete vergebens, sie redete nicht mehr; sie stuhnd auf, sie weinte heftig, ergriff mich bey der Hand, und drückte mich in ihre Arme: Ach! liebes Kind, sagte sie zu mir, welch' eine grausame Würkung haben Sie bey mir hervor-

gebracht. Sehen Sie, es ist aus! der Geist ist weggewichen, ich fühle es; gehen Sie, daß Gott selbst mit Ihnen rede, weil es ihm nicht gefällt, sich durch mich zu offenbaren. . . . . In der That, ich weiß nicht was in ihr vorgegangen war: Ob ich ihr Mistrauen in ihre Kräfte eingeflößt hatte, das sich nicht mehr verlor; ob sie durch mich schüchtern geworden war, oder ob ich wirklich ihren Umgang mit dem Himmel unterbrochen hatte; aber das Talent zu trösten bekam sie nicht wieder. Den Tag vor Ablegung meines Gelübdes gieng ich zu ihr; ihre Traurigkeit war der meinigen gleich. Ich fieng an zu weinen, sie auch; ich warf mich ihr zu Füssen, sie gab mir ihren Segen; sie hob mich auf, umarmte mich, und entließ mich mit den Worten: Ich bin müde zu leben, ich wünsche mir den Tod; ich habe von Gott gebeten, diesen Tag nicht zu sehen; aber es ist nicht sein Wille. Gehen Sie, ich werde mit Ihrer Mutter sprechen; ich werde die Nacht im Gebet zu-

bringen; beten Sie auch, aber legen Sie sich nieder, ich befehle es Ihnen. . . . Erlauben Sie mir, antwortete ich, mich mit Ihnen zu vereinigen. . . . . Ich erlaube es Ihnen von neun bis eilf Uhr, nicht länger, nicht länger. Um halb zehn Uhr werde ich anfangen zu beten, und Sie auch; aber um eilf Uhr lassen Sie mich allein beten, und legen Sie sich zur Ruhe. Gehen Sie, liebes Kind, ich werde den übrigen Theil der Nacht vor Gott durchwachen.

Sie wollte beten, aber sie konnte es nicht. Ich schlief, und indeßen gieng diese Heilige in den Gängen herum, klopfte an jeder Thür, weckte die Nonnen auf, und ließ sie ohne Geräusch in die Kirche hinunter gehen. Alle begaben sich dahin; und als sie dort waren, forderte sie dieselben auf, sich für mich zum Himmel zu wenden. Dieses Gebet wurde anfangs still verrichtet; hierauf löschte sie die Lichter aus; alle mit einander sangen das Miserere, die Vorsteherin ausgenommen, welche, an dem Fuß des Altars

niedergeworfen, sich auf eine grausame Art kasteyete und sagte: O Gott, wenn ich durch irgend einen begangenen Fehler es verschuldet habe, daß du von mir gewichen bist, so schenke mir Vergebung dafür. Ich verlange nicht, daß du mir die Gabe wieder verleihest, welche du mir entzogen hast; aber daß du dich selbst jener Unschuldigen kund thuest, welche schläft, während ich dich hier für sie anrufe. Mein Gott, sprich zu ihr; sprich zu ihren Eltern und verzeihe mir.

Den folgenden Tag kam sie früh in meine Zelle; ich hörte sie nicht, ich war noch nicht erwacht. Sie setzte sich neben mein Bette; eine von ihren Händen ruhete leicht auf meiner Stirne; sie betrachtete mich: Unruhe, Bestürzung und Schmerz drückten sich wechselsweise auf ihrem Gesicht aus; und so sahe ich sie, als ich die Augen öfnete. Sie sprach nicht von dem, was während der Nacht vorgegangen war; sie fragte mich nur, ob ich mich bey guter Zeit niedergelegt hätte? Ich antwortete ihr: Um die Zeit,

welche Sie befohlen haben. — Ob ich geschlafen hätte? — Sehr fest. — Ich erwartete es. . . . . Wie ich mich befände? — Recht gut. Und Sie, liebe Mutter? — Ach! sagte sie zu mir, ich sah nie ohne Unruhe jemand in's Kloster gehen; aber noch über keine habe ich eine solche Angst empfunden, wie über Sie. Ich möchte Sie so gern glücklich sehen. — Wenn Sie mich immer lieben, so werde ich es seyn. — Ach, wenn es nur darauf ankäme! Haben Sie während der Nacht an nichts gedacht? — Nein. — Hatten Sie keinen Traum? — Keinen. — Was geht itzt in Ihrer Seele vor? — Ich bin stumpf, ich unterwerfe mich meinem Schicksal ohne Widerwillen und ohne Neigung; ich fühle, daß die Nothwendigkeit mich hinreißt, und ich überlaße mich ihr. Ach! meine liebe Mutter, ich empfinde nichts von jener süßen Freude, von jener Melancholie, von jener sanften Unruhe, die ich zuweilen an denen bemerkt habe, welche auf dem Punkt standen, auf welchem ich itzt bin.

Ich bin eine Blödsinnige, ich kann nicht einmal weinen. Man will es, es muß seyn; das ist der einzige Gedanke, der sich mir darstellt. . . . Aber Sie sagen mir nichts. — Ich bin nicht gekommen Sie zu unterhalten, sondern Sie zu sehen und Sie zu hören. Ich erwartete Ihre Mutter; suchen Sie mich nicht zu rühren, lassen Sie die Empfindungen in meiner Seele sich anhäufen; wenn sie voll derselben ist, so will ich Sie verlaßen. Ich muß schweigen, ich kenne mich; ich habe nur eine Herzensergießung, aber sie ist heftig, und nicht Sie sind es, gegen welche sie sich ausleeren soll. Ruhen Sie noch einen Augenblick, daß ich es sehe; sagen Sie mir nur einige Worte, und laßen Sie mich von hier mitnehmen, was ich da suchen wollte. Ich will gehen, und Gott wird das übrige thun. . . . — Ich schwieg, ich legte mich auf mein Kopfkißen zurück, und reichte ihr eine von meinen Händen, welche sie ergriff. Sie schien nachzudenken, und tief nachzudenken; sie hatte die Au-

gen fest verschloßen; zuweilen öfnete sie dieselben, richtete sie in die Höhe, und dann wieder auf mich. Sie war in großer Bewegung, in ihrer Seele herrschte ein gewaltiger Aufruhr; itzt faßte sie sich, itzt kam sie auf's neue in Bewegung. In der That diese Frau war zur Prophetin gebohren, sie hatte das Gesicht und den Charakter einer solchen. Sie war schön gewesen; aber das Alter, welches ihre Züge welk machte und sie mit großen Runzeln bekleidete, hatte die Würde ihrer Physiognomie noch erhöhet. Ihre Augen waren klein, aber sie schienen entweder in innere Betrachtungen vertieft zu seyn, oder, über die naheliegenden Gegenstände hinaus, in einer großen Entfernung, immer die Vergangenheit oder die Zukunft zu enthüllen. Zuweilen drückte sie heftig meine Hand. Auf einmal fragte sie, wie viel Uhr es wäre? — Es ist bald sechs Uhr. — Adieu, ich gehe itzt weg. Man wird sogleich kommen, Sie anzukleiden; ich mag nicht dabey seyn, es würde mich zerstreuen. Ich habe nur

noch eine Sorge; nämlich, mich in den ersten Augenblicken mäßigen zu können.

Sie war kaum hinausgegangen, als die Novizenmutter und ihre Begleiterinnen kamen; man nahm mir den Klosterhabit, und kleidete mich in weltliche Tracht; Sie kennen diesen Gebrauch. Ich hörte nichts von dem, was um mich her gesprochen wurde; ich war beynahe in eine Maschine verwandelt, ich bemerkte nichts; ich hatte nur von Zeit zu Zeit wie kleine convulsivische Bewegungen. Man sagte mir, was ich thun müßte; man war oft genöthiget, es mir zu wiederholen, denn ich hörte es das erstemal nicht; und ich that es: Nicht als ob ich an etwas anderes gedacht hätte, sondern ich war ganz ohne Bewußtseyn; mein Kopf war müde, wie wenn man sich durch Nachdenken zu sehr angestrengt hat. Indeßen unterhielt sich die Vorsteherin mit meiner Mutter. Ich habe nie erfahren, was in dieser Unterredung, die sehr lange dauerte, vorgefallen war; man hat mir nur gesagt, daß

meine Mutter, als sie sich trennten, so bestürzt gewesen, daß sie die Thüre, durch welche sie hereinkam, nicht wieder finden konnte, und daß die Vorsteherin mit geschloßenen und an die Stirne gelegten Händen hinausgieng.

Indeßen ertönten die Glocken; ich gieng hinunter. Die Versammlung war nicht sehr zahlreich. Man predigte mir gut oder schlecht ich hörte nichts: Diesen ganzen Morgen hindurch, der in meinem Leben ein Nichts ist, (denn ich habe nie die Dauer deßelben erfahren,) machte man mit mir, was man wollte; ich weiß nicht, weder was ich gethan, noch was ich gesagt habe. Man hat mich ohne Zweifel gefragt, ich hab ohne Zweifel geantwortet; ich habe Gelübde ausgesprochen, aber ich erinnere mich nicht daran, und ich ward auf eine eben so unschuldige Art Nonne, wie ich zur Christin geweihet worden war. Ich begriff von der ganzen Ceremonie meines Ordensgelübdes nicht mehr als von meiner Taufe; nur mit dem Unterschied, daß die eine die

Gnade zutheilt, die andere sie voraussetzt. Nun, mein Herr! ob ich gleich in Longchamp mich nicht widersetzte, wie ich zu St. Maria gethan hatte, glauben Sie, ich sey itzt stärker verpflichtet? Ich berufe mich auf Ihr Urtheil, ich berufe mich auf das Urtheil Gottes darüber. Ich war in einem solchen Zustand tiefer Niedergeschlagenheit, daß ich, als man mir einige Tage nachher ansagte, ich müßte auf's Chor, nicht wußte, was man damit sagen wollte. Ich fragte, ob es auch wahr sey, daß ich Profeß gethan hätte? Ich wollte die Unterzeichnung meiner Gelübde sehen; man mußte zu diesen Beweisen noch das Zeugniß des ganzen Klosters und einiger Fremden, die man zu der Ceremonie eingeladen hatte, hinzufügen. Ich wandte mich mehreremal an die Vorsteherin, und sagte: Ist es dann wahr? und erwartete immer, daß sie mir antworten würde: Nein, mein Kind! man täuschet Sie . . . . Ihre wiederholte Versicherung überzeugte mich nicht, weil ich nicht

be=

begreifen konnte, daß ich mich in dem Zeitraum eines ganzen, so geräuschvollen, an Abwechslung so reichen, so mit besondern und rührenden Umständen erfüllten Tages, nicht an einen einzigen derselben erinnern sollte; selbst nicht einmal an das Gesicht derjenigen, die mich bedienten, noch des Priesters, der mir geprediget, noch deßen, der mein Gelübde empfangen hatte. Die Vertauschung der Klostertracht mit der weltlichen ist das Einzige, woran ich mich erinnere; seit diesem Augenblick war ich, was man in physischem Verstande bewußtlos nennt. Es brauchte ganze Monate, um mich aus diesem Zustande zu ziehen; und der Langsamkeit dieser Art von Genesung schreibe ich die tiefe Vergessenheit des Vorgefallenen zu. Es ist gerade, wie bey denen, welche eine langwierige Krankheit erlitten, welche mit Vernunft gesprochen, welche die Sakramente empfangen haben, und nach ihrer Genesung sich an nichts mehr erinnern. Ich sah verschiedene Beyspiele davon in dem Haus, und

sagte zu mir selbst: Das ists wahrscheinlich, was mir am Tage meines Ordensgelübdes wiederfuhr. Aber es ist die Frage, ob das würkliche Handlungen des Menschen sind, und ob er dabey ist, obschon er dabey zu seyn scheinet?

In dem gleichen Jahre verlor ich drey für mich wichtige Personen: Meinen Vater, oder vielmehr denjenigen, welcher dafür gehalten würde; er war alt, er hatte viel gearbeitet, er erlosch: Dann meine Vorsteherin, und meine Mutter.

Jene würdige Ordensfrau fühlte von ferne ihre Stunde herannahen; sie verurtheilte sich zum Stillschweigen, sie ließ ihren Sarg auf ihr Zimmer tragen. Sie hatte den Schlaf verloren, und brachte Tag und Nacht mit Nachdenken und Schreiben zu; sie hat fünfzehn Betrachtungen hinterlassen, welche mich äusserst schön dünken; ich habe eine Abschrift davon. Wenn Sie etwa einmal neugierig wären, die Vorstellungen zu sehen, welche jener Augenblick ein-

giebt, so würde ich sie Ihnen mittheilen; sie haben den Titel: **Die lezten Augenblicke der Schwester Moni.**

Bey der Annäherung ihres Todes ließ sie sich ankleiden; sie lag auf ihrem Bette; man reichte ihr die lezten Sakramente; sie hielt ein Crucifix zwischen den Armen. Es war Nacht, der Schein der Wachslichter erhellte diese Trauerscene. Wir umringten sie, wir zerflossen in Thränen; ihre Zelle widerhallte von Geschrey, als auf einmal ihre Augen glänzten. Sie richtete sich schnell auf; sie sprach; ihre Stimme war beynahe eben so stark, als im Zustand der Gesundheit; sie bekam die verlorene Gabe wieder, und tadelte unsre Thränen, die ihr ein ewiges Glück zu misgönnen schienen. Meine Kinder euer Schmerz führt euch irre. Dort, dort, sagte sie, indem sie gen Himmel wies, werde ich euch nützlich seyn; meine Augen werden beständig auf dieses Haus hinuntersehen, ich werde für euch bitten und werde Erhörung finden.

Nähert euch alle, daß ich euch umarme; kommt meinen Segen und mein Lebewohl zu empfangen. . . . . : Indem diese seltene Frau, welche eine nie ersterbende Sehnsucht nach sich zurückgelassen hat, diese lezten Worte sprach, verschied sie.

Meine Mutter starb nach der Rückkunft von einer kleinen Reise, welche sie gegen Ende des Herbstes zu einer von ihren Töchtern machte. Sie hatte Verdruß, ihre Gesundheit war geschwächt worden. Ich erfuhr nie weder den Namen meines Vaters, noch die Geschichte meiner Geburt. Derjenige, welcher ihr und mein Beichtvater gewesen war, überbrachte mir ein kleines Paket von ihr; es waren fünfzig Louisdor in ein Stück Leinwand gewickelt und eingenähet, nebst einem Billet folgenden Innhalts:
„Mein Kind, dieses ist wenig; aber mein Gewissen erlaubt mir nicht über eine größere „Summe zu verfügen. Es ist der Ueberrest des„jenigen, was ich von den kleinen Geschenken

„des Hrn. Simonin ersparen konnte. Lebe „fromm, dies ist das Beßte, selbst in Ansehung „deines irrdischen Glücks. Bete für mich; dei„ne Geburt ist der einzige wichtige Fehler, den „ich begangen habe; hilf mir ihn auszusöhnen, „und daß Gott mir verzeihe, dich zur Welt „gebracht zu haben, um der guten Werke wil„len, die du thust! Vorzüglich beunruhige die „Familie nicht; und wenn schon die Wahl des „Standes, den du ergriffen hast, nicht so frey„willig war, wie ich gewünscht hätte, so hüte „dich doch ihn zu veränderen. Ach, wäre ich „mein ganzes Leben hindurch in ein Kloster „eingeschlossen gewesen! Der Gedanke, daß ich „mich in einem Augenblick dem furchtbaren Ge„richt unterziehen muß, würde mich dann nicht „so beunruhigen. Bedenke mein Kind, daß das „Schicksal deiner Mutter in der andern Welt „größentheils von deinem Betragen in der ge„genwärtigen abhängt; Gott, der alles siehet, „wird mir nach seiner Gerechtigkeit alles Gute

„und alles Böse, das du thun wirst, zurechnen.
„Adieu, Susanne; verlange nichts von deinen
„Schwestern, sie sind nicht im Stande dich
„zu unterstützen; hoffe nichts von deinem Va-
„ter, er ist mir vorangegangen; er hat den
„großen Tag gesehen: Er erwartet mich; meine
„Gegenwart wird für ihn weniger schrecklich
„seyn, als die seinige für mich. Noch einmal,
„Adieu. Ach, unglükliche Mutter! Ach, un-
„glückliches Kind! Deine Schwestern sind ge-
„kommen, ich bin nicht zufrieden mit ihnen;
„sie nehmen, sie schleppen fort; sie führen un-
„ter den Augen einer sterbenden Mutter eigen-
„nützige Zänkereyen, die mich kränken. Wenn
„sie sich meinem Bette nähern, so wende ich
„mich auf die andere Seite; was würde ich an
„ihnen sehen? Zwey Geschöpfe in welchen Dürf-
„tigkeit das Gefühl der Natur erstickt hat. Sie
„seufzen nach dem Wenigen, was ich hinterlasse;
„sie ziehen bey dem Arzt und der Wärterin
„unanständige Erkundigungen ein, welche zei-

»gen, mit was für einer Ungeduld sie den Au-
»genblick meines Hinscheidens erwarten, der
»ihnen den Besitz alles dessen verschaffen wird,
»was mich umgiebt. Sie sind, ich weiß nicht
»wie, auf den Argwohn gekommen, ich könnte
»etwas Geld zwischen meinen Matratzen ver-
»steckt haben, und sie haben alles mögliche an-
»gewendet, um mich aufstehen zu machen; es
»ist ihnen gelungen, aber glücklicher Weise
»war derjenige, welchem ich das kleine Paket
»anvertrauen wollte, schon den Tag vorher ge-
»kommen, ich übergab es ihm, so wie itzt die-
»sen Brief, den ich ihm diktirt habe. Ver-
»brenne den Brief; und wenn du erfahrest daß
»ich nicht mehr bin, welches bald geschehen
»wird, so laß eine Messe für mich lesen, und
»erneure in derselben deine Gelübde; denn ich
»wünsche immer, daß du im Kloster bleibest.
»Die Vorstellung, dich so jung, ohne Hülfe,
»ohne Schutz in der Welt zu denken, würde
»vollends meine letzten Augenblicke verbittern„.

Mein Vater starb den fünften Jenner, meine Vorsteherin gegen das Ende des gleichen Monats, und meine Mutter am zweuten Weihnachtstage.

Die Schwester St. Christine war die Nachfolgerin der Frau von Moni. Ach, mein Herr, welcher Unterschied zwischen diesen beyden! Ich habe Ihnen gesagt, was für eine Frau die erstere war. Diese hatte einen kleinlichten Charackter, einen beschränkten und durch Aberglauben verwirrten Kopf; sie neigte sich zu den neuen Meynungen hin; sie hielt Conferenzen mit Sulpicianern und Jesuiten. Sie haßte alle Favoritinnen ihrer Vorgängerin; in einem Augenblick war das Haus voll Verwirrung, Haß, Schmähsucht, Anklagen, Verläumdung und Verfolgungen; man mußte sich über theologische Fragen erklären, von welchen wir nichts verstanden, Formulare unterschreiben, sich in besondere Gebräuche fügen. Die Mutter Moni hielt nichts auf körperlichen Bußübungen; sie hatte sich nur

zweymal in ihrem Leben kasteyet, das einemal die Nacht vor Ablegung meines Gelübdes, das andere bey einer ähnlichen Gelegenheit. Sie sagte von diesen Pönitenzen, man würde durch sie von keinem Fehler geheilt, und sie dienten zu nichts als aufgeblasen zu machen. Sie wollte, daß ihre Nonnen sich gut betragen, daß sie einen gesunden Leib und einen heitern Geist haben sollten. Ihr erstes Geschäft nach Antritt ihres Amtes war, daß sie sich alle Pönitenzkutten nebst den Geisseln bringen ließ, und verbot, die Lebensmittel mit Asche zu vermischen, auf der bloßen Erde zu ruhen, und sich mit irgend einem jener Dinge zu versehen. Die andre hingegen schickte jeder Nonne ihre härene Kutte und ihre Geißel wieder, und ließ das alte und neue Testament wegnehmen. Die Günstlinge der vorigen Regierung sind es nie bey der folgenden. Der zeitigen Vorsteherin war ich, um nichts Härteres zu sagen, gleichgültig, gerade deswegen, weil ihre Vorgängerin mich

sehr geliebt hatte; aber nicht lange, so verschlimmerte ich mein Schicksal durch Handlungen, welche Sie Unklugheit oder Entschlossenheit nennen werden, je nach dem Gesichtspunkt, unter welchen Sie dieselben betrachten. Die erste war, daß ich mich ganz dem Schmerzen überließ, welchen ich über den Verlust unsrer ersten Vorsteherin empfand; ihr bey jeder Gelegenheit Lobreden hielt; zwischen ihr und derjenigen, die uns itzt regierte, Vergleichungen veranlaßte, welche dieser nicht vortheilhaft waren; den Zustand des Hauses in den verflossenen Jahren schilderte; die Erinnerung an den Frieden, dessen wir genossen, an die Nachsicht, die man für uns hatte, an die sowohl geistliche als irrdische Nahrung, die man uns damals reichte, zurückrief, und die Sitten, die Gesinnungen, den Charackter der Schwester Moni erhob. Die zweyte, daß ich das Pönitenzkleid ins Feuer warf, und mich meiner Geissel entledigte; daß ich meinen Freundinnen darüber predigte, und

einige bewog meinem Beyspiel zu folgen. Die dritte, daß ich mich mit einer Bibel versah. Die vierte, daß ich durchaus keine Parthey nahm, und mich blos an den Titel einer Christin hielt, ohne den Namen Jansenistin oder Molinistin führen zu wollen. Die fünfte, daß ich mich mit aller Strenge auf die Regel des Hauses einschränkte, und weder mehr noch weniger thun wollte; daß ich mich folglich zu nichts verstuhnd, wozu ich keine Verpflichtungen hatte, indem mir dieser leztern ohnehin schon mehr als genug schienen; daß ich nur an Festtagen auf die Orgel gieng; nicht sang, als wenn ich vom Chor war; daß ich meine Gefälligkeit und meine Talente nicht mißbrauchen, mich nicht überall und alle Tage anstellen ließ. Ich las die Konstitutionen, ich las sie wieder, ich wußte sie auswendig; wenn man mir etwas befahl, was entweder nicht deutlich oder gar nicht darin enthalten war, oder was ich denselben zuwider fand, so weigerte ich mich mit Entschlossen-

heit; ich nahm das Buch und sagte: Das sind die Verpflichtungen, welche ich übernommen habe, und ich habe mich zu keinen andern verstanden. . . . Einige liessen sich durch meine Reden hinreissen. Unsre Gebieterinnen sahen ihr Ansehen sehr eingeschränkt; sie konnten nicht mehr wie mit ihren Sclavinnen mit uns schalten. Beynahe kein Tag vergieng, ohne daß es zu irgend einem stürmischen Auftritt kam. In ungewissen Fällen fragten mich meine Gesellschafterinnen um Rath, und ich war immer für die Regel, gegen den Despotism. Ich hatte bald das Ansehen und vielleicht auch das Spiel einer Kabalenstifterin. Die Grosvikare des Hrn. Erzbischofs wurden beständig herbeygerufen. Ich erschien, ich vertheidigte mich, ich vertheidigte meine Freundinnen, und man verurtheilte mich nicht ein einziges Mal, so sorgfältig war ich, das Recht auf meiner Seite zu behalten. Es war unmöglich, mich von Seite meiner Pflichten anzugreifen; ich erfüllte sie

pünktlich. Von den kleinen Gunstbezeugungen, welche eine Vorsteherin immer nach Belieben verweigern oder ertheilen kann, verlangte ich keine. Ich kam nicht ins Sprachzimmer, und Besuche erhielt ich keine, weil ich niemand kannte. Aber ich hatte mein Pönitenzkleid verbrannt, und meine Geissel weggeworfen; ich hatte eben das auch andern gerathen; ich wollte weder im Guten noch im Bösen von Jansenism oder Molinism sprechen hören. Wenn man mich fragte, ob ich mich der Konstitution unterzöge? so war meine Antwort, ich unterziehe mich der Kirche; ob ich die Bulle annähme, ich nehme das Evangelium an. Man durchsuchte meine Zelle, man entdeckte in derselben das alte und neue Testament. Ich hatte mir unbedachtsame Reden über die verdächtige Vertraulichkeit einiger Favoritinnen entfallen lassen; die Vorsteherin hielt sehr lange und öftere geheime Unterredungen mit einem jungen Geistlichen, und ich hatte die Ursache und den Vorwand derselben

ben entziefert. Ich unterließ nichts, was mich gefürchtet, verhaßt, unglücklich machen konnte; und es gelang mir nur gar zu gut. Man beklagte sich nicht mehr bey den Obern über mich; aber man ließ es sich angelegen seyn, mir das Leben sauer zu machen. Man verbot den andern Nonnen sich mir zu nahen, und bald sah ich mich allein. Ich hatte eine kleine Anzahl von Freundinnen; man vermuthete, sie würden trachten sich ins geheim für den Zwang, den man ihnen auferlegte, zu entschädigen, und, weil sie sich am Tage nicht mit mir unterhalten konnten, mich bey Nacht oder in verbotenen Stunden besuchen; man spähete uns aus, man überraschte mich bald mit der einen, bald mit der andern; man machte aus dieser Unvorsichtigkeit was man wollte, und ich wurde auf die unmenschlichste Art dafür gezüchtiget; man verurtheilte mich ganze Wochen, von den übrigen abgesondert, in der Mitte des Chors den Gottesdienst auf den Knieen abzuwarten; von

Wasser und Brod zu leben; in meine Zelle eingeschloßen zu bleiben; die niedrigsten Geschäfte des Hauses zu verrichten. Diejenigen, welche man meine Mitschuldigen nannte, wurden nicht viel besser behandelt. Wenn man mich keines Vergehens schuldig finden konnte, so setzte man dergleichen bey mir voraus; man gab mir auf einmal einander widersprechende Befehle, und man bestrafte mich, daß ich ihnen nicht Genüge that; man rückte die Stunden des Gebets, der Mahlzeiten vorwerts; man störte ohne mein Wissen die ganze Ordnung der klösterlichen Einrichtung, und mit der größten Aufmerksamkeit sah ich mich alle Tage fehlbar, und wurde alle Tage bestraft. Ich habe Muth; aber es giebt keinen der gegen gänzliche Verlassung, Einsamkeit und Verfolgung aushalte. Die Sache kam so weit, daß man sichs zum Spiel machte, mich zu quälen; es war die Belustigung von fünzig verbündeten Personen. Es ist mir unmöglich, mich auf einzelne kleine Umstände dieser Nieder-

trächtigkeiten einzulassen; man verhinderte mich zu schlafen, zu wachen, zu beten. Heute raubte man mir einige Kleidungsstücke, ein andermal meine Schlüssel oder mein Brevier; mein Schloß war verdreht; oder man hinderte mich etwas recht zu machen, oder man verdarb was ich gut gemacht hatte; man dichtete mir Handlungen und Reden an; man machte mich für alles verantwortlich, und mein Leben war eine aneinander hangende Reihe von wirklichen oder vorgegebenen Vergehungen und Strafen. Meine Gesundheit hielt so lange und so harte Proben nicht aus; ich versank in Niedergeschlagenheit, Gram und Melancholie. Im Anfange gieng ich, an dem Fuß der Altäre Kraft zu suchen, und fand sie dort zuweilen. Ich schwankte zwischen Ergebung und Verzweiflung; bald unterwarf ich mich der ganzen Strenge meines Schicksals, bald dachte ich mich durch gewaltsame Mittel davon zu befreyen. In dem Hintergrund des Gartens war ein tiefer Ziehbrunn; wie oft gieng

ich

ich dort bin! wie oft betrachtete ich ihn! Es war daneben eine steinerne Bank; wie viel mal setzte ich mich da, indem ich den Kopf auf den Rand dieses Brunnens legte! Wie oft erhob ich mich, in dem Gewirre meiner Ideen, rasch und entschlossen meine Leiden zu enden! Was war's, das mich zurückhielt? Warum wollte ich damals lieber weinen, mit lauter Stimme schreyen, meinen Schleyer mit Füssen tretten, mir die Haare ausreissen, mein Gesicht mit den Nägeln zerfleischen? Wenn Gott es nicht zulassen wollte, daß ich mir selbst das Leben nähme, warum verhinderte er nicht auch alle jene übrigen Bewegungen? Ich sage Ihnen itzt etwas, das Ihnen vielleicht sehr seltsam vorkommen wird, aber darum nicht weniger wahr ist; nämlich, daß ich nicht zweifle, man habe meine häufigen Besuche bey dem Brunnen bemerkt, und meine grausamen Feindinnen haben sich geschmeichelt, ich würde einst einen Vorsatz ausführen, der in dem Innersten meines Herzens gährte.

B S B
MÜNCHEN

Wenn ich nach dieser Seite gieng, so wars, als ob man sich absichtlich entfernte, und anderswohin sähe. Mehreremal fand ich die Gartenthüre offen in Stunden, wo sie verschlossen seyn sollte, besonders an Tagen, wo man meine Leiden vervielfältiget hatte. Die Heftigkeit meines Charackters war aufs Aeusserste getrieben worden, und man hielt mich für verrückt. Aber sobald ich glaubte durchgesehen zu haben, daß jenes Mittel das Leben zu verlassen, meiner Verzweiflung, so zu reden, angeboten werde, daß man mich bey der Hand zu diesem Brunnen führe, und daß ich ihn immer bereit finden würde, mich aufzunehmen, so bekümmerte ich mich nicht mehr um ihn. Mein Geist nahm itzt eine andere Richtung, ich hielt mich in den Klostergängen auf, und maß die Höhe der Fenster; des Abends, beym Auskleiden, versuchte ich, ohne daran zu denken, die Stärke meiner Kniebänder; ein andermal weigerte ich mich zu essen; ich gieng in den Speisesaal hinunter, und blieb

mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, die Hände an den Seiten herabhängend, die Augen geschlossen, und berührte die Speisen nicht, welche man mir vorgelegt hatte; ich vergaß mich in diesem Zustande so ganz, daß ich noch stuhnd, als schon alle Nonnen herausgegangen waren. Man entfernte sich vorsetzlich ohne Geräusch, und ließ mich dort; nachher bestrafte man mich, daß ich den Uebungen nicht beygewohnt hätte. Was muß ich Ihnen nicht sagen? Man benahm mir die Lust beynahe zu allen Mitteln, mir das Leben zu rauben, weil mich dünkte, daß man, weit entfernt sich zu widersetzen, sie mir von selbst darbot. Wir wollen wahrscheinlich nicht, daß man uns aus dieser Welt hinausstoße; und vielleicht würde ich nicht mehr darauf seyn, wenn sie sich das Ansehen gegeben hätten, mich zurückzuhalten. Wenn man sich das Leben nimmt, so will man vielleicht andre dadurch in Verzweiflung setzen, und man behält es, wenn man glaubt, daß sie das Gegentheil wünschen;

das sind Bewegungen, die sehr unmerklich in uns vorgehen. In der That, wenn es möglich ist, daß ich mich meines Zustandes erinnere, worin ich mich neben dem Brunnen befand, so dünkt mich, als ob ich jenen Unglücklichen, die sich entfernten, um ein Verbrechen zu begünstigen, innerlich zuschrie: Thut einen Schritt nach mir, zeiget mir das geringste Verlangen mich zu retten, eilt herbey mich zurückzuhalten, und seyd versichert, daß ihr zu spät kommen werdet. . . . . Gewiß, ich lebte nur, weil sie meinen Tod wünschten. Die Wuth zu peinigen, unglücklich zu machen, ermüdet in der Welt; in Klöstern wird sie nie müde.

So standen die Sachen, als ich beym Rückblick auf mein verfloßenes Leben den Einfall hatte, meine Gelübde für ungültig erklären zu laßen. Es war anfangs nur ein flüchtiger Gedanke; wie konnte ich, allein, verlaßen, ohne Unterstützung, das Gelingen eines Projektes hoffen, welches selbst mit allen Hülfsmitteln, die

mir mangelten, so schwer auszuführen ist? Indeßen diese Idee beruhigte mich, mein Geist erholte sich wieder, ich war meiner mächtiger, ich vermied Züchtigungen, und ertrug diejenigen geduldiger, welche mich trafen. Man bemerkte diese Veränderung und erstaunte darüber; die Bosheit hemmte auf einmal ihren Lauf, wie ein feiger, im Nachsetzen begriffener Feind, dem man in einem Augenblick die Stirne bietet, wo er es gar nicht erwartet. Eins muß ich Sie doch fragen, mein Herr! nämlich, warum unter allen den unglücklichen Ideen, welche durch den Kopf einer verzweiflungsvollen Nonne laufen, ihr nie einfällt, das Haus anzuzünden. Ich hatte diesen Gedanken nie, und andere auch nicht, obschon die Ausführung deßelben die leichteste Sache wäre; es bedürfte nichts weiter, als eines Tags bey starkem Wind Feuer auf einen Speicher, in einen Scheiterhaufen, in einen von den Gängen zu bringen. Es giebt keine abgebrannten Klöster, und doch öfnen sich bey solchen

Ereignißen die Pforten, und es rettet sich, wer kann. Nicht etwa deswegen, weil man die Gefahr für sich und für diejenigen fürchtet, welche man liebt, und weil man ein Hülfsmittel verschmähet, welches wir mit denen, die uns verhaßt sind, gemein haben? Dieser leztere Gedanke ist ziemlich subtil, um wahr zu seyn.

Je länger man sich mit einer Sache beschäftiget, desto mehr fühlt man, daß sie gerecht ist, und lernt selbst an ihre Möglichkeit glauben; wir haben viel gewonnen, wenn wir einmal so weit sind. Dieses war für mich ein Geschäfte von vierzehn Tagen; mein Geist geht schnell. Worauf kam es an? Eine Denkschrift aufzusetzen, und sie zur Berathschlagung einzugeben; beydes war nicht ohne Gefahr. Seit der in meinem Kopf vorgegangenen Revolution, beobachtete man mich mit größrer Aufmerksamkeit als je; man folgte mir mit den Augen; ich that keinen Schritt, dem man nicht nachspähete; ich sagte kein Wort, das man nicht auf die Wage legte. Man näherte

sich mir; man suchte mich auszuforschen; man befragte mich, man heuchelte Mitleiden und Freundschaft gegen mich, man kam auf mein voriges Leben zurück, man machte mir nur gelinde Vorwürfe, man entschuldigte mich, man hofte ein beßeres Betragen, man schmeichelte mir mit einer glücklichern Zukunft; indeßen kam man jeden Augenblick auf meine Zelle, bey Tag, bey Nacht, unter diesem oder jenem Vorwand; man riß die Thür auf, oder man schlich sich hinein; man öfnete meine Vorhänge ein wenig und gieng wieder weg. Ich hatte mir angewöhnt mich in den Kleidern niederzulegen; eine andere Gewohnheit die ich hatte, war, meine Beicht schriftlich abzufaßen. An den dazu bestimmten Tagen verlangte ich von der Vorsteherin Dinte und Papier, welche sie mir nicht abschlug. Ich erwartete also den Tag der Beichte, und ordnete indeßen in meinem Kopf, was ich vorzutragen hatte; es war ein kurzer Abriß von dem, was ich Ihnen geschrieben habe; nur erklärte ich mich

unter geborgten Namen. Aber ich begieng drey Unbesonnenheiten: Erstens, das ich der Vorsteherin sagte, ich hätte viele Sachen zu schreiben, und unter diesem Vorwand mehr Papier forderte, als man sonst bewilligt; zweytens, daß ich mich ganz mit meiner Denkschrift beschäftigte und die Beichte darüber vergaß; und drittens, daß ich nur einen Augenblick im Beichtstuhl blieb, weil ich keine Beichte geschrieben und mich auf diese Religionshandlung nicht vorbereitet hatte. Alles das wurde bemerkt, und man schloß daraus, das Papier, welches ich verlangt hätte, müße auf eine andere Art, als ich angab, gebraucht worden seyn. Aber wenn ich es, wie offenbar war, nicht zu meiner Beichte verwendet, welchen Gebrauch hatte ich denn davon gemacht? Ohne etwas von diesen Besorgnißen zu wißen, fühlte ich wohl, daß man ein Papier von solcher Wichtigkeit nicht bey mir finden dürfte. Anfangs dachte ich, es in mein Kopfkißen oder in meine Matratzen einzunähen; nachher,

es in meine Kleider zu verbergen, im Garten zu vergraben, in's Feuer zu werfen. Sie können nicht glauben, wie dringend mich verlangte es zu schreiben, und wie verlegen es mich machte, als es geschrieben war. Zuerst versiegelte ich es; dann steckte ich es zu mir und gieng zum Gebet, zu welchem eben gelaûtet wurde. Ich war in einer Unruhe, die sich in allen meinen Bewegungen verrieth. Neben mir saß eine junge Nonne, welche mich liebte; ich hatte zuweilen gesehen, daß sie mich mit Mitleiden betrachtete und Thränen vergoß: Sie sprach nicht mit mir, aber; gewiß litt sie. Auf alle Gefahr hin, was daraus entstehen könnte, beschloß ich ihr mein Papier anzuvertrauen; in einem Augenblicke des Gebets, wo alle Nonnen sich auf die Kniee werfen, sich niederbeugen und gleichsam in ihre Stühle hinabgesunken sind, zog ich leise mein Papier aus dem Busen, reichte es ihr rückwärts zu; sie nahm es und steckte es zu sich. Dieser Dienst war der wichtigste, den sie mir

geleistet hatte; aber ich hatte noch viele andere von ihr erhalten. Ohne sich blos zu geben, ließ sie es ganze Monate hindurch ihr Geschäfte seyn, alle die kleinen Hinderniße zu heben, welche man meinen Pflichten entgegen stellte, damit man das Recht habe mich zu züchtigen; sie klopfte an meiner Thür, wenn es Zeit war hinauszugehen; sie machte wieder zurecht, was man in Unordnung brachte; sie gieng um zu läuten oder Antwort zu geben, wo es erfordert wurde; sie war überall, wo ich seyn sollte. Von allem dem wußte ich nichts.

Ich that wohl, diese Parthie zu ergreifen. Als wir vom Chor kamen, sagte die Vorsteherin zu mir: Schwester Susanne, folgen Sie mir . . . Ich folgte ihr; sie stuhnd in dem Gang vor einer andern Thüre still: Hier, sagte sie, ist Ihre Zelle; die Schwester St. Hierronyma wird die Ihrige in Besiz nehmen . . . Ich trat hinein, und sie mit mir. Wir saßen beyde ohne zu sprechen, als eine Nonne mit Kleidern erschien, welche sie

auf einen Stuhl legte; und die Vorsteherin sagte zu mir: Schwester Susanne, kleiden Sie sich aus, und nehmen Sie diese Kleidung . . . Ich gehorchte in ihrer Gegenwart; indeßen war sie auf alle meine Bewegungen aufmerksam. Die Schwester, welche die Kleider gebracht hatte, blieb vor der Thür; sie kam wieder hinein, nahm die abgelegten mit sich, gieng weg, und die Vorsteherin folgte ihr. Man sagte mir den Grund dieses Verfahrens nicht, und ich fragte nicht darnach. Indeßen hatte man meine Zelle ganz durchsucht; man hatte das Kopfkißen und die Matrazen geöfnet; man hatte alles, was beweglich war, von der Stelle gerückt; man verfolgte jeden meiner Schritte; man gieng in den Beichtstuhl, in die Kirche, in den Garten, zu dem Brunnen, nach der steinernen Bank. Ich sah einen Theil dieser Nachforschungen und errieth das Uebrige. Man fand nichts; aber man blieb nichts desto weniger überzeugt, daß etwas vorhanden sey. Man fuhr mehrere Tage fort, mich zu belau-

ren: Man gieng, wo ich gegangen war; man blickte allenthalben herum, aber vergebens. Endlich fand es die Vorsteherin unmöglich, die Wahrheit anders, als durch mich selbst zu erfahren. Sie trat eines Tags in meine Zelle und sagte zu mir: Schwester Susanne, Sie haben Ihre Fehler, aber Sie liegen nicht; sagen Sie mir also die Wahrheit: Was haben Sie mit all dem Papier gemacht, welches ich Ihnen gegeben habe? — Madame, ich habe es Ihnen gesagt. — Das kann nicht seyn, denn Sie haben viel Papier von mir verlangt, und Sie waren ja nur einen Augenblick im Beichtstuhl. — Das ist wahr. — Was haben Sie denn damit gemacht? — Was ich Ihnen gesagt habe. — Nun, so schwören Sie mir bey dem unverbrüchlichen Gehorsam, den Sie Gott gelobet haben, daß dem so sey, und ich will Ihnen, gegen allen Anschein, glauben. — Madame, es kommt Ihnen nicht zu, um einer solchen Kleinigkeit willen einen Eid zu fordern; und mir nicht, ihn zu leisten. Ich

kann nicht schwören. — Sie hintergehen mich, Schwester Susanne, und Sie wissen nicht, was Sie sich zuziehen. Was haben Sie mit dem Papier gemacht, welches ich Ihnen gab? — Ich habe es Ihnen gesagt. — Wo ist es? — Ich habe es nicht mehr. — Was haben Sie damit gemacht? — Was man mit dieser Art von Schriften macht, welche unnütz werden, sobald man sie gebraucht hat. — Schwören Sie mir bey Ihren Ordensgelübden, daß es ganz dazu verwendet worden, Ihre Beichte niederzuschreiben, und daß Sie es nicht mehr haben. — Ich wiederhole es Ihnen, Madame, da dieser zweyte Punkt nicht wichtiger ist als der erste, so kann ich nicht schwören. — Sie schwören, rief sie, oder . . . — Ich werde nicht schwören. — Sie wollen nicht schwören? — Nein Madame. — Sie sind also schuldig? — Und wessen könnte ich schuldig seyn? — Alles Möglichen; Sie sind zu Allem fähig. Sie haben sichs angelegen seyn lassen meine Vorgängerin zu loben, um mich

herabzusetzen; die Uebungen zu verachten, welche sie verbannt hatte, und welche ich glaubte wiederherstellen zu müssen; das ganze Kloster aufzuhetzen; die Regeln zu übertretten; die Gemüther zu trennen; alle Ihre Pflichten zu versäumen; mich zu zwingen, daß ich Sie strafen, und, was mich am meisten kostet, daß ich diejenigen strafen mußte, welche Sie verführt haben. Ich hätte auf die härteste Art gegen Sie verfahren können, ich habe Ihrer geschonet; ich hoffte, Sie würden Ihr Unrecht erkennen, den Geist Ihres Standes wieder annehmen, und mir entgegen kommen; Sie haben es nicht gethan. Es gehet etwas in Ihrem Gemüthe vor, das nicht gut ist; Sie haben Projeckte; das Interesse des Hauses fordert daß ich sie wisse, und ich werde sie erfahren, ich stehe Ihnen gut dafür. Schwester Susanne, sagen Sie mir die Wahrheit. — Ich habe sie Ihnen gesagt. — Izt werde ich gehen, zittern Sie vor meiner Rückkunft; ich setze mich noch einmal, ich gebe Ih-

nen noch einen Augenblick Zeit, sich zu entschliessen. . . Ihre Papiere, wenn sie noch existieren. . . — Ich habe sie nicht mehr. — Oder den Eid, daß sie nichts als Ihre Beichte enthielten. — Ich kann ihn nicht leisten. . . . — Sie schwieg einen Augenblick, dann gieng sie hinaus, und kam mit vier ihrer Favoritinnen wieder; sie sahen alle wild und wie Rasende aus. Ich warf mich ihnen zu Füssen, ich flehte sie um Barmherzigkeit an. — Sie schrien alle zugleich: Keine Barmherzigkeit. Lassen Sie sich nicht rühren, Madame! Sie gebe ihre Papiere her, oder gehe im Frieden hin. — Ich umfaßte die Knie bald der einen bald der andern; ich sagte zu ihnen, indem ich sie mit Namen nannte: Schwester St. Agnes, Schwester St. Julie, was habe ich Ihnen gethan? Warum reizen Sie meine Vorsteherin gegen mich? Habe ich es auch so gemacht? Wie oft legte ich nicht Fürbitte für Sie ein? Sie erinnern sich nicht mehr daran. Sie hatten gefehlt, und ich habe

nichts begangen. Ohne bewegt zu werden, sah mich die Vorsteherin an, und sagte: Gieb deine Papiere, Unglückliche, oder entdecke, was sie enthielten. — Madame, sagten jene zu ihr, verlangen Sie sie nicht mehr von ihr; Sie sind viel zu gütig; Sie kennen sie nicht, das ist eine unbiegsame Seele, mit der man nur durch die äussersten Mittel zum Ziele kommt; sie ist es, die Sie dazu zwinget; desto schlimmer für sie. Befehlen Sie, daß wir sie auskleiden, und sie an den für ihres gleichen bestimmten Ort bringen. — Meine liebe Mutter, ich habe nichts gethan, das weder Gott noch Menschen beleidigen könnte; ich schwöre es Ihnen. — Das ist nicht der Eid, den ich fordre. — Sie wird irgend einen Aufsatz an den Grosvikar, an den Erzbischof gegen uns, gegen Sie geschrieben haben; Gott weiß, wie sie das Innere des Hauses abgemahlet hat; man glaubt das Böse leicht. Madame, Sie müssen wegen dieser Kreatur Ihre Verfügungen treffen, wenn Sie nicht wollen,

ken, daß sie über uns disponiere. — Die Vorsteherin setzte hinzu: Sehet, Schwester Susanne . . . — Ich stand schnell auf, und sagte zu ihr: Madame! ich habe alles gesehen; ich merke, daß ich zu meinem Verderben spreche, aber einen Augenblick früher oder später verlohnt sich nicht der Mühe daran zu denken. Machen Sie mit mir, was Sie wollen; befriedigen Sie die Wuth dieser, vollenden Sie Ihre Ungerechtigkeit . . . Und sogleich reichte ich ihnen die Arme hin. Ihre Begleiterinnen ergriffen dieselben; man riß mir meinen Schleyer weg, man entkleidete mich ohne Schaam. Man fand auf meinem Herzen ein kleines Portait von meiner alten Vorsteherin, und bemächtigte sich deßelben; ich flehte um die Erlaubniß, es noch einmal zu küssen; man verweigerte sie mir. Man warf mir ein Hemde über, man nahm mir meine Strümpfe, man bedeckte mich mit einem Sack, man führte mich mit bloßem Haupt und nackten Füßen durch die Klostergänge. Ich schrie, ich

rief um Hülfe; aber man hatte mit der Glocke ein Zeichen gegeben, daß niemand sich zeigen sollte. Ich flehte zum Himmel, ich lag auf der Erde, und man schleppte mich fort. Als ich unten an die Treppen kam, waren meine Fußsohlen mit Blut unterlaufen, und meine Beine gequetscht; ich war in einem Zustand, um eiserne Herzen zu rühren. Inzwischen öfnete man mit großen Schlüßeln die Thür eines kleinen, dunkeln unterirdischen Orts, wo man mich auf eine Strohmatte warf, die durch Feuchtigkeit halb vermodert war. Hier fand ich ein Stück schwarzes Brod und einen Krug mit Waßer, nebst einigen unentbehrlichen und plumpen Gefäßen. Das zusammengerollte Ende der Matte machte das Kopfkißen aus; auf einem steinernen Block stand ein Todtenkopf, nebst einem hölzernen Crucifix. Meine erste Bewegung war, mich zu vernichten; ich legte die Hände an meine Kehle; ich zerriß meine Kleidung mit den Zähnen, ich stieß ein fürchterliches Geschrey aus,

ich heulte wie ein wildes Thier, ich schlug den Kopf gegen die Mauern, ich war ganz mit Blut bedeckt; ich suchte den Tod bis mich meine Kräfte verließen, welches bald geschah. Ich brachte drey Tage hier zu; ich glaubte für mein ganzes Leben da zu seyn. Jeden Morgen kam eine von meinen Henkerinnen und sagte zu mir: Gehorchen Sie unsrer Vorsteherin, so werden Sie wieder herauskommen. — Ich hab' nichts begangen; ich weiß nicht, was man von mir verlangt. Ach! Schwester St. Clementine, es ist ein Gott . . .

Am dritten Tage gegen neun Uhr des Abends öfnete man die Thüre; es waren die gleichen Nonnen, welche mich hergeführt hatten. Nach Lobpreisung der Güte unsrer Vorsteherin, kündigten sie mir an, daß sie mich begnadige, und daß man mich in Freyheit setzen würde. — Es ist zu spät, sagte ich zu ihnen; laßt mich hier, ich will hier sterben. — Indessen hatten sie mich aufgerichtet, und zogen mich fort; man

brachte mich in eine Zelle zurück, wo ich die Vorsteherin fand. Ich habe Gott über Ihr Schicksal befragt, er hat mein Herz gerührt; er will daß ich Mitleiden mit Ihnen habe, und ich gehorche ihm. Knieen Sie nieder, und bitten Sie ihn um Vergebung. — Ich warf mich auf die Knie, und sprach: Mein Gott, ich bitte dich um Verzeihung der Fehler, die ich begangen habe, wie du sie am Kreuz für mich erbatest. — Welcher Stolz, schrieen jene; sie vergleicht sich mit Jesu Christo, und uns vergleicht sie mit den Juden, die ihn gekreuzigt haben. — Sehet nicht auf mich, sagte ich zu ihnen, sondern auf euch, und richtet. — Das ist nicht genug, sprach die Vorsteherin; schwören Sie mir bey Ihren Ordensgelübden, daß Sie nie von dem, was vorgefallen ist, sprechen wollen. — Sie haben also etwas sehr Schlimmes gethan, weil Sie eidlich von mir fordern es zu verschweigen. Niemand ausser Ihrem Gewissen soll je etwas erfahren, ich schwöre es Ihnen. — Sie schwören dar-

auf? — Ja, ich schwöre . . . — Nach diesem zogen sie mir die Kleider aus, und liessen mich die meinigen wieder anziehen.

Ich hatte von der Feuchtigkeit gelitten, ich war in einem kritischen Zeitpunkt; mein ganzer Leib war voll Quetschungen; seit mehrern Tagen hatte ich nur einige Tropfen Wasser, nebst ein wenig Brod zu mir genommen. Ich glaubte, diese Verfolgung würde die lezte seyn, die ich auszustehen hätte. Durch die augenblickliche Würkung jener gewaltsamen Erschütterungen, welche zeigen, wie stark die Natur in jungen Leuten ist, erholte ich mich in sehr kurzer Zeit, und ich fand, als ich wieder erschien, die ganze Klostergesellschaft überzeugt, daß ich krank gewesen wäre. Ich machte die Uebungen des Hauses wieder mit, und nahm meinen vorigen Platz in der Kirche ein. Ich hatte weder mein Papier, noch die junge Schwester der ich es anvertraut hatte, vergessen; ich war überzeugt, daß sie keinen Mißbrauch davon gemacht, aber

auch daß sie es nicht ohne Unruhe behalten hätte. Einige Tage nach meiner Befreyung aus dem Gefängniß, fühlte ich auf dem Chor, in eben dem Augenblick, wo ich es ihr gegeben hatte, das heißt, als wir uns auf die Knie warfen, und, eine gegen die andere geneigt, in unsern Stühlen unsichtbar wurden, daß man mich sanft beym Kleid zog; ich streckte die Hand hin, und man gab mir ein Billet, welches nur die Worte enthielt: „Wie haben Sie mich geängstiget! Und „jenes schreckliche Papier, was soll ich damit „thun?„ . . . Nachdem ich dieses gelesen, rollte ich das Billet in meinen Händen zusammen, und verschlang es. Alles das geschah im Anfang der Fasten. Die Zeit rückte heran, wo Neugierde zu hören alle gute und schlechte Gesellschaft von Paris nach Longchamp lockt. Meine Stimme war sehr schön gewesen, sie hatte ein wenig verloren. In Klöstern ist man auf das kleinste Interesse aufmerksam; man behandelte mich mit einiger Nachsicht; ich genoß

etwas mehr Freyheit. Die Schwestern, welche ich im Gesang unterrichtete, konnten sich mir ohne Folgen nähern; eine von ihnen war diejenige, welcher ich meine Denkschrift anvertraut hatte. In den Erholungsstunden, die wir im Garten zubrachten, nahm ich sie auf die Seite; ich ließ sie singen, und während sie sang, sagte ich zu ihr: Sie kennen viele Leute, ich kenne niemand. Ich möchte nicht, daß Sie sich in Gefahr setzten; lieber wollte ich hier sterben, als sie in den Verdacht bringen, mir gedient zu haben: Sie wären verlohren, meine Freundin, ich weiß es; Ihr Unglück würde mich nicht retten, und wenn auch, so möchte ich meine Rettung nicht um einen solchen Preis erkaufen. — Nichts weiter davon, sagte sie zu mir: Worauf kommt es an? — Darauf, diese Konsultation sicher irgend einem geschickten Advokaten in die Hände zu bringen, ohne daß er wisse aus was für einem Kloster sie kommt, und eine Antwort von ihm zu erhalten, die Sie mir in der

Kirche oder anderswo geben können. — A Propos, sagte Sie zu mir; was haben Sie mit meinem Billet gemacht? — Seyn Sie ruhig, ich habe es verschlungen. — Auch Sie können ruhig seyn, ich werde an Ihre Sache denken. Bemerken Sie, mein Herr, daß ich sang, während sie mit mir sprach; daß sie sang, während ich ihr antwortete, und daß unsere Unterhaltung zuweilen durch Gesang unterbrochen wurde.

Sie säumte nicht, mir Wort zu halten, und mich auf unsre gewöhnliche Art davon zu unterrichten. Die heilige Woche kam, der Zulauf zu unsern Tenebern war sehr groß. Ich sang gut genug, um jene lärmenden und ärgerlichen Beyfallsbezeugungen zu erwecken, welche man in Ihren Schauspielhäusern den Komödianten giebt, und welche in den Tempeln des Herrn nie gehört werden sollten, besonders an jenen feyerlichen Trauertagen, wo man das Andenken seines zur Versöhnung der Sünden des Menschengeschlechts gekreuzigten Sohnes feyert. Mei-

ne jungen Zöglinge waren gut vorbereitet; einige hatten Stimme, beynahe alle Ausdruck und Geschmack, und es schien mir das Publikum habe sie mit Vergnügen gehört, und die Klostergesellschaft seye mit dem Erfolg meiner Bemühungen zufrieden gewesen.

Sie wissen, mein Herr, daß man am grünen Donnerstag das Hochwürdige auf einem besondern Altar ausstellt, wo es bis Freytag früh bleibt. Diesen Zwischenraum füllen die auf einander folgenden Anbetungen der Nonnen aus, welche sich eine nach der andern, oder Paar und Paar, an diesen Ort begeben. Man hat eine Tafel, worauf einer jeden ihre Stunde zur Anbetung angezeigt ist; wie gern las ich auf derselben: Die Schwester St. Susanne und die Schwester St. Ursula, von zwey bis drey Uhr des Morgens! Ich gieng zu der bestimmten Stunde hin, meine Gefährtin war schon da. Wir nahmen unsern Plaz neben einander an den Stuffen des Altars; wir warfen uns zugleich

nieder, wir beteten eine halbe Stunde hindurch zu Gott. Nach Verfluß dieser Zeit reichte mir meine junge Freundin die Hand, und drückte die meinige, indem sie sagte: Wir werden vielleicht nie wieder Gelegenheit haben, uns so lange und so ungestört mit einander zu unterhalten; Gott weiß es, unter welchem Zwang wir leben, und er wird uns vergeben, wenn wir eine Zeit theilen, die ganz ihm gewiedmet seyn sollte. Ich habe Ihre Denkschrift nicht gelesen, aber es ist leicht zu errathen, was sie enthält; ich werde die Antwort darauf unverzüglich erhalten. Aber wenn diese Antwort sie berechtigt, die Auflösung Ihrer Gelübde zu suchen, sehen Sie nicht, daß Sie dann nothwendig mit Rechtsgelehrten zu Rathe gehen müssen? — Das ist wahr. — Daß Sie darzu Freyheit bedürfen? — Es ist wahr. — Und daß Sie gut thun werden, wenn Sie die gegenwärtige Stimmung benutzen, um sich solche zu verschaffen. — Ich habe bereits daran ge-

dacht. — Sie wollen es also thun? — Ich werde sehen. — Noch etwas: Wenn Ihre Sache in Gang gebracht ist, so werden Sie hier der ganzen Wuth der Schwesterschaft überlassen bleiben; haben Sie die Verfolgungen alle vorausgesehen, welche auf Sie warten? — Sie werden nicht größer seyn, als diejenigen, welche ich schon erlitten habe. — Ich wüßte nicht. — Verzeihen Sie mir. Fürs Erste wird man nichts gegen meine Freyheit wagen. — Und warum das? — Weil ich dann, so zu reden, zwischen der Welt und dem Kloster seyn werde; ich darf alsdann den Mund öfnen, ich habe Freyheit mich zu beklagen; ich kann Sie alle zu Zeugen auffordern; man wird keine Beleidigungen wagen, über die ich Klage führen könnte; man wird sich wohl hüten, seine Sache selbst zu verderben. Ich wünschte nichts mehr, als daß man mich übel behandelte; aber man wird es nicht thun, seyn Sie versichert; man wird ein ganz entgegengesetztes Betragen gegen mich annehmen. Man

wird mir mit Bitten zusezen; man wird mir den Nachtheil vorstellen, welchen ich mir selbst und dem Hause zufügen wolle; und zählen Sie darauf, man wird nicht eher zu Drohungen schreiten, als bis man sieht, daß Güte und Verführung nichts ausrichten, und sich gewiß keine gewaltsamen Mittel erlauben. — Aber es ist ungläublich, daß Sie einen solchen Abscheu vor einem solchen Stand haben, dessen Pflichten Sie mit so viel Leichtigkeit und so gewissenhaft erfüllen. — Ich fühle ihn hier, in meinem Innersten, diesen Abscheu; ich brachte ihn mit auf die Welt, und er wird mich nie verlassen. Ich würde am Ende eine schlechte Nonne werden; diesem Augenlick muß man zuvorkommen. — Aber wenn Sie unglücklicher Weise unterliegen? — Wenn ich unterliege, so begehre ich die Versetzung in ein anderes Kloster. — Und wenn Sie diese Wohlthat nicht erhalten? — So werde ich sterben. — Man leidet lange, ehe man stirbt. Ach! meine Freundin, Ihr Schritt macht mich schaudern; ich zittre,

Ihre Gelübde mögen aufgehoben, oder sie mögen bestätiget werden. In einem Fall, was soll aus Ihnen werden? Was wollen Sie in der Welt thun? Sie haben Schönheit Geist und Talente; aber man sagt, daß dieß neben der Tugend zu nichts führe; und ich weiß, daß Sie nicht von dieser leztern abweichen werden. — Sie laßen mir Gerechtigkeit wiederfahren; aber warum nicht auch der Tugend; nur auf sie allein zähle ich; je seltner sie unter den Menschen ist, desto höher muß sie von ihnen geachtet werden. — Man lobt sie, aber man thut nichts für sie. Sie ists, die mich bey meinem Projekt ermuntert und unterstüzt. Was man mir immer einwende, man wird meine Sitten ehren; man wird wenigstens nicht, wie bey den meisten andern, sagen, daß ich durch eine unordentliche Leidenschaft meinem Stande entrißen worden. Ich sehe niemand, ich kenne niemand. Ich verlange frey zu seyn, weil das Opfer meiner Freyheit nicht freywillig war. Haben Sie meine Denkschrift geleseu? — Nein;

ich habe das Packet, welches Sie mir gaben, geöfnet, weil es ohne Aufschrift war, und weil ich denken mußte, es sey für mich bestimmt; aber die ersten Zeilen entdeckten mir meinen Irrthum, und ich las nicht weiter fort. Ein guter Geist hat Ihnen eingegeben, es mir zuzustellen; einen Augenblick später, so hätte man es bey Ihnen gefunden. . . . Aber die uns angewiesene Stunde ist bald verfloßen; laßen Sie uns niederknicen, damit diejenigen, welche uns folgen, uns in der Stellung finden, in der wir seyn müßen. Bitten Sie Gott, daß er Sie erleuchte und Sie leite; ich will mein Gebet und meine Seufzer mit den Ihrigen vereinigen. . . . Ich fühlte mich etwas erleichtert. Meine Freundin betete in aufgerichteter Stellung; ich warf mich nieder, meine Stirne war auf die unterste Stuffe des Altars gelehnt und meine Arme gegen die obern Stuffen ausgebreitet. Ich glaube nicht, mich jemals mit mehr Beruhigung und Wärme zu Gott erhoben zu haben; das

Herz pochte mir gewaltsam, ich vergaß in einem Augenblick alles, was mich umgab. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Stellung blieb, noch wie lange ich darin geblieben wäre; aber ich muß ein sehr rührender Anblick für meine Begleiterin und für die beyden auf uns folgenden Nonnen gewesen seyn. Als ich aufstund, glaubte ich mich allein; ich irrte, alle drey standen hinter mir und zerflossen in Thränen; sie hatten es nicht gewagt, mich zu unterbrechen; sie warteten, bis ich von selbst aus dem Zustand des Entzückens und der Herzensergiessung, in dem sie mich sahen, zurückkäme. Als ich mich nach ihrer Seite wandte, hatte mein Gesicht sehr imponierende Züge, nach der Würkung zu urtheilen, die es auf sie machte, und weil sie mir sagten, ich sey damals unsrer alten Vorsteherin ähnlich gewesen, wenn sie uns tröstete, und mein Anblick habe dieselbe fröliche Bewegung in ihnen hervorgebracht. Hätte ich einigen Hang zur Heucheley oder zum Fanatism gehabt,

und eine Rolle in dem Haus spielen wollen, so würde mir das ohne Zweifel gelungen seyn. Meine Seele geräth leicht in Feuer; sie erhebt sich, sie wird gerührt; und jene gute Vorsteherin sagte mir hundertmal, indem sie mich umarmte, daß niemand Gott so geliebt hätte, wie ich, und daß ich ein Herz von Fleisch, die andern aber ein steinernes Herz hätten. Gewiß ist, daß ich eine ausnehmende Leichtigkeit empfand, ihre Entzückungen zu theilen, und daß mir bey den Gebeten, welche sie mit lauter Stimme verrichtete, zuweilen begegnete, daß ich das Wort nahm, den Faden ihrer Ideen verfolgte, und wie durch Eingebung auf einen Theil von dem traf, was sie selbst gesagt haben würde. Die andern hörten ihr stillschweigend zu, oder sprachen ihr nach; ich unterbrach sie, kam ihr vor, oder sprach zugleich mit ihr. Der Eindruck, den ich erhalten hatte, blieb sehr lange, und es war wahrscheinlich, daß ich ihr auch wieder etwas gab; denn man bemerkte an andern, wenn sie

eine Unterredung mit ihnen gehabt, ihr aber merkte man es an, daß sie sich mit mir unterhalten hatte. Aber was will das sagen, wo kein Beruf vorhanden ist? . . . Als unsre Station geendiget war, überließen wir den Platz unsern Nachfolgerinnen; meine junge Freundin und ich umarmten einander zärtlich, ehe wir uns trennten.

Die Scene vor dem Altar machte Aufsehen in dem Kloster; rechnen Sie dazu den glücklichen Erfolg unsrer Tenebern am Charfreytag: Ich sang, ich spielte die Orgel, man beklatschte mich. O was die Nonnen für närrische Köpfe sind! Ich hatte beynahe nichts weiter zu thun, um die ganze Schwesterschaft mit mir auszusöhnen; man kam mir entgegen, die Vorsteherin zuerst. Einige weltliche Personen suchten mich kennen zu lernen; und das stimmte zu gut mit meinem Projekt überein, als daß ich es ausweichen wollte. Ich sahe den ersten Präsidenten, die Frau von Soubise und eine Menge rechtlicher Leute; Mönche, Priester, Offiziere, Magis-

stratspersonen, fromme Weiber, Damen von Welt; und unter allen diesen auch jene Art von Etourdis, welche Sie talons rouges nennen, und denen ich bald den Abschied gab. Ich unterhielt keine Bekanntschaften, als solche die man mir nicht vorwerfen konnte; ich überließ die übrigen denjenigen unsrer Nonnen, welche es nicht so genau nahmen.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der erste Beweis von Güte, den man mir gab, die Wiedereinsetzung in meine Zelle war. Ich hatte den Muth, das kleine Portrait unsrer alten Vorsteherin zurückzufordern, und man getraute sich nicht es mir zu verweigern; es hat seine Stelle auf meinem Herzen wieder eingenommen, es wird sie, so lang ich lebe, behalten. Mein erstes Geschäfte jeden Morgen ist, meine Seele zu Gott zu erheben; das zweyte, dieses Bild zu küßen; wenn ich beten will, und ich fühle daß mein Geist kalt ist, so löse ich es von meinem Hals ab; ich lege es für mich hin, ich be-

trachte es, und es begeistert mich. Es ist sehr schade, daß wir die Heiligen, deren Bilder unserer Verehrung ausgestellt werden, nicht persönlich gekannt haben; sie würden einen ganz andern Eindruck auf uns machen, sie würden uns nicht so kalt zu ihren Füßen oder vor ihnen lassen, als wir gewöhnlich bleiben.

Ich erhielt die Antwort auf meine Denkschrift; sie war von einem Hrn. Manouri, und weder günstig noch ungünstig. Ehe man über diese Sache einen Ausspruch thun wollte, wurden eine Menge von Aufklärungen verlangt, welchen nicht leicht Genüge geschehen konnte, ohne daß man sich sahe; ich nannte mich also, und lud den Hrn. Manouri ein, nach Longchamp zu kommen. Diese Herren gehen nicht gern von der Stelle; indeßen; er kam. Wir sprachen sehr lange miteinander, und verabredeten einen Briefwechsel, vermittelst deßen er mir seine Fragen, und ich ihm meine Antworten sicher könnte zukommen laßen. Ich wandte auf meiner Seite die ganze

Zeit, welche er meinem Geschäfte wiedmete, an, die Gemüther zu stimmen, für mein Schicksal zu intereßiren, und mir Protektionen zu erwerben. Ich nannte mich, ich entdeckte mein Betragen in dem ersten Kloster, welches ich bewohnte was ich in dem väterlichen Hause gelitten, die Leiden, welche man im Kloster über mich gehäuft hatte, meinen Widerspruch zu St. Maria, meinen Aufenthalt in Longchamp, meine Einkleidung, das Ablegen der Gelübde; die Grausamkeit, mit der ich seit dieser Zeit war behandelt worden. Man beklagte mich, man bot mir Hülfe an; ich behielt mir vor, von dem guten Willen, den man gegen mich bezeugte, zu einer Zeit Gebrauch zu machen, wo ich seiner benöthiget seyn könnte, ohne mich weiter zu erklären. Man erfuhr nichts in dem Hause; ich hatte von Rom die Erlaubniß erhalten, gegen meine Gelübde zu protestiren. Der Proceß war auf dem Punkt seinen Anfang zu nehmen, als man darüber noch in einer tiefen Sicherheit

lebte. Sie mögen sich also selbst die Bestürzung meiner Vorsteheriu denken, als man ihr im Namen der Schwester Maria Susanna Simonin eine Protestation gegen ihre Gelübde zustellte, verbunden mit dem Begehren die Klostertracht abzulegen und das Kloster zu verlaßen, um nach eignem Gutbefinden über sich verfügen zu können.

Ich hatte wohl vorausgesehen, daß ich von mehrern Seiten Widerstand finden würde; Widerstand von Seite der Geseze, von Seite des Klosters und von Seite meiner Schwäger und Schwestern, welche dieser Schritt beunruhigte; sie hatten das ganze Vermögen der Familie; und war ich frey, so konnte ich beträchtliche Anforderungen an sie machen. Ich schrieb an meine Schwestern, ich bat sie meinem Austritt kein Hinderniß entgegen zu stellen; ich berief mich auf ihr Gewißen über die geringe Freyheit meiner Gelübde; ich erbot mich gegen sie auf eine rechtskräftige Art, allen meinen Ansprüchen auf die Verlassenschaft meines Vaters und meiner Mut-

ter zu entsagen; ich sparte nichts um sie zu überzeugen, daß ich weder durch Eigennutz noch durch Leidenschaft zu diesem Schritt verleitet würde. Ich täuschte mich über ihre Gesinnungen nicht; jene Entsagungsakte, welche ich vorschlug, war ungültig, so lange ich sie noch als Nonne gab, und es war gar zu ungewiß für sie, ob ich dieselbe auch bestätigen würde, wenn ich frey wäre. Und dann, konnten sie wohl bey der Annahme meiner Vorschläge ihre Rechnung finden? Konnten sie eine Schwester ohne Zufluchtsort und ohne Vermögen laßen? Konnten sie im Genuß von Gütern bleiben, welche ihr zugehörten? Was würden die Leute sagen? Wenn sie kommt uns um Brod anzusprechen, können wirs ihr verweigern? Wenn sie Lust bekommt zu heyrathen, wer weiß was für eine Art von Mann sie nimmt? Und wenn sie Kinder hat? Wir müßen diesem gefährlichen Versuch aus allen Kräften entgegenwirken. . . Das ist's, was sie sich einander sagten, und was sie thaten.

Kaum hatte die Vorsteherin die gerichtliche Urkunde von meinem Begehren empfangen, als sie eilends auf meine Zelle kam. Was, Schwester St. Susanne, sagte sie zu mir, Sie wollen uns verlassen? — Ja, Madame. — Und Sie wollen gegen Ihre Gelübde protestieren? — Ja, Madame. — Haben Sie sie nicht freywillig geleistet? — Nein, Madame. — Und wer hat Sie denn gezwungen? — Alles. — Ihr Herr Vater? — Mein Vater. — Ihre Frau Mutter? — Auch sie. — Und warum protestierten Sie nicht am Fuße des Altars? — Ich war so wenig bey mir selbst, daß ich mich nicht einmal erinnere, dabey gewesen zu seyn. — Können Sie so sprechen? — Ich sage die Wahrheit. — Wie! Sie haben den Priester nicht fragen gehört: Schwester St. Susanna Simonin, versprechen Sie Gott Gehorsam, Keuschheit und Armuth? — Ich erinnere mich nicht mehr. — Haben Sie nicht geantwortet, Ja? — Ich erinnere mich nicht daran. — Und Sie bilden sich

ein, daß Ihnen die Leute glauben werden? — Sie mögen mir glauben oder nicht, die Sache bleibt darum nicht weniger wahr. — Ueberlegen Sie, liebes Kind, welche Misbräuche entstehen würden, wenn man sich auf jeden Vorwand von der Art einlaßen wollte? Sie haben einen unüberlegten Schritt gethan, Sie haben sich durch Rachbegierde hinreißen laßen; die Züchtigungen, zu welchen Sie mich gezwungen haben, liegen Ihnen auf dem Herzen; Sie meinten, es bedürfe nichts weiter, um Ihre Gelübde zu zerreißen; Sie haben sich geirret, das geht nicht an, weder vor Menschen noch vor Gott. Bedenken Sie, daß Meineid das schwerste aller Verbrechen ist; daß Sie ihn im Herzen bereits begangen haben, und im Begriff sind, ihn zu vollführen. — Ich werde nicht meineidig seyn, ich habe nichts geschworen. — Wenn man sich einigermaaßen gegen Sie verfehlt hat, hat man diese Fehler nicht wieder gut gemacht? — Mein Entschluß gründet sich nicht auf jene Beleidigun-

gen. — Worauf denn? — Auf den Mangel von Beruf, auf den Mangel von Freyheit in meinen Gelübden. — Wenn Sie sich nicht berufen fühlten, wenn Sie gezwungen wurden, warum sagten Sie mir das nicht, als es noch Zeit war? — Und wozu würde es mir genützt haben? — Warum zeigten Sie nicht die gleiche Entschlossenheit, wie zu St. Maria? — Hängt Entschlossenheit von uns ab? Ich war das erstemal entschlossen; das zweytemal war ich schwach. — Warum beriefen Sie nicht einen Rechtsgelehrten? Warum protestirten Sie nicht? Sie hatten vier und zwanzig Stunden Zeit, Ihre Reue geltend zu machen. — Wußte ich etwas von diesen Formalitäten? Wenn ich sie gekannt hätte, war ich in der Lage davon Gebrauch zu machen? Und dieß vorausgesetzt, hätte ich es thun können? Wie, Madame, haben Sie meine Abwesenheit des Geistes nicht wahrgenommen? Wenn ich mich auf Ihr Zeugniß berufe, würden Sie beschwören, daß ich bey gesundem Verstande war? —

Ob ich das beschwören würde! — Nun, Madame, dann sind Sie meineidig und nicht ich. — Mein Kind, Sie werden unnützer Weise grosses Aufsehen erregen. Kommen Sie zu sich selbst, ich beschwöre Sie bey Ihrem eigenen, bey dem Interesse des Hauses; man führt solche Proceße nicht ohne allerhand Erörterungen, welche Aergerniß geben. — Das wird nicht meine Schuld seyn. — Die Weltleute sind schlimm; man wird für Ihren Verstand, für Ihr Herz, für Ihre Sitten die ungünstigsten Voraussezungen machen; man wird glauben .... — Alles, was man will. — Sprechen Sie doch offenherzig mit mir; wenn Sie irgend ein geheimes Misvergnügen fühlen, es kann ihm abgeholfen werden. — Ich war, ich bin, und ich werde mein ganzes Leben hindurch mit meinem Stande misvergnügt seyn. — Sollte jener verführerische Geist, der uns unaufhörlich umgiebt, und uns zu verderben sucht, die gar zu große Freyheit, welche man Ihnen seit Kurzem zugestan-

den hat, benuzt haben, Ihnen irgend eine verderbliche Neigung einzuflößen? — Nein, Madame; Sie wißen, wie schwer es mich ankömmt einen Eid zu thun: Aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß mein Herz unschuldig ist, und daß nie ein entehrender Gedanke in ihm aufstieg. — Das ist unbegreiflich. — Und doch, Madame, ist nichts leichter zu begreifen. Jeder hat seinen Charakter, und ich habe den meinigen; Sie lieben das Klosterleben, und ich haße es; Sie haben von Gott die Gaben Ihres Standes erhalten, und mir mangeln Sie alle; in der Welt würden Sie verloren gewesen seyn, und sichern hier Ihr Heil; ich würde hier verloren gehen, und hoffe in der Welt selig zu werden; ich bin und werde eine schlechte Nonne seyn. — Und warum? Niemand erfüllt seine Pflichten beßer als Sie. — Aber es geschiehet mit Mühe und Widerwillen. — Desto größer ist Ihr Verdienst. — Niemand kann beßer wißen, was ich verdiene als ich, und ich muß es mir gestehen, daß ich

nichts verdiene, ob ich mich schon allem unterziehe. Ich bin es müde; eine Heuchlerin zu seyn; bey Ausübung deßen, was andre rettet, verabscheue ich mich selbst und stürze mich in Verdammniß. Kurz, Madame, ich kenne keine ächten Nonnen, als diejenigen, welche ihr Hang zur Eingezogenheit hier behält; und welche da bleiben würden, wenn es auch weder Gitter noch Mauern rings um sie her gäbe, welche ihnen den Ausgang verwehrten. Unter diese Zahl gehöre ich gewiß nicht; mein Körper ist hier, aber mein Herz ist es nicht, es ist draußen; und müßte ich zwischen dem Tod und der ewigen Gefangenschaft, in der ich mich befinde, wählen, so würde ich nicht anstehen zu sterben. Sehen Sie, das sind meine Gesinnungen. — Was, Sie würden ohne Gewißensbiße diesen Schleyer, diese Kleider verlaßen, durch die Sie Jesu Christo geweihet worden sind? — Ja, Madame, weil ich sie ohne Nachdenken und ohne Freyheit annahm . . . . Ich antwortete

sehr gemäßigt, denn mein Herz gab mir etwas ganz anders ein; es sagte mir: O wäre er doch da der Augenblick, wo ich sie werde zerreißen und weit von wir werfen können! . . . Indeßen, meine Antwort schlug sie nieder; sie erblaßte, sie wollte fortsprechen, aber ihre Lippen zitterten; sie wußte nicht recht, was sie mir noch zu sagen hatte. Ich gieng mit großen Schritten in der Zelle auf und ab, und sie schrie: O mein Gott, was werden unsre Schwestern sagen! O Jesu! wirf einen Blick der Erbarmung auf sie! Schwester St. Susanna. — Madame. — Sie sind also fest entschloßen? Sie wollen uns entehren, sich und uns zum Gegenstand des öffentlichen Gespöttes machen, sich ins Verderben stürzen! — Ich will von hier weg. — Aber wenn es nur das Haus ist, was Ihnen misfällt . . . . — Das Haus, mein Stand, das Klosterleben; ich will nicht eingeschloßen seyn, weder hier noch anderswo. — Mein Kind, Sie sind vom Satan beseßen; er ists, der Sie treibt, aus Ihnen

spricht, Sie außer sich selbst setzt; nichts ist gewißer: Sehen Sie nur, in welchem Zustand Sie sind! — Wirklich, ich warf meine Augen auf mich, und sahe, daß der obere Theil meiner Kleidung ganz in Unordnung gerathen, und mein Schleyer mir auf die Schultern herabgefallen war. Ich war des Geredes dieser boshaften Vorsteherin müde, welche nur aus Falschheit einen geschmeidigen Ton gegen mich angenommen hatte, und sagte voll Verdruß zu ihr: Nein, Madame! nein ich will diese Kleidung nicht länger, ich will sie nicht länger .... Indeßen suchte ich meinen Schleyer wieder zurecht zu machen, meine Hände zitterteu, und je mehr ich mich anstrengte ihn zu ordnen, in desto grösſere Unordnung kam er; ungeduldig darüber faßte ich ihn mit Heftigkeit, riß ihn los, warf ihn auf die Erde, und blieb so vor meiner Vorsteherin mit einer Binde um die Stirne und mit bloßen Haaren. Indeßen war sie unschlüßig, ob sie länger bleiben sollte, und sagte, indem sie hin

und her gieng: O Jesus, sie ist beseßen; nichts ist gewißer, sie ist besessen .... und die Heuchlerin bezeichnete sich mit dem Kreuz ihres Paternosters. Ich kam bald wieder zu mir selbst, ich fühlte das Ungeziemende meines Zustandes, und die Unvorsichtigkeit meiner Reden; ich ordnete meinen Habit so gut als möglich, ich hob den Schleyer vom Boden auf, und machte ihn wieder zurecht; hierauf wandte ich mich gegen sie, und sagte zu ihr: Madame, ich bin weder wahnsinnig noch beseßen, ich schäme mich meiner Heftigkeit, und bitte Sie deswegen um Verzeihung; aber schließen Sie daraus, wie wenig der Stand einer Nonne für mich paßt, und wie sehr ich recht habe, daß ich mich ihm zu entziehen suche, wenn ich kann ...... Ohne auf mich zu hören, wiederholte sie immer: Was werden die Leute sagen! Was werden unsre Schwestern sagen! — Madame, sagte ich zu ihr, wollen Sie das Aufsehen vermeiden? Es gäbe ein Mittel dazu. Es ist mir

nicht um mein Mitgebrachtes zu thun, ich verlange nur die Freyheit; ich sage nicht, daß Sie mir die Pforte öfnen sollen, aber lassen Sie sie nur heute, morgen, übermorgen nachläßig verwahren, und bemerken Sie meine Entweichung erst so spät, als Sie nur können . . . . . . — Unglückliche, welchen Antrag wagen Sie mir zu machen! — Einen Rath, den eine gute und weise Vorsteherin bey allen denjenigen befolgen sollte, für welche ihr Kloster ein Kerker ist; und dies ist das Kloster für mich, mir tausendmal schreklicher als ein für Missethäter bestimmtes Gefängniß; ich muß entweder frey werden, oder sterben. Madame, sezte ich mit einem ernsten Ton und festem Blick hinzu, hören Sie mich: Wenn die Gesetze, an welche ich mich gewendet habe, meine Erwartung täuschten, und ich, von einer Verzweiflung überwältigt, die ich nur zu gut kenne . . . . Sie haben einen Ziehbrunnen . . . . es giebt Fenster in dem Hause . . . . überall hat man Mauern vor

sich

sich . . . . man hat Kleidungsstücke, die man losmachen . . . . Hände, deren man sich bedienen kann . . . . — Halten Sie ein, Unglückliche! Sie machen mich schaudern. Wie! Sie könnten . . . . — Ich könnte in Ermanglung dessen, was schnell die Uebel des Lebens endet, die Nahrungsmittel ausschlagen; es steht jedermann frey, zu eßen und zu trinken, oder es zu unterlassen . . . . Wenn es, nach allem was ich Ihnen itzt gesagt habe, wirklich geschähe, daß ich den Muth hätte, (und Sie wissen, daß es mir daran nicht fehlt,) und daß man zuweilen mehr Muth braucht um zu leben, als zu sterben, sagen Sie mir, versetzen Sie sich für den Richterstuhl Gottes: Wer, Sie oder ich, würden ihm die Strafbarste scheinen? . . . . Madame, ich verlange nichts von dem Hause, und werde nie etwas zurückverlangen; ersparen Sie mir ein Verbrechen, ersparen Sie sich lange dauernde Gewißensbiße: Wir wollen uns miteinander einverstehen . . . . — Wo denken Sie

bin, Schwester St. Susanne? Ich soll die erste meiner Pflichten verletzen, Ich die Hand zu einem Verbrechen bieten, an einer ruchlosen Entheiligung Theil nehmen! — Die wahre Entheiligung, Madame, ist die, welche ich täglich begehe, indem ich die heilige Kleidung, die ich trage, durch Verachtung entweihe. Nehmen Sie mir dieselbe, ich bin ihrer unwürdig; lassen Sie die Lumpen der ärmsten Bäurin von dem Dorfe holen, und es bleibe mir irgend ein Ausweg offen. — Und wohin wollten Sie gehen, um besser daran zu seyn? — Ich weiß nicht, wohin ich gehen werde; aber man befindet sich nur da übel, wo Gott uns nicht haben will; und Gott will mich nicht hier haben. — Sie sind ganz ohne Vermögen. — Es ist wahr; aber Armuth ist es nicht, was ich am meisten fürchte. — Fürchten Sie die Unordnungen, zu denen sie hinreißt. — Das Vergangene bürgt mir für die Zukunft; hätte ich dem Laster Gehör geben wollen, so wäre ich frey. Aber es geziemt mir

nicht dieses Haus zu verlaßen, als mit Ihrer Bewilligung, oder durch die Kraft der Gesetze. Sie mögen wählen . . . . .

Diese Unterredung hatte lange gedauert. Bey der Rückerinnerung schämte ich mich der unbesonnenen und lächerlichen Dinge die ich gesagt und gethan hatte, aber es war za spät. Die Vorsteherin war noch an ihren Ausrufungen, was werden die Leute sagen! Was werden unsre Schwestern sagen! als die Glocke, die zum Gottesdienste rief, uns trennte. Sie sagte, als sie mich verließ: Schwester St. Susanne Sie gehen itzt in die Kirche, bitten Sie Gott, daß er Sie rühre und daß er Ihnen den Geist Ihres Standes wieder schenke; befragen Sie Ihr Gewißen und glauben Sie, was es Ihnen sagen wird: es ist unmöglich, daß es Ihnen nicht Vorwürfe mache. Ich dispensiere Sie von dem Gesang.

Wir giengen beynahe mit einander hinunter. Nach Beendigung des Gottesdiensts, als alle Schwestern im Begriff waren sich zu trennen,

schlug sie auf ihr Brevier und hielt sie zurück. Meine Schwestern, sagte Sie zu ihnen, ich fordere Sie auf, sich an dem Fuß des Altars niederzuwerfen, und die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen für eine Nonne, die er verlaßen, die den Geist der Religion und die Liebe zu derselben verlohren hat, und im Begriff ist eine Handlung zu begehen, welche in den Augen Gottes ruchlose Entheiligung, und in den Augen der Menschen entehrend ist.

Ich kann Ihnen die allgemeine Bestürzung nicht darstellen; ohne sich zu rühren hatte jede in einem Augenblick das Gesicht ihrer Mitschwestern durchgelaufen, um die Schuldige an ihrer Verlegenheit zu entdecken. Alle warfen sich nieder und beteten in der Stille. Nach Verfluß einer ziemlich beträchtlichen Zeit intonierte die Vorsteherin mit gedämpfter Stimme das Veni, Creator, und alle sangen mit leiser Stimme nach: Veni, Creator; hierauf nach einer zweyten Stille, schlug die Priorin auf ihr Pult, und man gieng hinaus.

Ich überlaße es Ihnen, sich das Gemurmel zu denken, das in dem Kloster entstuhnd: Wer ist es? Wer ist es nicht? Was hat sie gethan? Was will sie thun? . . . Es blieb nicht lange bey bloßen Vermuthungen. Mein Begehren fieng an Aufsehen unter den Leuten zu machen; ich bekam eine Menge von Besuchen: Die einen brachten mir Vorwürfe, die andern guten Rath; bey einigen fand ich Beyfall, von andern wurde ich getadelt. Ich hatte nur ein Mittel, mich in den Augen aller zu rechtfertigen; namlich, sie von dem Betragen meiner Eltern zu unterrichten, und Sie begreifen, wie schonend ich in diesem Punkte zu Werk gehen mußte; nur einige Personen blieben mir aufrichtig zugethan, wie z. B. Hr. Manouri, welcher meine Sache auf sich genommen hatte, und dem ich mich ohne Rückhalt entdecken konnte. Im Schrecken über die Qualen, die mich bedroheten, stellte sich jener Kerker, in welchen ich schon einmal geschleppt worden war, meiner Einbildungskraft in seiner gan-

zen Scheußlichkeit dar; ich kannte die Wuth der Nonnen. Diese Besorgniße theilte ich Hrn. Manouri mit, und er sagte zu mir: Es ist unmöglich, Ihnen alle Arten von Verdruß zu ersparen, es wird daran nicht fehlen; Sie konnten das erwarten: Sie müßen sich mit Geduld wafnen, und sich mit der Hofnung stärken, daß das alles ein Ende nehmen wird. Was jenen Kerker betrift, so verspreche ich Ihnen, Sie sollen ihn nie wieder betretten; das ist meine Sache.... Wirklich brachte er einige Tage nachher einen Befehl an die Vorsteherin, mich jedesmal, und so oft es von ihr verlangt würde, zu stellen.

Den folgenden Tag nach dem Gottesdienste wurde ich wieder dem öffentlichen Gebet der Schwesterschaft empfohlen; man betete in der Stille, und sprach mit leiser Stimme die gleiche Hymne wie gestern. Am dritten Tag dieselbe Ceremonie; nur mit dem Unterschied, daß man mir befahl, mich in die Mitte des Chors zu stellen, und daß man die Gebete für Sterbende,

die Litaneyen der Heiligen, mit dem Refrain: Ora pro ea recitirte. Den vierten Tag artete die Sache in ein Gaukelspiel aus, welches den seltsamen Charakter der Vorsteherin deutlich bezeichnete. Nach beendigtem Gottesdienst mußte ich mich mitten auf dem Chor in einen Sarg legen; man stellte Leuchter nebst einem Weihkeßel neben mich hin; man bedeckte mich mit einem Grabtuch und las das Amt für Verstorbene her, worauf jede Nonne beym Weggehen mich mit Weihwaßer besprützte, und sagte: Requiescat in pace. Man muß die Klostersprache kennen, um die Art von Drohung, die in diesen letzten Worten enthalten ist, zu verstehen. Zwey Nonnen hoben das Tuch auf, löschten die Wachskerzen aus und ließen mich bis auf die Haut von dem Waßer durchnezt, mit dem sie mich boshafter Weise begoßen hatten. Meine Kleider trokneten mir an dem Leibe; ich hatte nichts, mich umzukleiden. Auf diese Kränkung folgte eine andere. Die Schwesterschaft wurde versammelt; man

sah mich als eine Verworfene an, mein Schritt wurde wie eine Apostasie behandelt, und man verbot allen Nonnen, bey Strafe des Ungehorsams, mit mir zu sprechen, mir beyzustehen, sich mir zu nähern, und sogar etwas von dem zu berühren, was ich gebraucht hatte. Diese Befehle wurden nach der Strenge befolgt. Unsre Klostergänge sind schmal; an einigen Orten haben zwey Personen Mühe, gerade neben einander vorbey zu kommen; war ich auf dem Weg, und eine Nonne kam mir entgegen, so kehrte sie entweder um, oder sie drückte sich an die Mauer, und hielt ihren Schleyer und ihr Gewand, damit sie nicht etwa die meinigen berührten. Mußte man etwas von mir in Empfang nehmen, so setzte ich es auf die Erde, und man faßte es mit einem Tuch an; hatte man mir etwas zu geben, so warf man mir's hin. Wenn man das Unglück gehabt hatte, mich zu berühren, so hielt man sich für verunreiniget; man gieng es der Vorsteherin zu beichten, und sich von ihr absol-

vieren zu laßen. Man hat die Schmeicheley schändlich und niederträchtig genannt; sie ist überdas noch sehr sinnreich, wenn sie sich vornimmt, durch selbst erfundene Kränkungen zu gefallen. Ich wurde aller Aemter beraubt. In der Kirche blieb auf beyden Seiten meines Stuhls eine Stelle leer. Ich saß an einem abgesönderten Tisch in dem Speisezimmer; man trug mir nichts auf, ich war gezwungen meine Portion in der Küche abzufordern; das erste Mal schrie mir die Schwester Küchenmeisterin zu: Kommt nicht hinein! . . . . . Ich gehorchte ihr. — Was wollt Ihr? — Zu eßen. — Zu eßen! — Ihr verdient nicht zu leben . . . . — Zuweilen kehrte ich um, und blieb den ganzen Tag, ohne etwas zu mir zu nehmen. Zuweilen ließ ich mich nicht abweisen, und man setzte mir Speisen auf die Schwelle, die man sich geschämt haben würde, Thieren vorzuwerfen; ich hob sie weinend auf, und gieng. Kam ich etwa einmal zulezt für die Thüre des Chors, so fand ich sie

verschloßen; ich warf mich dann auf die Knie, und wartete hier das Ende des Gottesdiensts ab; war es im Garten, so kehrte ich auf meine Zelle zurück. Indessen schwanden meine Kräfte durch die wenige Nahrung, und die schlechte Beschaffenheit derjenigen, die ich zu mir nahm, und noch mehr durch den Schmerz, den es mir verursachte, so viele wiederholte Beweise von Unmenschlichkeit zu erdulden; ich fühlte, daß, wenn ich länger litte, ohne mich zu beklagen, ich nie das Ende meines Prozesses sehen würde. Ich entschloß mich also, mit der Vorsteherin zu sprechen; ich war halb todt vor Furcht, indeßen gieng ich doch an ihre Thüre zu pochen. Sie öfnete; bey meinem Anblick zog sie sich schnell einige Schritte zurück und sagte zu mir: Abtrünnige, entfernen Sie sich. — Ich entfernte mich. — Noch mehr . . . . Ich gieng noch weiter zurück. — Was wollen Sie? — Da mich weder Gott noch Menschen zum Tode verurtheilt haben, so erwarte ich von Ihnen, Madame,

daß Sie Befehl geben, mir das Leben zu fristen. — Das Leben! sagte sie, indem sie mir die Worte der Schwester Küchenmeisterin wiederholte, sind Sie deßen werth? — Das weiß niemand außer Gott; aber ich sage Ihnen zum voraus, wenn man mir die Nahrung verweigert, so werde ich gezwungen seyn, mich bey denen zu beklagen, die mich in ihren Schutz genommen haben. Bis zur Entscheidung meines Schicksals und meines Standes bin ich nur wie ein anvertrautes Gut hier. — Gehen Sie, sagte sie zu mir, verunreinigen Sie mich nicht mit Ihren Blicken; ich werde dafür sorgen .... — Ich gieng, und sie warf die Thüre heftig hinter mir zu. Wahrscheinlich gab sie ihre Befehle, aber ich wurde darum nicht viel beßer besorgt; man machte sichs zum Verdienst, ihr ungehorsam zu seyn: Man warf mir die gröbsten Speisen vor, und verdarb sie noch überdas mit Asche und allen Arten von Unrath.

Solch' ein Leben führte ich, so lange mein Pro-

zeß dauerte. Das Sprachzimmer wurde mir nicht ganz untersagt; man konnte mir die Freyheit nicht nehmen, mich mit meinen Richtern oder mit meinem Advokaten zu besprechen; doch mußte dieser mehreremal Drohungen gebrauchen, ehe man ihm erlaubte mich zu sehen. Dann wurde ich von einer Schwester begleitet; sie beschwerte sich, wenn ich leise sprach; sie ward ungeduldig, wenn ich zu lange blieb; sie unterbrach mich, strafte mich Lügen, wiedersprach mir; wiederholte der Vorsteherin meine Reden, und verfälschte sie, gab ihnen giftige Auslegungen, dichtete mir selbst solche an, die ich nicht gesagt hatte — was weiß ich? Man gieng so weit, mich zu bestehlen, mich auszuplündern, mir meine Matratzen zu nehmen; man gab mir keine weiße Wäsche mehr; meine Kleider zerrißen; ich war beynahe ohne Strümpfe und ohne Schuhe. Ich hatte Mühe Waßer zu bekommen; mehreremal war ich genöthiget es selbst bey dem Brunnen zu holen; bey jenem Brunnen, den Sie schon

kennen; man zerbrach mir meine Gefäße, und ich war so weit gebracht, daß ich das geschöpfte Waßer trinken mußte, ohne davon mitnehmen zu können. Wenn ich unter den Fenstern vorbeygieng, so mußte ich fliehen, oder Gefahr laufen, daß die Unreinigkeiten aus den Zellen auf mich herabgegoßen wurden. Einige Schwestern spieen mir ins Gesicht. Ich war zum Eckel schmutzig geworden. Weil man fürchtete, ich möchte mich bey unsern Aufsehern beklagen, so wurde mir die Beichte verboten. Einst an einem großen Feste, (es war, glaube ich, am Himmelfahrtstage,) verdrehte man mein Schloß; ich konnte nicht in die Meße gehen. Man sagte Hrn. Manouri, der mich besuchen wollte, man wiße nicht, was aus mir geworden sey; man sähe mich nicht mehr, und ich übte keine Religionshandlung aus. Indeßen, nachdem ich mirs sauer genug hatte werden laßen, riß ich das Schloß weg, und begab mich für die Thüre des Chors, die ich verschloßen fand, wie gewöhnlich geschah, wenn

ich nicht eine von den ersten war. Ich lag auf der Erde, Kopf und Rücken an eine von den Mauern gelehnt, die Arme kreuzweis über die Brust geschlagen, und der übrige Theil meines Körpers war der Länge nach quer über den Weg ausgestreckt; nach beendigtem Gottesdienst, als die Nonnen hinausgehen wollten, stand die erste auf einmal still; die andern kamen ihr nach; die Vorsteherin vermuthete, was es war, und sagte: Gehet über sie hin, es ist nur ein Aas. . . . . . Einige gehorchten und traten mich mit Füßen; andere waren weniger unmenschlich, aber keine wagte es, mir die Hand zu reichen um mich aufzuheben. Während meiner Abwesenheit nahm man mein Betpult, das Portrait unsrer Stifterin, die übrigen Heiligen-Bilder, das Crucifix sogar aus meiner Zelle weg, und es blieb mir nur das übrig, das ich an meinem Rosenkranze trug, welchen man mir nicht lange ließ; ich lebte also zwischen vier Mauern, in einem Zimmer ohne Thüre, ohne Stuhl, stehend

oder auf einem Strohsack, ohne irgend eins der nothwendigsten Gefäße; ich war gezwungen bey Nacht hinaus zu gehen, um die Bedürfniße der Natur zu befriedigen, und den folgenden Tag beschuldigte man mich, daß ich die Ruhe des Hauses störe, herumirre, und auf dem Wege sey, eine Närrin zu werden. Da meine Zelle nicht mehr schloß, so kam man bey Nacht mit großem Tumult hinein; man schrie, man zog an meinem Bette, man schlug meine Fenster entzwey, man setzte mich in Schrecken. Das Geräusch war bald über bald unter mir, und diejenigen, welche nicht von dem Komplote waren, sagten, es giengen sonderbare Ding auf meinem Zimmer vor; sie hätten Klagetöne, Geschrey, Geraßel von Ketten gehöret; ich hätte Umgang mit Gespenstern und bösen Geistern, ich müßte ein Bündniß gemacht haben, man dürfe sich keinen Augenblick bey meinem Gange verweilen, Es giebt in den Klöstern schwache Köpfe, sie machen selbst die größere Zahl aus; diese glaubten, was

man ihnen sagte; sie wagten nicht vor meiner Thüre vorbeyzugehen; ihre verwirrte Einbildungskraft stellte mich ihnen in einer scheußlichen Gestalt vor; sie machten das Zeichen des Kreuzes, wenn sie mir begegneten, und schrieen fliehend: Satan, entferne dich von mir! Mein Gott komm mir zu Hülfe! . . . . Eine von den jüngsten war hinten auf einem der Gänge; ich kam auf sie zu, und es war nicht möglich, mir auszuweichen. Die fürchterlichste Angst ergriff sie. Zuerst wandte sie das Gesicht gegen die Mauer, und murmelte mit zitternder Stimme: Mein Gott! Mein Gott! Jesus! Maria! . . . Indessen kam ich näher; als sie mich neben sich merkte, hielt sie die Hände für das Gesicht, aus Furcht mich zu sehen; sie stürzte auf mich zu, sie warf sich mit Heftigkeit in meine Arme und schrie: Erbarmen! ich bin verlohren! Schwester St. Susanne thun Sie mir kein Leid! Schwester St. Susanne haben Sie Mitleiden mit mir. . . . und indem sie dieses sagte, fiel sie halb todt auf

den Boden. Man kam auf ihr Geschrey hinzu, man trug sie weg, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie man diesen Vorfall travestierte; man machte die abscheulichste Geschichte daraus: Man sagte, der Dämon der Unzucht habe sich meiner bemächtiget; man schob mir Absichten, Handlungen unter, die ich nicht zu nennen wage, ungereimte Begierden, denen man die Verwirrung zuschrieb, in welche die junge Nonne gerathen war. In der That, ich bin kein Mann, und ich weiß nicht, was man sich von zwey Frauenspersonen, und noch weniger von einer einzelnen, für Vorstellungen machen kann; indeßen da mein Bette ohne Vorhänge war und man zu jeder Stunde mein Zimmer betrat — was soll ich Ihnen sagen, mein Herr? Diese Nonnen müßen bey aller ihrer äußern Zurückhaltung, bey aller Bescheidenheit ihrer Blicke, bey aller Keuschheit ihrer Ausdrücke, ein sehr verdorbenes Herz haben: Sie wißen wenigstens, daß man allein schändliche Handlungen begehet; und ich weiß es nicht;

auch konnte ich nie recht begreifen, weßen sie mich beschuldigten, und sie brauchten so dunkle Ausdrücke, daß ich nie wußte, was ich ihnen antworten sollte. Ich würde kein Ende finden, wenn ich fortfahren wollte, alle diese Verfolgungen umständlich zu schildern. Ach! mein Herr, wenn Sie Kinder haben, so lernen Sie an meinem Schicksal, welches Loos Sie ihnen bereiten, wenn Sie zugeben, daß sie ohne die stärksten und entschiedensten Merkmale der Berufung ins Kloster gehen. Wie ungerecht ist man in der Welt! Man gestattet einem Kinde über seine Freyheit zu verfügen, in einem Alter wo man nicht die Verwendung eines Thalers seiner Willkühr überläßt. Tödten Sie Ihre Tochter lieber, als sie wider ihren Willen in ein Kloster einzusperren, tödten Sie sie. Wie oft habe ich gewünscht, daß mich meine Mutter bey der Geburt erstickt hätte! sie wäre weniger grausam gewesen. Können Sie wohl glauben, daß man mir mein Brevier wegnahm, und mir verbot zu

beten? Sie denken leicht, daß ich nicht gehorchte. Ach! das war mein einziger Trost; ich erhob meine Hände zum Himmel, ich stieß Klagetöne aus, von denen ich zu hoffen wagte, sie würden von dem einzigen Wesen gehört, das mein ganzes Elend sah. Man horchte an meiner Thüre, und eines Tages, wo ich mich in der niederschlagenden Beklemmung meines Herzens zu Gott wandte, und ihn um Hülfe flehte, sagte man zu mir: Du rufst Gott vergebens an, es ist für dich kein Gott; stirb in der Verzweiflung, und fahre zur Hölle .... Andere setzten hinzu: Amen über die Abtrünnige! Amen über sie!

Aber noch ein Zug, der Ihnen seltsamer als alles übrige scheinen wird. Ich weiß nicht, ist es Bosheit oder Täuschung; Aber, obschon ich nichts that, was einen verrückten, noch viel weniger einen vom bösen Geist beseßenen Verstand verrieth, so berathschlagten sie doch unter einander, ob man mich nicht exorcisieren müßte; und es wurde durch Mehrheit der Stimmen ausge-

macht, daß ich meiner Salbung und meiner Taufe entsagt hätte, daß der Satan in mir wohne, und mich von den gottesdienstlichen Verrichtungen entferne. Eine fügte hinzu, daß ich bey gewißen Gebeten in der Kirche mit den Zähnen knirsche, und bey Aufhebung des Hochwürdigen meine Arme verdrehe: Eine andre, daß ich das Christusbild mit Füßen trette und meinen Rosenkranz (den man mir gestolen hatte) nicht mehr trage; daß ich Gotteslästerungen vorbrächte, die ich Ihnen nicht zu wiederhollen wage. Alle waren einstimmig, daß etwas Unnatürliches in mir vorgehe, und daß der Grosvikar darüber berichtet werden müße, welches man auch that.

Dieser Grosvikar war ein Hr. Hebert, ein Mann von Jahren und Erfahrung, auffahrend, aber gerecht, und aufgeklärt. Man machte ihm eine umständliche Schilderung von der Unordnung im Hause; und gewiß ist, daß sie gros war, und daß, wenn ich sie verursachte, es auf eine sehr

unschuldige Art geschah. Sie werden wohl vermuthen, daß man in dem Aufsatz, der ihm zugeschickt wurde, mein nächtliches Herumlaufen, meine Abwesenheit vom Chor, den Lerm, der bey mir vorfiel, was die eine gesehen, was eine andere gehört hatte, meinen Abscheu vor heiligen Dingen, meine Lästerungen, die unzüchtigen Handlungen, welche man mir schuld gab, nicht vergaß; aus dem Abentheuer mit der jungen Nonne machte man, was man wollte. Die Anklagen waren so stark und so mannigfaltig, daß Hr. Hebert, bey allem seinem gesunden Verstande, nicht umhin konnte, sich zum Theil darauf einzulaßen, und zu glauben, es müße viel Wahres daran seyn. Die Sache schien ihm wichtig genug, um sie in eigner Person zu untersuchen; er ließ seinen Besuch ansagen, und kam auch wirklich mit zwey jungen Geistlichen, die ihm zugegeben waren, und ihm in seinen mühsamen Verrichtungen an die Hand giengen.

Einige Tage vorher hörte ich bey Nacht je-

mand leise in mein Zimmer tretten. Ich sagte nichts, ich erwartetr daß man mich anrede, und man rief mir mit leiser und zitternder Stimme: Schwestar St. Susanne, schlafen Sie? — Nein, ich schlafe nicht. Wer ist da? — Ich bins. — Wer sind Sie? — Ihre vor Furcht halb todte Freundin, die sich der größten Gefahr aussetzt, um Ihnen einen vielleicht unnützen Rath zu geben. Hören Sie: Morgen oder Uebermorgen wird der Grosvickar einen Besuch machen; Sie werden angeklagt werden, bereiten Sie sich auf Ihre Vertheidigung. Adieu! faßen Sie Muth, der Herr sey mit Ihnen . . . . — Nach diesen Worten entfernte sie sich mit der Leichtigkeit eines Schattens. Sie sehen, es giebt überall, selbst in Klöstern, mitleidige Seelen, welche nichts verhärten kann.

Indeßen wurde mein Prozeß mit Wärme betrieben; eine Menge von Personen jeder Klaße, jedes Geschlechts, jedes Standes, die ich nicht kannte, intereßirten sich für mein Schicksal, und

legten Fürbitten für mich ein. Sie waren eine davon, und vielleicht ist Ihnen die Geschichte meines Prozeßes beßer bekannt als mir selbst; denn gegen das Ende konnte ich mich nicht mehr mit Herrn Manouri besprechen. Man sagte ihm, ich wäre krank; er vermuthete, man hintergehe ihn; mit Zittern besorgte er, ich sey wieder in den Kerker geworfen worden. Er wandte sich an den erzbischöflichen Stuhl, wo man ihn keines Gehörs würdigte; man hatte sich dort beredet, ich sey toll, oder vielleicht noch etwas schlimmeres.

Er nahm also wieder seine Zuflucht zu den Richtern; er drang auf die Befolgung des der Vorsteherin zugestellten Befehls, mich lebendig oder todt zu zeigen, wenn sie dazu aufgefordert würde. Die weltlichen Richter nahmen es mit den geistlichen auf; diese fühlten die Folgen, die ein solcher Vorfall haben könnte, wenn man nicht zuvorkäme, und dies wahrscheinlich beschleunigte den Besuch des Grosvikars; denn diese Herren, der ewigen Zänkereyen in den Klöstern überdrüs=

sig, sind gewöhnlich nicht sehr eilfertig sich darein zu mischen; sie wißen aus Erfahrung, daß ihr Ansehen dabey immer Gefahr lauft, und daß ihm immer ausgewichen wird.

Ich benutzte die Nachricht meiner Freundin, um Gott um Beystand anzuflehen, mich in eine ruhige Verfaßung zu setzen, und auf meine Vertheidigung mich vorzubereiten. Ich bat den Himmel nur um das Glück, ohne Partheylichkeit befragt und angehört zu werden; ich erhielt es, aber Sie werden hören um welchen Preis. Wenn mir daran lag, meinem Richter als unschuldig und vernünftig zu erscheinen, so war es für meine Vorsteherin nicht weniger wichtig, daß man an mir eine schlechte, vom Satan beseßene, sträfwürdige und tolle Person finde. Und während ich meinen Eifer und meine Gebete verdoppelte, verfolgte man mich mit doppelter Bosheit; man reichte mir nur so viel Nahrung, als nöthig war um mich nicht Hungers sterben zu laßen; man überhäufte mich mit Kränkungen, man verviel-

fältigte die Schrecken aller Art um mich her, man beraubte mich aller Ruhe der Nacht; alles was die Gesundheit zerstören und den Geist verwirren kann, brachte man in Ausübung; es war eine Verfeinerung von Grausamkeit, wovon Sie keinen Begriff haben. Urtheilen Sie aus folgendem Zuge von dem übrigen. Eines Tages, als ich aus meiner Zelle trat um in die Kirche oder anderswohin zu gehen, sah ich quer über den Gang eine kleine Zange auf dem Boden liegen; ich bückte mich um sie aufzuheben, und so zu legen, daß diejenige, welche sie verloren hatte, sie leicht wieder finde; das Licht hinderte mich zu bemerken, daß sie beynahe roth war; ich ergriff sie, und indem ich sie wieder fallen ließ, war die ganze Haut von dem Innern meiner Hand rein mit weggerißen. Des Nachts legte man mir da, wo ich vorübergehen mußte, Hinderniße in den Weg, entweder für die Füße oder in gleicher Höhe mit meinem Kopf; hundertmal habe ich mich verletzt, und weiß nicht

wie ich mit dem Leben davon gekommen bin. Ich hatte kein Licht, und mußte zitternd, die Hände vorwärts gestreckt, im Finstern tappen. Man streute zerbrochenes Glas unter meinen Füßen. Ich war fest entschloßen, das alles zu sagen, und ich hielt mir so ziemlich Wort. Ich fand die Thüre der heimlichen Gemächer verschloßen, und war genöthiget mehrere Stockwerke hinunterzusteigen und hinten in den Garten zu laufen, wenn ich die Thüre offen antraf; wenn ich sie nicht so antraf .... Ach! mein Herr, was für boshafte Geschöpfe sind doch eingeschloßene Frauenspersonen, welche sicher sind den Haß ihrer Vorsteherin zu unterstützen, und welche glauben Gott einen Dienst zu thun, wenn sie uns in Verzweiflung setzen! Es war Zeit daß der Grosvikar kam, es war Zeit daß sich mein Prozeß endigte.

Ich komme itzt zu dem fürchterlichsten Augenblicke meines Lebens; denn bedenken Sie, mein Herr, daß mir durchaus unbekannt war mit

welchen Farben man mich in den Augen dieses Geistlichen abgemahlt habe, und daß er mit der Neugierde kam, eine beseßene oder sich so stellende Nonne zu sehen. Man glaubte, nur ein heftiger Schrecken könne mich ihm in diesem Zustande zeigen; und hören Sie, wie man sich in dieser Absicht benahm.

Am Tage seines Besuchs, des Morgens sehr frühe, trat die Vorsteherin in meine Zelle; sie war von drey Schwestern begleitet; die eine trug einen Weihkeßel, die andre ein Crucifix, eine dritte Stricke. Die Vorsteherin sagte mit starker, drohender Stimme zu mir: Stehen Sie auf . . . . . Ich stand auf. Knieen Sie nieder, und empfehlen Sie sich Gott . . . . Madame, sagte ich zu ihr, dürfte ich Sie, ehe ich gehorche, fragen, was aus mir werden soll, was Sie über mich beschloßen haben, und um was ich Gott bitten muß? . . . Ein kalter Schweiß ergoß sich über meinen ganzen Körper; ich zitterte, ich fühlte meine Kniee wanken; ich sah mit

Entsetzen ihre drey fatalen Begleiterinnen an; sie standen in Einer Linie, mit finsterm Gesicht, zusammengedrückten Lippen und verschloßenen Augen. Die Angst ließ mich meine Frage nur in einzelnen, abgebrochenen Worten vorbringen; ich glaubte wegen dem Stillschweigen, das man beobachtete, man habe mich nicht verstanden; ich wiederholte die letzten Worte jener Frage, denn ich hatte nicht Kraft genug sie noch einmal ganz zu sagen; ich sprach also mit schwacher, erlöschender Stimme: Was für eine Gnade muß ich von Gott bitten? ... Man antwortete mir: Bitten Sie ihn um Vergebung der Sünden Ihres ganzen Lebens; reden Sie mit ihm, als ob Sie auf dem Punkte ständen vor ihm zu erscheinen ... Nach diesen Worten glaubte ich, sie seyen entschloßen, sich meiner zu entledigen. Ich hatte gehört, daß dieses in gewißen Klöstern zuweilen geschähe; daß sie richteten, zum Tode verurtheilten, und das Urtheil vollzögen; ich glaubte nicht, daß eine so unmenschliche Prozedur jemals in einem Nonnen-

kloster stattgefunden; aber es gab so viele andere Dinge, welche ich nicht vermuthet hatte, und die hier geschahen. Bey dieser Vorstellung des nahen Todes wollte ich schreyen; mein Mund war offen, aber es kam kein Ton aus ihm hervor; ich strekte meine Arme bittend gegen die Vorsteherin, und mein Körper sank ohnmächtig rükwärts. Ich fiel, aber mein Fall war nicht hart. In solchen Augenblicken der Angst, wo die Kräfte uns verlaßeu, gerathen die Glieder unmerklich in Erschlaffung; sie sinken so zu reden in einander, und es scheint als ob die Natur, da sie nicht widerstehen kann, sich in eine sanfte Ohnmacht aufzulösen suchte. Ich verlor Bewußtseyn und Empfindung; ich hörte nur das Gesumse vermischter und entfernter Stimmen um mich her, sey es nun, daß sie sprachen, oder daß es mir in den Ohren tönte; ich unterschied nichts als jenen Schall, welcher fortdauerte. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustand blieb; aber ich wurde durch eine plötzliche Kühle,

die mir eine leichte Zuckung verursachte und einen tiefen Seufzer entriß, daraus gezogen. Ich war durch und durch naß, das Waßer floß von meinen Kleidern auf die Erde; man hatte einen großen Weihkeßel über meinen Körper ausgegossen. Ich lag auf der Seite in diesem Waßer ausgestrekt, den Kopf gegen die Wand gelehnt, den Mund halb offen, die Augen wie todt und verschloßen; ich suchte sie zu öfnen und um mich her zu blicken, aber es schien mir als wäre ich in eine dichte Luft eingehüllet, durch welche ich nichts sähe als schwebende Kleidungsstücke, an denen ich mich vergebens festzuhalten strebte. Ich strengte mich mit dem Arme, den ich frey hatte, an; ich wollte ihn aufheben, fand ihn aber zu schwer; meine außerordentliche Schwäche verminderte sich allmählich; ich richtete mich in die Höhe, ich lehnte den Rücken an die Wand, ich hatte beyde Hände im Waßer, der Kopf hieng auf die Brust herab, und ich stieß einen undeutlichen, abgebrochenen und mühsamen Kla-

geton aus. Jene Weiber betrachteten mich mit einer Mine, welche unvermeidliches Schicksal und Unbiegsamkeit bezeichnete, und mir den Muth benahm, sie um Mitleiden anzuflehen. Die Vorsteherin sagte: Man richte sie auf.... Man faßte mich unter den Armen und hob mich in die Höhe. Sie setzte hinzu: Da sie sich nicht Gott empfehlen will, desto schlimmer für sie: Ihr wißet, was Ihr zu thun habt, vollbringet.... Ich glaubte, die mitgebrachten Stricke seyen bestimmt, mich zu erdroßeln; ich betrachtete sie, meine Augen stuhnden voll Thränen. Ich begehrte das Kruzifix zu küßen, man schlug es mir ab. Ich begehrte die Stricke zu küßen, man reichte sie mir hin. Ich bückte mich, ich ergriff das Skapulier der Vorsteherin und küßte es; ich sagte: Mein Gott, erbarme dich meiner! Mein Gott, erbarme dich meiner! Liebe Schwestern, laßt mich nicht lange leiden ... und ich bot meinen Hals dar. Ich kann Ihnen nicht sagen was aus mir wurde, noch was man mit mir

machte; es ist gewiß, daß diejenigen, welche man zur Hinrichtung führt, und ich sah mich in dem Fall, todt sind, ehe das Urtheil vollzogen wird. Ich fand mich auf dem Strohsacke, welcher mir statt des Bettes diente, sitzend, die Hände auf den Rücken gebunden, und ein großes eisernes Kruzifix auf meinem Schooß . . . Herr Marquis, ich sehe wohl, wie schmerzlich ich Ihr Gefühl beleidige; aber Sie wollten wißen, ob ich das Mitleiden einigermaaßen verdiene, das ich von Ihnen erwarte.

Jetzt fühlte ich den Vorzug der christlichen Religion vor allen Religionen in der Welt. Welche tiefe Weisheit in dem, was die blinde Philosophie die Thorheit das Kreutzes nennt! Was hätte mir in dem Zustande, worin ich mich befand, das Bild eines glücklichen und mit Ruhm überhäuften Gesetzgebers genützt? Ich sah den Unschuldigen, mit Dornen gekrönt, Hände und Füße von Nägeln durchstochen, unter Martern ausathmend; und sagte zu mir: Siehe da deinen

Gott,

Gott, und du wagst es dich zu beklagen! . . . Ich hielt mich an diesen Gedanken und fühlte Trost in meinem Herzen erwachen; ich kannte die Eitelkeit des Lebens, und schätzte mich nur allzu glücklich es zu verlieren, ehe ich Zeit gehabt hätte meine Fehler zu vervielfältigen. Gleichwohl berechnete ich mein Alter; ich fand daß ich kaum neunzehn Jahre hatte, und seufzte. Ich war zu entkräftet, zu niedergeschlagen, als daß sich mein Geist über die Schrecken des Todes hätte erheben können; bey voller Gesundheit wäre ich, wie mich dünkt, größerer Entschloßenheit fähig gewesen.

Indeßen kam die Vorsteherin mit ihren Gehülfinnen zurück; sie fanden mehr Gegenwart des Geistes bey mir, als sie erwarteten und wünschten. Sie stellten mich auf; man befestigte mir meinen Schleyer über das Gesicht; zwey faßten mich unter den Armen, eine dritte stieß mich von hinten, und die Vorsteherin befahl mir zu gehen. Ich gieng ohne zu wißen wohin, aber

ich glaubte man führe mich zum Tode, und sagte: Mein Gott, erbarme dich meiner! Mein Gott, unterstütze mich! Mein Gott, verlaß mich nicht! Mein Gott, verzeihe mir, wenn ich dich beleidiget habe!

Ich kam in die Kirche. Der Grosvikar hatte dort die Messe gelesen; die Schwesterschaft war versammelt. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß die drey Nonnen, welche mich führten, sobald ich bey der Thüre war, sich auf mich zudrängten, mich mit Gewalt fortstiessen, und sich um mich her viele Mühe zu geben schienen. Die einen rißen mich an den Armen, während andere mich von hinten festhielten, als ob ich Widerstand gethan, und mich geweigert hätte in die Kirche zu tretten; und doch war nichts weniger. Man führte mich zu den Stuffen des Altars; ich hatte Mühe aufrecht zu stehen, und man zog mich nieder, als ob ich nicht hätte knien wollen; man hielt mich, als ob ich im Sinne hätte zu entfliehen. Man sang das Veni Crea-

tor, man sezte das Hochwürdige aus, man ertheilte den Segen. In dem Augenblicke der Segensſprechung, wo man ſich ehrerbietig zur Erde neigt, bogen mich diejenigen, welche ſich meiner Arme bemächtigt hatten, wie mit Gewalt nieder, und die andern legten die Hände auf meine Schultern. Ich fühlte dieſe verſchiedenen Bewegungen, aber es war mir unmöglich den Zweck derſelben zu errathen; zulezt klärte ſich alles auf.

Nach dem Segen zog der Grosvikar ſein Meßgewand aus, bekleidete ſich nur mit ſeinem Chorhemd und ſeiner Stole, und näherte ſich den Stuffen des Altars, wo ich auf den Knien lag; er war zwiſchen den beyden Geiſtlichen, mit dem Rücken gegen den Altar, auf welchem man das Hochwürdige ausgeſezt ſah, und mit dem Geſicht nach meiner Seite gekehrt. Er näherte ſich mir und ſagte: Schweſter Suſanne, ſtehen Sie auf. . . . Die Schweſtern die mich hielten, rißen mich in die Höhe; andre ſtellten ſich umher, und faßten mich um den Leib, als ob ſie

befürchteten, ich möchte ihnen entwischen. Er setzte hinzu: Man binde sie los. . . . Man gehorchte ihm nicht; man stellte sich, als finde man es nachtheilig oder gar gefährlich mich frey zu laßen; aber ich habe Ihnen schon gesagt, daß dieser Mann auffahrend war; er wiederholte mit starker und harter Stimme: Man binde sie los. . . . Es geschah'. Kaum hatte ich die Hände frey, so stieß ich einen schmerzhaften und durchdringenden Klageton aus, daß er erblaßte, unh die heuchlerischen Nonnen, welche um mich her standen, sich wie vor Schrecken entfernten. Er faßte sich wieder, die Schwestern kamen gleichsam zitternd zurück; ich rührte mich nicht, und er sagte zu mir: Was haben Sie? . . . Statt der Antwort zeigte ich ihm nur meine beyden Arme; der Strick, mit dem man sie mir zusammengeknüttelt hatte, war beynahe ins Fleisch eingedrungen, und sie waren ganz blau, von dem in seinem Lauf gehemmten und ausgetrettenen Blut; er begriff, daß der plözliche

Schmerz des seinen Kreislauf wieder beginnenden Geblüts mir die Klage ausgepreßt hätte. Hierauf sagte er: Man hebe ihren Schleyer auf.... Man hatte ihn, ohne daß ich es bemerkte, an verschiedenen Orten fest genähet, und man wandte noch viel Mühe und Gewalt an bey einer Sache, die dergleichen nur erforderte, weil man es so veranstaltet hatte; ich sollte diesem Priester als eine beseßene, von Leidenschaften beherrschte oder tolle Person erscheinen. Indessen durch vieles Ziehen gab der Faden an einigen Orten nach; an andern riß der Schleyer oder meine Kleidung, und man sahe mich. Ich habe eine interessante Gestalt; der tiefe Schmerz hatte sie zwar verändert, aber ihr nichts von ihrem Charackter benommen; der Ton meiner Stimme ist rührend, man fühlt daß mein Ausdruck das Gepräge der Wahrheit trägt. Diese mit einander verbundenen Eigenschaften machten einen tiefen Eindruck des Mitleidens auf die jungen Gehülfen des Archidia-

kons; er für seine Person kannte diese Empfindungen nicht; gerecht, aber wenig empfindsam, gehörte er unter die Zahl derjenigen, welche das Unglück haben für die Ausübung der Tugend gebohren zu seyn, ohne die Süßigkeit derselben zu kosten; das Gute gründet sich bey ihnen auf Liebe zur Ordnung, so wie ihre Vernunftschlüße. Er nahm das Ende seiner Stole, legte es auf mein Haupt und sagte zu mir: Schwester Susanne, glauben Sie an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist? — Ich antwortete: Ja, ich glaube. — Glauben Sie an unsre Mutter die heilige Kirche? — Ich glaube an sie. — Entsagen Sie dem Satan und seinen Werken? — Anstatt zu antworten, machte ich eine schnelle Bewegung vorwärts; ich stieß einen großen Schrey aus, und der Flügel seiner Stole fiel von meinem Haupt. Er war bestürzt, seine Gefährten erblaßten; unter den Schwestern flohen die einen, und die andern, welche in ihren Stühlen waren, verließen sie mit dem größten

Tumulte. Er gab ein Zeichen, ruhig zu seyn; indessen sah' er mich an, er erwartete irgend etwas Ausserordentliches. Ich beunruhigte ihn, indem ich zu ihm sagte: Mein Herr, es ist nichts; eine von diesen Nonnen hat mich mit etwas Spizigem heftig gestochen; und, (Augen und Hände zum Himmel erhoben,) sezte ich mit einem Strome von Thränen hinzu: Man hat mich in eben dem Augenblicke verlezt, wo Sie mich fragten, ob ich dem Satan und seinem Wesen entsage, und ich sehe wohl warum. . . . Alle bezeugten durch die Stimme der Vorsteherin, man habe mich nicht berührt. Der Archidiakon legte mir das Ende seiner Stole wieder auf den Kopf, die Nonnen näherten sich abermal; aber er gab ihnen ein Zeichen sich zu entfernen, und fragte mich aufs Neue, ob ich dem Satan und seinen Werken entsagte. Ich antwortete mit festem Ton: Ich entsage ihnen, ich entsage ihnen. . . . Er ließ sich ein Cruzifix bringen, und reichte mir dasselbe zum Kuße; ich küßte es auf die

Füße, auf die Hände und auf die Wunde der Seite. Er befahl mir, es mit lauter Stimme anzubeten; ich setzte es auf die Erde, warf mich auf die Knie und sagte: „Mein Gott, mein „Heiland, dich, der du am Kreuz für meine „und für die Sünden des ganzen menschlichen „Geschlechts gestorben bist, dich bete ich an; „eigne mir die Verdienste der Marter zu, die „du erlittest; laß auf mich einen Tropfen des „Blutes fließen, das du vergoßen hast, damit „ich rein werde. Verzeihe mir, mein Gott, „wie ich allen meinen Feinden verzeihe„. . . . Hierauf sagte er zu mir: Geben Sie eine Uebung des Glaubens . . . . und ich that es. Geben Sie eine Uebung der Liebe . . . . ich that es. Geben Sie eine Uebung der Hofnung . . . . ich that es. Geben Sie eine Uebung der Wohlthätigkeit . . . . und ich that es. Ich weiß nicht mehr, welcher Ausdrücke ich mich bediente; aber ich denke, sie müßen wahrscheinlich pathetisch gewesen seyn, denn einige Nonnen schluchzten;

die beyden jungen Geistlichen vergoßen Thränen, und der Archidiakon fragte mich voll Erstaunen, wo ich die so eben gesprochenen Gebete hergenommen hätte. Ich sagte ihm: Aus der Tiefe meines Herzens, es sind meine Gedanken und meine Empfindungen; ich rufe Gott darüber zum Zeugen an, der uns überall hört, und der auf diesem Altar zugegen ist. Ich bin eine Christin, ich bin unschuldig; wenn ich einige Fehler begangen habe, so kennt Gott sie allein, und nur er hat das Recht mich deswegen zur Rechenschaft zu fordern, und sie zu bestrafen . . . . Bey diesen Worten warf er einen fürchterlichen Blick auf die Vorsteherin.

Der Rest dieser Ceremonie, wo man der Majestät Gottes gespottet, die heiligsten Dinge profaniert und den Diener der Kirche verhöhnt hatte, gieng zu Ende, und die Nonnen entfernten sich, ausgenommen die Vorsteherin, ich und die jungen Geistlichen. Der Archidiakon setzte sich, und zog die Schrift hervor, welche man

gegen mich eingegeben hatte; er las sie mit lauter Stimme, und fragte mich über die darin enthaltenen Artikel. Warum, sagte er zu mir, warum beichten Sie nicht? — Weil man mich daran verhindert. — Warum unterlassen Sie den Gebrauch der Sakramente? — Weil man mich daran verhindert. — Warum wohnen Sie weder der Meße, noch den übrigen gottesdienstlichen Uebungen bey? — Weil man mich daran verhindert. — Die Vorsteherin wollte das Wort nehmen, aber er sagte ihr in seinem Tone: Madame, schweigen Sie. . . . Warum gehen Sie bey Nacht aus Ihrer Zelle? — Weil man mich des Wassers, der Trinkgeschirre und aller für die Bedürfnisse der Natur unentbehrlichen Gefäße beraubt hat. — Warum hört man des Nachts Geräusch in Ihrem Schlafzimmer und auf Ihrer Zelle? — Weil man sichs zum Geschäfte macht, mir die Ruhe zu entziehen. — Die Vorsteherin wollte wiederum sprechen; er sagte ihr zum zweyten Mal: Madame, ich habe

Ihnen schon befohlen zu schweigen; Sie sollen antworten, wenn ich Sie fragen werde. . . . Wie verhält es sich mit einer Nonne, die man aus Ihren Händen gerißen hat, und auf dem Gange zu Boden geworfen fand? — Das war die Folge des Abscheu's, den man ihr gegen mich eingeflößt hatte. — Ist sie Ihre Freundin? — Nein, mein Herr. — Sind Sie nie in ihre Zelle gegangen? — Niemals. — Haben Sie ihr nie etwas Unanständiges gethan, ihr oder andern? — Niemals. — Warum hat man Sie gebunden? — Ich weiß es nicht. — Warum schließt Ihre Zelle nicht mehr? — Weil ich das Schloß daran zerbrochen habe. — Warum haben Sie es zerbrochen? — Um die Thüre zu öfnen, und am Feste der Himmelfahrt dem Gottesdienst beyzuwohnen. — Sie erschienen also an diesem Tage in der Kirche? — Ja, mein Herr . . . . — Die Vorsteherin sagte: Mein Herr, das ist nicht wahr, die ganze Schwesterschaft . . . . wird bezeugen (fiel ich ihr ein), daß die Thüre

des Chores verschloßen war; daß sie mich vor dieser Thüre liegen fanden, und daß Sie ihnen befohlen haben, über mich weg zu gehen, welches auch einige thaten; aber ich verzeihe diesen, so wie Ihnen, Madame, daß Sie den Befehl dazu gaben; ich bin nicht gekommen jemand anzuklagen, sondern um mich zu vertheidigen. — Warum haben Sie weder Rosenkranz noch Kruzifix? — Weil man sie mir genommen hat. — Wo ist Ihr Brevier? — Man hat es mir genommen. — Wie beten Sie dann? — Ich bete aus dem Herzen, und wie es mir der Verstand eingiebt, obschon man mir das Gebet verboten hat. — Wer hat Ihnen ein solches Verbot gegeben? — Madame . . . . — Die Vorsteherin wollte abermal sprechen. Madame, sagte er zu ihr, ist es wahr oder falsch, daß Sie ihr verboten haben zu beten? Sagen Sie ja oder nein. — Ich glaubte, und hatte Grund zu glauben . . . . — Davon ist jezt nicht die Rede; haben Sie ihr verboten zu beten, ja oder nein? — Ich hab'

es ihr verboten, aber .... — Sie wollte fortfahren; aber, nahm der Archidiakon das Wort; aber, Schwester Susanne, warum sind Sie in bloßen Füßen? — Weil man mir weder Strümpfe noch Schuhe giebt. — Warum ist Ihre Wäsche und Ihre Kleidung so abgetragen, und in einem so unreinlichen Zustand? — Weil man mir seit mehr als drey Monaten reine Wäsche verweigert, und weil ich gezwungen bin in meinen Kleidern zu schlafen. — Warum legen Sie sich mit den Kleidern nieder? — Weil ich weder Vorhänge, noch Matratzen, noch Decken, noch Leintücher, noch Nachtzeug habe. — Warum haben Sie das alles nicht? — Weil man es mir weggenommen hat. — Bekommen Sie Ihre Nahrung? — Ich wünsche, daß es geschehe. — Sie bekommen sie also nicht? — Ich schwieg, und er setzte hinzu: Es ist unglaublich, daß man Sie so streng behandelt habe, ohne daß Sie es durch diese oder jene begangenen Fehler verschuldeten. — Mein Fehler ist Mangel von Beruf zum

klösterlichen Stande, und der angefangene Proceß gegen meine Gelübde, welche nicht freywillig waren. — Es kommt den Gesetzen zu, diese Sache zu entscheiden, und wie auch der Ausspruch derselben ausfalle, so müssen Sie indessen die Pflichten des Klosterlebens erfüllen. — Niemand, mein Herr, ist in dem Stück pünktlicher als ich. — Sie müßen gleiche Behandlung wie die übrigen Schwestern genießen. — Das ist alles, was ich verlange. — Haben Sie sich über niemand zu beklagen? — Nein, mein Herr, ich habe mich schon erklärt, ich bin nicht gekommen um anzuklagen, sondern um mich zu vertheidigen. — Gehen Sie. — Wohin soll ich gehen, mein Herr? — Auf Ihre Zelle. — Ich gieng einige Schritte, dann kam ich zurück, und warf mich der Vorsteherin und dem Archidiakon zu Füssen. Nun, sagte er zu mir, was giebt es? Ich zeigte ihm meinen an mehrern Orten wund gestoßenen Kopf, meine von Blut gefärbten Füße, meine braun nnd blau gewordenen, ausge-

mergelten Arme, meine schmutzige und zerriße-ne Kleidung, und sagte: Sie sehen!

Ich höre Sie, Herr Marquis, Sie und den größern Theil von denen, welche diese Nachrichten lesen werden: „So oft wiederholte, so man-„nigfaltige, so fortgesetzte Abscheulichkeiten! Ei-„ne Kette von so ausgedacht grausamen Hand-„lungen bey Seelen, welche sich der Religion „weihten! Das ist nicht wahrscheinlich, sagen „jene, sagen Sie„.... Und ich gebe es zu, aber es ist wahr; und möge der Himmel, den ich zum Zeugen anrufe, mich nach der größten Strenge richten, und mich zu ewigem Feuer verdammen, wenn ich der Verleumdung gestattet habe, eine meiner Zeilen mit ihrem leichtesten Schatten zu beflecken! Obschon ich es lange Zeit erfuhr, welch' ein mächtiger Reitz der Widerwille einer Vorsteherin für natürliche Bosheit ist, besonders wenn diese sich ihr Verbrechen zum Verdienst anrechnen, sich selbst darinn gefallen, und sich derselben rühmen kann, so

soll doch Rachsucht mich nicht hindern gerecht zu seyn. Jemehr ich darüber nachdenke, desto stärker werde ich überzeugt, daß das, was mir wiederfahren ist, sonst noch nie geschah', und beynahe nie geschehen wird. Einmal (und gebe Gott, daß es das erste und leztemal seyn möge!) gefiel es der Vorsehung, deren Wege uns verborgen sind, über eine einzige Unglückliche die ganze Maße von Grausamkeiten zu verhängen, welche, nach ihren unerforschlichen Rathschlüssen, auf die unendliche Menge von Schlachtopfern vertheilt worden, die vorher im Kloster lebten oder künftig darinn leben sollten. Ich habe gelitten; aber das Loos meiner Verfolgerinnen scheint mir, und schien mir immer beklagenswürdiger als das meinige. Lieber würde ich gestorben seyn, lieber wollte ich noch sterben, als meine Rolle mit der ihrigen zu vertauschen. Meine Leiden werden ein Ende nehmen, ich hoffe es von Ihrer Güte; Erinnerung an ihr Verbrechen hingegen, Schgam und Gewißensbiße

blei-

bleiben jenen bis zur lezten Stunde. Glauben Sie nur, sie klagen sich izt schon an, sie werden sich ihr ganzes Leben hindurch anklagen, und Schrecken wird sie selbst in das Grab begleiten. Indeßen, Herr Marquis, ist meine gegenwärtige Lage kläglich, das Leben ist mir zur Last; ich bin ein Weib, ich habe die Schwäche meines Geschlechts, Gott kann mich verlaßen; ich fühle nicht Kraft, nicht Muth in mir noch lange zu ertragen, was ich ertragen habe. O, Herr Marquis, fürchten Sie die Rückkunft eines unglücklichen Augenblicks; wenn Sie sich über mein Schicksal die Augen ausweinten, wenn Sie sich mit Vorwürfen peinigten, ich würde darum nicht wieder aus dem Abgrund emporsteigen, in den ich versunken wäre; auf immer würde er sich über der Verzweifelten schließen.

Gehen Sie, sagte der Archidiakon zu mir. Einer von den Geistlichen reichte mir die Hand um mich aufzuheben, und der Archidiakon sezte hinzu: Ich habe Sie gehört, ich will izt Ihre

Vorsteherin hören, und werde nicht von hier weggehen, bis die Ordnung wieder hergestellt ist. . . Ich entfernte mich. Ich fand das ganze übrige Haus in Aufruhr; alle Nonnen waren unter den Thüren ihrer Zellen, sie sprachen von beyden Seiten des Gangs miteinander; sobald ich erschien, zogen sie sich zurück, und die Thüren, welche eine nach der andern heftig zugeworfen wurden, verursachten ein lang anhaltendes Getös. Ich trat wieder in meine Zelle; ich warf mich der Wand gegen über auf die Knie, und bat Gott, daß er mir die Mäßigung zu gut kommen laße, mit welcher ich zu dem Archidiakon gesprochen hatte, und ihm meine Unschuld und die Wahrheit kund thue.

Ich betete, als der Archidiakon, seine beyden Begleiter und die Vorsteherin, in meiner Zelle erschienen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ohne Tapeten, ohne Stuhl, ohne Betpult, ohne Matratzen, ohne Decke, ohne Leintücher, ohne irgend ein Gefäß, ohne eine verschließbare Thüre,

beynahe ohne ein ganzes Glas in meinen Fenstern war. Ich raffte mich auf, und der Archidiakon stand augenblicklich still, waudte sich voll Unwillen im Auge gegen die Vorsteherin, und sagte zu ihr: Nun, Madame? Sie antwortete: Ich wußte das nicht. — Sie wußten es nicht! Sie lügen; vergieng wohl ein Tag ohne daß Sie hier eintraten, und kamen Sie nicht von hier in die Kirche hinunter? . . . Schwester Susanne, sprechen Sie: War Madame heute nicht hier? — Ich schwieg. Er drang nicht weiter in mich; aber die jungen Geistlichen verriethen ihren Schmerz und ihre Befremdung, indem sie die Arme sinken ließen, den Kopf niederhiengen, und die Augen fest auf den Boden hefteten. Sie giengen alle weg, und ich hörte den Archidiakon auf dem Gange noch zu der Vorsteherin sagen: Sie sind Ihres Amtes unwürdig, Sie verdienten entsetzt zu werden. Monseigneur soll meine Beschwerden hierüber erfahren. Machen Sie, daß alle diese Unord-

nungen abgestellt werden, ehe ich mich wegbegebe. . . . Und im Gehen setzte er, unter beständigem Kopfschütteln hinzu: Das ist gräßlich; Christinnen! Nonnen! menschliche Kreaturen! das ist gräßlich.

Seit diesem Augenblicke vernahm ich nichts weiter von der Sache, aber ich bekam Wäsche, andere Kleider, Vorhänge, Leintücher, Decken, Gefäße, mein Brevier, meine Erbauungsbücher, meinen Rosenkranz, mein Kruzifix, Fenstergläser, mit einem Wort alles, was mich in den Zustand jeder andern Nonne zurückversetzte; auch die Freyheit des Sprachzimmers wurde mir wieder gestattet, doch nur für meine Geschäfte.

Diese nahmen eine schlimme Wendung. Hr. Manouri publizierte zuerst eine Schrift, welche wenig Eindruck machte; es war darinn zu viel für den Verstand, nicht genug pathetisches, beynahe keine Gründe. Man muß das aber nicht

ganz auf Rechnung jenes geschickten Advokaten setzen. Ich wollte durchaus nicht, daß er die Ehre meiner Eltern antaste; ich wollte, daß er das Klosterwesen überhaupt, und besonders das Haus, wo ich war, mit Schonung behandle; ich wollte nicht, daß er meine Schwäger und meine Schwestern mit gar zu verhaßten Farben abmale. Ich hatte nichts für mich, als eine frühere Protestation, die freylich auf eine feyerliche Art, aber in einem andern Kloster geschehen, und seitdem keineswegs erneuert worden war. Wenn man seiner Vertheidigung so enge Grenzen setzt, und mit Gegnern zu thun hat, welche Recht und Unrecht mit Füßen tretten; welche mit gleicher Unverschämtheit leugnen und behaupten; welche keine Beschuldigung, kein Argwohn, keine Lästerung, keine Verläumdnng erröthen macht — so ist es schwer den Sieg davon zu tragen; besonders vor Richterstühlen, wo Gewohnheit und Ueberdruß der Geschäfte es beynahe nicht gestatten, auch die wichtigsten mit einiger

Sorgfalt zu prüfen, und wo Streitsachen der Art wie die meinige von dem weltklugen Mann immer mit einem ungünstigen Auge betrachtet werden, weil er befürchtet, das Beyspiel einer einzigen Nonne, welche mit Glück gegen ihre Gelübde prozeßierte, könnte unzählig viele andere zu dem gleichen Schritte verleiten. Man fühlt in geheim, daß, sobald man die Thüren dieser Gefängniße sich zu Gunsten einer Unglücklichen öfnen ließe, der große Haufe ihnen zueilen, und sie aufzusprengen suchen würde. Durch die Verzweiflung an jeder Aenderung unsers Schicksals will man uns alle muthlos und ergeben machen. Indeßen dünkt mich, in einem wohlregierten Staate sollte gerade das Gegentheil statt finden; es sollte schwer seyn in das Kloster, und leicht hinauszugehen. Und warum hält man es in dem Fall nicht wie in so vielen andern, wo der geringste Fehler in der Form eine übrigens selbst rechtmäßige Prozedur ungültig macht? Sind dann die Klöster so wesentliche

Theile von der Verfaßung eines Staats? Hat Jesus Christus Mönche und Nonnen eingesetzt? Kann die Kirche ihrer durchaus nicht entbehren? Wozu bedarf der Bräutigam so vieler thörichten Jungfrauen, und das menschliche Geschlecht so vieler Schlachtopfer? Wird man nie die Notwendigkeit fühlen, die Oefnung jener Abgründe zu verengern, wo künftige Geschlechter verlohren gehen? Wiegen alle die maschinenmäßigen Gebete, welche dort geschehen, den Heller auf, welchen das Mitleiden einem Armen giebt? Will Gott, der den Menschen gesellschaftlich schuf, daß er sich einschließe? Gott, der ihn so wankelmüthig, so gebrechlich bildete, kann er die Vermeßenheit seiner Gelübde gutheißen? Können diese Gelübde, welche gegen den gemeinen Trieb der Natur verstoßen, können sie je vollkommen beobachtet werden, als etwa von einigen durch die Natur verwahrloseten Geschöpfen in welchen die Keime der Leidenschaften verwelkt sind, und die man mit allem Recht

unter die Misgeburten zählen würde, wenn unsre Einsichten uns gestatteten den innern Bau des Menschen eben so leicht und eben so gut zu erkennen, als seine äußere Gestalt? Alle jene traurigen Ceremonien, welche man bey der Einkleidung und Ablegung der Gelübde beobachtet, wenn man eine Manns- oder Weibsperson zum Klosterleben und zum Unglück einweihet, heben sie die thierischen Verrichtungen auf? Werden sie nicht im Gegentheil durch Einsamkeit, Zwang und müßige Lebensart zu einer Heftigkeit gereizt, wovon Weltleute unter der Menge ihrer Zerstreuungen gar nichts wißen? Wo sieht man Köpfe mit unreinen Gespenstern angefüllt, die sie verfolgen und herumtreiben? Wo sieht man jenen tief eingewurzelten Unmuth, jene Bläße, jene Magerkeit, alle jene Symptome der schmachtenden, sich abzehrenden Natur? Wo stören Seufzer die Ruhe der Nacht, und wo vergießt man bey Tage Thränen, ohne zu wißen warum; Thränen, denen eine Melancholie vorangieng,

die man sich nicht zu erklären weiß? Wo zerreißt die Natur, durch einen Zwang empört, für den sie nicht gebildet ist, die Feßeln, die man ihr anlegt, bricht in Wuth aus, und wirft die thierische Oekonomie in eine Zerrüttung, gegen welche es kein Hülfsmittel mehr giebt? An was für Orten haben Verdruß und üble Laune alle gesellschaftlichen Tugenden vernichtet? Wo findet man weder Vater, noch Bruder, noch Schwester, noch Verwandte, noch Freunde? Wo betrachtet sich der Mensch nur als das Wesen eines vorübergehenden Augenblicks, und behandelt die süßesten Verbindungen dieser Welt so gleichgültig wie ein Reisender die Gegenstände, welche ihm aufstoßen? Wo ist der Sitz des Haßes, des Misvergnügens, der Grillenfängereyen? Wo wohnen Sklaverey und Despotism? Wo herrschen unauslöschbare Feindseligkeiten? Wo glimmen die Leidenschaften im Verborgenen? Wo ist der Aufenthalt der Grausamkeit und der Neugierde? Man kennt die Geschichte dieser Freystätte nicht, sagte

Hr. Manouri in seiner Schutzrede, man kennt sie nicht.

Eine Tochter verlangte von ihren Eltern die Erlaubniß sich bey den Ursulinerinnen aufnehmen zu laßen. Ihr Vater sagte zu ihr, daß er zwar einwillige, aber ihr vorher drey Jahre Bedenkzeit gebe. Diese Bedingung schien einer jungen, von Eifer beseelten Person hart; doch, sie mußte sich unterziehen. Nach Verfluß dieser Zeit, und da ihre Berufung sich immer gleich blieb, kehrte sie zu ihrem Vater zurück und erinnerte ihn, daß die drey Jahre vorbey wären. Gut, mein Kind, antwortete er ihr; ich habe dir drey Jahre bewilliget, um dich zu prüfen; ich hoffe, daß du mir eben so viel zugestehen werdest, um meinen Entschluß zu faßen .... Das schien nun noch viel härter; es wurden Thränen vergoßen; aber der Vater war ein Mann von Festigkeit, der sich nicht wankend machen ließ. Am Ende dieser sechs Jahre wurde sie aufgenommen, sie legte die Gelübde ab. Es war eine gute Nonne, ein-

fältig, fromm, pünktlich in allen ihren Pflichten; aber es ereignete sich, daß die Beichtväter, ihre Offenherzigkeit misbrauchten, um in dem Beichtstuhl zu erfahren was in dem Hause vorgieng. Ihre Vorsteherinnen schöpften Verdacht; sie wurde eingeschloßen, der Religions-Uebungen beraubt, und verfiel darüber in Wahnsinn: Wie könnte auch der Kopf den Verfolgungen von fünfzig Personen widerstehen, die es sich zum Geschäfte machen, Sie vom frühen Morgen bis in die Nacht zu quälen? Vorher hatte man ihrer Mutter eine Falle gelegt, welche die Habsucht der Vorsteherinnen gut bezeichnet. Man erwekte bey der Mutter dieser von der Welt Abgeschiedenen den Wunsch, in das Kloster zu kommen, und die Zelle ihrer Tochter zu besuchen. Sie wandte sich an die Grosvikare, welche ihr die begehrte Erlaubniß zugestanden. Sie kam, sie lief in die Zelle ihres Kindes, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie daselbst nur vier nakte Wände sah! Man hatte alles daraus weg-

genommen. Man war überzeugt, die zärtliche und gefühlvolle Mutter würde ihre Tochter nicht in diesem Zustande laßen; wirklich schaffte sie neue Meublen, Kleider und Wäsche herbey, und versicherte die Nonnen, daß diese Neugierde sie zu viel koste, um sie noch einmal zu haben, und daß jährlich drey oder vier solcher Besuche ihre Brüder und Schwestern zu Grunde richten würden. . . . Hier also ist es, wo Ehrgeiz und Luxus einen Theil der Familien aufopfern, um den übrig gebliebnen in eine vortheilhaftere Lage zu versetzen; hier ist der unreine Sammelplatz, wohin man den Auswurf der Gesellschaft verbannet. Wie viele Mütter söhnen, so wie die meinige, ein geheimes Verbrechen durch ein anderes aus!

Hr. Manouri machte ein zweytes Memoire bekannt, welches ein wenig mehr wirkte. Man bewarb sich nachdrücklich; ich bot meinen Schwestern noch einmal an, ihnen den völligen und ruhigen Besitz der Erbschaft meiner Eltern zu

überlaßen. Es gab einen Augenblick, wo mein Prozeß die günstigste Wendung nahm, und wo ich die Freyheit hoffte; ich wurde dadurch nur desto grausamer getäuscht; meine Sache wurde vor dem Richter verfochten, und gieng verloren. Die ganze Schwesterschaft war davon unterrichtet, ehe ich etwas wußte. Das war eine Bewegung, ein Tumult, eine Freude, kurze geheime Unterredungen, ein Hin- und Herlaufen bey der Vorsteherin und einer Nonne zu der andern! Ich zitterte am ganzen Leibe, es war mir nicht möglich weder in meiner Zelle zu bleiben, noch sie zu verlaßen; keine Freundin in deren Arme ich mich werfen konnte. O welch' ein schrecklicher Morgen, von dem die Entscheidung eines wichtigen Prozeßes abhängt! Ich wollte beten, und konnte nicht; ich warf mich auf die Knie, ich suchte mich zu sammeln; ich fieng ein Gebet an, aber bald war mein Geist wider meinen Willen mitten unter die Richter versetzt; ich sah sie, ich hörte die Advokaten,

ich redete sie an, ich unterbrach den meinigen; ich fand, daß meine Sache schlecht vertheidiget werde. Es war mir keine von den Magistrats=personen bekannt; indeßen machte ich mir Bil=der aller Art von ihnen, die einen günstig, die andern widrig, andre gleichgültig; ich war in einer Bewegung, in einer Verwirrung der Ideen, die man sich nicht vorstellen kann. Auf das Geräusch folgte eine tiefe Stille; die Non=nen sprachen nicht mehr miteinander; es schien mir als ob ihre Stimmen im Chor leiser als gewöhnlich wären, wenigstens in Ansehung der=jenigen, welche singen mußten; die übrigen san=gen nicht; nach beendigtem Gottesdienst entfern=ten sie sich stillschweigend. Ich bildete mir ein, die Erwartung beunruhige sie eben so sehr wie mich; aber gegen Mittag fieng plötzlich das Ge=tümmel und die Bewegung von allen Seiten wieder an; ich hörte Thüren auf= und zugehen, Nonnen hin= und herlaufen, das Gemurmel von Personen, welche leise miteinander sprachen. Ich

legte das Ohr an mein Schloß; aber es schien mir, man schweige beym Vorübergehen, und schleiche auf den Zehen. Ich ahndete den Verlust meines Prozeßes; ich zweifelte keinen Augenblick daran. Ohne ein Wort hervorzubringen, lief ich in meiner Zelle auf und ab; ich war dem Ersticken nahe, ich konnte nicht klagen; ich hob meine Arme in die Höhe, ich lehnte mich bald an diese, bald an eine andere Wand; ich wollte auf meinem Bette ausruhen, aber heftiges Herzklopfen hinderte mich daran; es ist zuverläßig, daß ich mein Herz pochen hörte, und daß es meine Kleidung emporhob. In einem solchen Zustande befand ich mich, als mir gemeldet wurde, daß man nach mir frage. Ich stieg hinunter, ich getraute mir nicht vorwärts zu gehen. Diejenige, welche mir diese Nachricht brachte, war so fröhlich, daß ich mir vorstellte, die Neuigkeit, welche man mir anzeigen wollte, könne nicht anderst als höchst traurig seyn; ich gieng aber dennoch. Vor der

Thüre des Sprachzimmers stand ich plötzlich still, und warf mich in die Ecke zwischen den beyden Mauern; ich konnte mich nicht aufrecht erhalten, doch trat ich hinein. Es war niemand da, ich wartete; man hatte den, der mich rufen ließ, gehindert, vor mir hineinzugehen; man vermuthete, er sey ein Abgeordneter meines Advokaten; man wollte wißen, was zwischen uns vorgieng, man war versammelt um zu horchen. Als er erschien, saß ich den Kopf auf den Arm herabhängend, und an die Stangen des Gitters gelehnt. Ich habe den Auftrag von Hrn. Manouri, sagte er zu mir . . . . Mir zu melden, fiel ich ihm ein, daß mein Prozeß verloren ist. — Davon weiß ich nichts, Madame! aber er hat mir diesen Brief gegeben; er sahe bekümmert aus, als er mir die Bestellung auftrug, und ich bin in vollem Galopp hiehergekommen, wie er es mir anbefohlen hat. — Gebt her . . . . — Er überreichte mir den Brief, und ich nahm ihn, ohne meine Stellung zu

ver=

ändern, und ohne den Ueberbringer anzusehen; ich legte ihn auf meinen Schooß, und blieb wie vorher. Indeßen fragte mich dieser Mann: Ist keine Antwort zu geben? Nein, sagte ich zu ihm, gehet nur. . . . Er entfernte sich, und ich blieb an der gleichen Stelle; ich konnte mich weder rühren, noch zum Hinausgehen entschließen.

Im Kloster darf man ohne Wißen der Vorsteherin weder Briefe schreiben, noch annehmen; man übergiebt ihr diejenigen, welche man schreibt, und welche man empfängt; ich mußte ihr also den meinigen bringen. Ich machte mich auf den Weg zu ihr, aber ich glaubte nie hinzukommen. Ein Missethäter, den man aus dem Gefängniß führt, um sein Todesurtheil anzuhören, kann nicht langsamer, nicht betrübter einhergehen. Indeßen erreichte ich doch ihre Thüre. Die Nonnen beobachteten mich schon von ferne, sie wollten von dem Schauspiel meines Schmerzens und meiner Demüthigung nichts verlieren. Ich klopfte an, man öfnete. Die Vorsteherin hatte einige

andre Nonnen bey sich; ich bemerkte es an dem untern Theil ihrer Kleidung, denn ich wagte es nicht die Augen aufzuschlagen. Ich überreichte ihr meinen Brief mit zitternder Hand; sie nahm ihn, las ihn und gab ihn mir zurück. Ich gieng wieder auf meine Zelle, ich warf mich auf mein Bett, den Brief neben mir, und blieb so ohne ihn zu lesen, ohne zum Mittageßen aufzustehn, ohne mich zu rühren, bis zur Betstunde Nachmittags. Um halb vier Uhr erinnerte mich die Glocke, hinunterzugehn. Es waren schon einige Nonnen da; die Vorsteherin befand sich an dem Eingange des Chors, sie hielt mich an, sie befahl mir außerhalb hinter der Thüre niederzuknieen; die übrigen Schwestern traten hinein, und die Thüre wurde verschloßen. Nach dem Gebet giengen sie alle weg; ich ließ sie vorbey, und stand dann auf, um ihnen als die lezte zu folgen. Seit diesem Augenblicke verurtheilte ich mich zu allem, was man nur wünschen mochte; man verbot mir die Kirche, ich selbst verbot mir

das Refecktorium und die gewöhnlichen Erholungen. Ich betrachtete meine Lage von allen Seiten, uud sahe kein Hülfsmittel als in dem Bedürfniß meiner Talente und in meiner Unterwürfigkeit. Ich würde mit der Art von Vergeßenheit zufrieden gewesen seyn, in der man mich einige Tage hindurch ließ. Ich erhielt einige Besuche, aber der von Hrn. Manouri war der einzige, den man mir erlaubte anzunehmen. Ich fand ihn beym Eintritt in das Sprachzimmer gerade in eben der Stellung, worin ich seinen Abgeordneten empfangen hatte, den Kopf auf den Arm gelegt und an das Gitter gelehnt. Ich erkannte ihn, ich sagte kein Wort. Er wagte es nicht weder mich anzusehen, noch mit mir zu sprechen. Madame, sagte er endlich, ohne seine Stellung zu verändern, ich habe Ihnen geschrieben. Sie haben meinen Brief gelesen? — Ich habe ihn empfangen, aber nicht gelesen. — Sie wißen also nicht. . . . . — O ja, mein Herr, ich weiß alles, ich habe mein Schick-

sal errathen, und ergebe mich darein. — Wie beträgt man sich gegen Sie? — Man denkt noch nicht an mich, aber das Vergangene zeigt mir, was ich von der Zukunft zu erwarten habe. Mein einziger Trost ist der, daß ich nach Entreißung der Hoffnung, welche mich unterstützte, unmöglich mehr so viel leiden kann, als ich bereits erlitt; ich werde sterben. Der von mir begangene Fehler gehört nicht unter diejenigen, die man im Kloster verzeihet. Ich bitte Gott nicht, daß er die Herzen derjenigen erweiche, deren Willkühr er mich zu überlaßen beschloßen hat; aber daß er mir Kraft verleihe zu leiden, daß er mich vor Verzweiflung bewahre, und mich bald zu sich berufe. — Madame, sagte er weinend zu mir, wenn Sie meine eigene Schwester gewesen wären, ich hätte nicht mehr thun können. . . . . Dieser Mann hat ein gefühlvolles Herz. Gebieten Sie unumschränkt über mich, setzte er hinzu, wenn ich Ihnen, worinn es immer seyn mag, nützen kann. Ich

werde den ersten Präsidenten besuchen, er hat einige Achtung für mich; ich werde zu den Grosvikaren und zu dem Erzbischof gehen. — Gehen Sie zu niemand, mein Herr, es hat alles ein Ende. — Aber wenn man machen könnte, daß Sie das Kloster vertauschten? — Es sind der Hinderniße zu viele. — Was denn für Hinderniße? — Eine Erlaubniß, die nicht leicht ertheilt wird, eine neue Aussteuer, für welche gesorgt, oder die alte, welche aus diesem Hause gezogen werden müßte; und dann was würde ich in einem andern Kloster finden? Mein unbiegsames Herz, unerbittliche Vorsteherinnen, Nonnen, die nicht beßer seyn werden als hier; die gleichen Pflichten, die gleichen Leiden. Es ist beßer, ich endige hier meine Tage, sie werden desto kürzer seyn. — Aber, Madame, es haben sich viele rechtschaffene Leute für Sie interessiert, die meisten sind reich; man würde Sie nicht hier zurückhalten, wenn Sie weggiengen ohne etwas mitzunehmen. — Ich glaube

es. — Eine austrettende oder verstorbene Nonne vermehrt den Wohlstand der übrigbleibenden. — Aber diese rechtschaffenen, diese reichen Leute denken nicht mehr an mich, und Sie werden dieselben sehr kalt finden, sobald es darauf ankommt, mich auf ihre Kosten zu versorgen. Warum soll es Weltleuten leichter seyn, eine unberufene Nonne aus dem Kloster zu ziehen, als frommen Personen einer, deren Berufung gewiß ist, hineinzuhelfen? Und stattet man etwa diese leztern so leicht aus? O, mein Herr, jedermann hat sich seit dem Verlust meines Prozeßes zurückgezogen; ich sehe niemand mehr. — Madame, geben Sie mir nur Auftrag wegen dieser Sache; ich werde hierin glücklicher seyn. — Ich begehre nichts, ich hoffe nichts, ich verwehre nichts; die einzige Stütze, welche mir übrig blieb, ist zerbrochen. Könnte ich mir nur versprechen, daß Gott mich ändern, daß die Hoffnung den klösterlichen Stand zu verlaßen, die ich itzt aufgeben muß, den darin erforderlichen

Eigenschaften Platz machen würde . . . . Aber das kann nicht seyn; diese Kleidung schmiegt sich an meine Glieder, und geniert mich darum nur desto mehr. Ach, welch' ein Loos! Für immer Nonne seyn, und fühlen, daß man immer nur eine schlechte Nonne seyn wird! Sein ganzes Leben damit zubringen, den Kopf gegen die Gitter seiner Gefangenschaft zu stoßen! . . . . Hier brach ich in ein lautes Geschrey aus; ich wollte es unterdrücken, aber ich konnte nicht. Hr. Manouri, dem diese Bewegung auffiel, sagte zu mir: Madame, darf ich mir eine Frage an Sie erlauben? — Immerhin. — Sollte ein gewaltsamer Schmerz nicht einen geheimen Grund haben? — Nein, mein Herr. Ich haße das einsame Leben; ich fühle hier, daß ich es haße; ich fühle, daß ich es immer haßen werde. Unmöglich kann ich mich in alle die Armseligkeiten fügen, welche das Tagewerk einer Klosterbewohnerin ausmachen; es ist ein Gewebe von Kindereyen, die ich verachte; ich würde daran

gewöhnt seyn, wenn ich mich jemals daran gewöhnen könnte; hundertmal schon suchte ich mich selbst zu täuschen, suchte mir hierüber Gewalt anzuthun, aber umsonst. Ich habe die glückliche Geistesschwäche meiner Gesellschafterinnen beneidet, ich habe Gott darum gebeten, ich wurde nicht erhört, er wird sie mir nicht geben. Ich mache alles schlecht, ich sage alles verkehrt; der Mangel von Berufung leuchtet aus allen meinen Handlungen hervor; man siehet ihn. Ich mache dem Klosterleben mit jedem Augenblick Schande; man nennt meine Ungeschicklichkeit Stolz; man giebt sich Mühe mich zu demüthigen, Fehler und Strafen vervielfältigen sich in's unendliche, und die Tage werden zugebracht die Höhe der Mauern mit den Augen zu meßen. — Ich kann sie nicht niederreißen, Madame; aber ich kann etwas anders. — Mein Herr, unternehmen Sie nichts. — Sie müssen das Haus verändern, ich werde dafür sorgen. Ich komme wieder zu Ihnen; hoffentlich wird man Sie nicht

verläugnen; Sie sollen unverzüglich von mir Nachricht erhalten. Seyen Sie versichert es wird mir glücken, Sie von hier wegzubringen, sobald Sie nur Ihre Einwilligung geben. Wenn man Sie gar zu strenge behandelte, so laßen Sie es mich wißen.

Es war spät, als Hr. Manouri weggieng. Ich kehrte auf meine Zelle zurück. Es währte nicht lange, so gab man das Zeichen zur Vesper; ich war eine der ersten; ich ließ die Nonnen vorbeygehen, und nahm es für bekannt an, daß ich bey der Thüre bleiben müße; wirklich schloß mich die Vorsteherin hinaus. Beym Nachteßen gab sie mir, als sie herein trat, ein Zeichen, mich mitten in dem Speisezimmer auf den Boden zu setzen; ich gehorchte, und erhielt nichts als Waßer und Brod; ich aß ein wenig von diesem, und benetzte es mit einigen Thränen. Den folgenden Tag hielt man Rath; die ganze Schwesterschaft wurde zusammenberufen mich zu richten, und man verurtheilte mich, ich solle der Erholungen

beraubt seyn, einen Monat hindurch die Betstunden vor der Thüre des Chors abwarten, in dem Speisezimmer mitten auf dem Boden essen, drey Tage nach einander Kirchenbuße thun, meine Einkleidung und meine Gelübde erneuern, das Poenitenzkleid tragen, jeden zweyten Tag fasten, und mich alle Freytage nach der Vesper kasteyen. Ich hörte die Eröfnung dieses Urtheils auf den Knieen und mit herabgezogenem Schleyer an.

Gleich den folgenden Tag kam die Vorsteherin mit einer Nonne auf meine Zelle; letztere trug ein Poenitenzkleid unter dem Arm, und jenes Gewand von grobem Stoff, worinn man mich in den Kerker geführt hatte. Ich verstuhnd, was das bedeute; ich entkleidete mich, oder vielmehr man riß mir meinen Schleyer weg; man zog mich aus, und ich nahm jenes Gewand. Mein Kopf war blos, meine Füße nakt, meine langen Haare fielen auf meine Schultern herab, und meine ganze Kleidung bestand in jener härenen Kutte, die man mir gab, in einem sehr groben

Hemde und dem langen Rocke, der mir um den Hals schloß, und bis auf die Füße herabgieng. So blieb ich den ganzen Tag über gekleidet, und so erschien ich bey allen Uebungen.

Abends, als ich mich auf meine Zelle zurückgezogen hatte, hörte ich, daß man sich unter dem Gesang der Litaney derselben näherte; es war das ganze Haus in zwey Reihen formirt. Man trat hinein, ich zeigte mich; man warf mir einen Strick um den Hals, man gab mir eine Wachskerze in die eine, und eine Geißel in die andre Hand. Eine Nonne faßte das äusserste des Stricks, zog mich zwischen beyde Reihen hinein, und die Prozeßion nahm ihren Weg gegen eine kleine innre Kapelle, die der Heil. Jungfrau geweihet war: Beym Kommen hatte man mit gedämpfter Stimme gesungen, man kehrte itzt in der Stille zurück. Als ich jene kleine Kapelle erreicht hatte, welche durch zwey Lichter erhellt wurde, befahl man mir, Gott und die Schwesterschaft wegen dem gegebenen Aer-

gerniß um Verzeihung zu bitten; die Nonne, welche mich führte, sagte mir ganz leise, was ich wiederholen müßte, und ich wiederholte es Wort für Wort. Hierauf nahm man mir den Strick ab, man entkleidete mich bis auf die Mitte; man nahm meine zerstreut über die Schultern herabgefallenen Haare, man warf sie auf die eine Seite meines Halses zurück; man gab mir die Geißel, welche ich in der linken Hand trug, in die rechte, und stimmte das Miserere an. Ich merkte, was man von mir erwarte, und that es. Nach Beendigung des Miserere hielt die Vorsteherin eine kurze Ermahnung an mich; man löschte die Lichter aus, die Nonnen entfernten sich, und ich zog meine Kleider wieder an.

Als ich auf meine Zelle zurückgekommen war, empfand ich heftige Schmerzen in den Füßen; ich sahe nach; sie waren ganz blutig von Stücken zerbrochenen Glases, welche man mir boshafter Weise auf den Weg gestreut hatte.

Auf eben die Weise that ich die beyden folgenden Tage Kirchenbuße, nur daß man an dem letzten dem Miserere noch einen Psalm beyfügte.

Am vierten Tage gab man mir die klösterliche Kleidung ungefähr mit den gleichen Ceremonien zurück, wie man sie empfängt, wenn diese Feyerlichkeit öffentlich geschieht.

Am fünften erneuerte ich meine Gelübde. Ich erfüllte einen Monat hindurch den übrigen Theil der mir auferlegten Poenitenz, und trat nachher so ziemlich in die gewöhnliche Ordnung des Klosterlebens zurück; ich nahm meinen Platz im Chor und im Refektorium wieder ein, und verrichtete, wenn mich die Reihe traf, die verschiedenen Geschäfte des Hauses. Aber wie groß war meine Bestürzung als ich jene junge Freundin ansah, die sich für mein Schicksal interessierte! Sie schien mir beynahe eben so verändert als ich; sie war zum Entsetzen mager, Todesbläße überzog ihr Gesicht, sie hatte weiße Lippen, und fast erloschene Augen. Schwester Ur-

sula, sagte ich ganz leise zu ihr, was fehlt Ihnen? Was mir fehle, antwortete sie; ich liebe Sie, und Sie fragen noch! Es war Zeit, daß Ihre Strafe aufhörte, es würde mir das Leben gekostet haben.

Wenn ich an den beyden letzten Tagen meiner Kirchenbuße die Füße nicht verwundete, so war sie es, welche die Sorgfalt hatte, heimlich die Gänge zu kehren, und die Glasstücke rechts und links auf die Seite zu werfen. An den Tagen, wo ich bey Waßer und Brod fasten mußte, entzog sie sich einen Theil ihrer Portion, den sie, in ein weißes Tuch gewickelt, auf meine Zelle warf. Man hatte das Loos gezogen, welche von den Nonnen mich an dem Strick führen sollte, und es war auf sie gefallen; sie hatte die Entschloßenheit, zu der Vorsteherin zu gehen, und ihr zu erklären, daß sie lieber sterben, als dieses ehrlose und grausame Geschäft übernehmen wollte. Glücklicher Weise war diese junge Tochter aus einer angesehenen Familie;

sie genoß eine starke Pension, die sie nach dem Willen der Vorsteherin anwandte, und für einige Pfund Zucker und Caffee fand sie eine Nonne, die ihre Stelle vertrat. Ich möchte es nicht wagen zu denken, daß die Hand Gottes schwer auf diese Unwürdige gefallen sey, sie wurde wahnsinnig, und ist eingeschloßen; aber die Vorsteherin lebt, regiert, quält und befindet sich wohl.

Unmöglich konnte meine Gesundheit so langen und so harten Prüfungen widerstehen; ich fiel in eine Krankheit. Unter diesen Umständen zeigte die Schwester Ursula erst recht ihre ganze Freundschaft für mich; ich verdanke ihr das Leben. Es war kein Gut, was sie mir erhielt; sie sagte es mir zuweilen selbst; indessen war keine Art von Diensten, die sie mir nicht an den Tagen leistete, wo sie die Pflege der Kranken zu besorgen hatte. Die Wärme, mit der sie sich für mich intereßierte, und die kleine Belohnungeu, welche sie meinen Wärterinnen aus-

theilte, je nachdem ich mehr oder weniger mit ihnen zufrieden war, bewirkten, daß ich auch an andern Tagen nicht vernachläßiget wurde. Sie hatte verlangt des Nachts bey mir zu wachen, und die Vorsteherin hatte es ihr abgeschlagen, unter dem Vorwand, sie sey zu zart, um diese Beschwerde auszuhalten; das war eine wahre Kränkung für sie. Alle ihre Bemühungen konnten die Zunahme des Uebels nicht hindern; ich war auf dem Aeussersten, und empfieng die letzten Sakramente. Einige Augenblicke vorher wünschte ich die Schwesterschaft versammelt zu sehen, welches mir bewilliget wurde. Die Nonnen umringten mein Bett, die Vorsteherin war in ihrer Mitte; meine junge Freundin stand neben mir, und hielt mich bey einer Hand, die sie mit ihren Thränen benezte. Man vermuthete, ich würde etwas zu sagen haben; man richtete mich in die Höhe, und erhielt mich vermittelst zweyer Küßen aufrecht sitzend. Hierauf wandte ich mich an die Vorsteher-

steherin; ich bat sie, mir ihren Segen zu ertheilen, und meine begangenen Fehler zu vergeßen; ich bat alle meine Mitschwestern um Verzeihung wegen dem ihnen gegebenen Aergerniß. Ich hatte mir eine Menge Kleinigkeiten herbeybringen laßen, welche entweder meine Zelle verzierten oder zu meinem besondern Gebrauch gedient hatten, und ich begehrte von der Vorsteherin die Erlaubniß, darüber verfügen zu dürfen; sie willigte ein, und ich gab sie denen, welche ihre Helferinnen gewesen waren, als man mich in den Kerker warf. Ich ließ diejenige, welche mich bey meiner Kirchenbuße an dem Stricke geführt hatte, näher kommen, und sagte zu ihr, indem ich sie umarmte, und ihr meinen Rosenkranz und mein Cruzifix überreichte: Liebe Schwester, erinnern Sie sich meiner in Ihrem Gebet, und sey'n Sie versichert, daß ich Ihrer vor Gott nicht vergeßen werde. . . . . Warum nahm mich Gott nicht in jenem Augenblick weg? Ich wäre ohne Unruhe zu ihm ge-

gangen. O, das ist ein so großes Glück! und wer darf es sich zum zweytenmal versprechen? Wer weiß, was ich in dem lezten Augenblick seyn werde? Und doch muß ich dahin kommen. Möge Gott meine Leiden erneuern, und mir dann eben die Ruhe wieder schenken, die ich damals fühlte! Ich sahe den Himmel offen; und er war es, ohne Zweifel; denn in jenem Augenblick täuscht das Gewißen nicht, und es versprach mir eine ewige Glückseligkeit.

Nachdem ich die Sakramente empfangen hatte, fiel ich in eine Art von Schlafsucht; man glaubte nicht, daß ich die Nacht überleben würde. Man kam von Zeit zu Zeit, meinen Puls zu untersuchen; ich fühlte Hände über mein Gesicht fahren, und hörte verschiedene Stimmen, die wie aus der Ferne sprachen: Es steigt .... Ihre Nase ist kalt .... Sie treibts keine Stunde mehr. ... Der Rosenkranz und das Cruzifix bleiben Ihnen. ... Und eine andre Stimme, die entrüstet sagte: Gehet weg, gehet weg, laßt

sie doch ruhig sterben; habt ihr sie nicht genug gequält? . . . Es war ein sehr süßer Augenblick für mich, als ich aus dieser Krisis zurückkam, die Augen aufschlug, und mich in den Armen meiner Freundin fand. Sie hatte mich nicht verlaßen; sie war die Nacht hindurch beschäftigt, mir beyzustehen, die Gebete für Sterbende zu wiederholen, mich das Cruzifix küßen zu laßen, und es dann von meinen Lippen an die ihrigen zu bringen. Sie glaubte, als sie mich die Augen mit einem tiefen Seufzer weit öfnen sahe, daß es der lezte sey; sie brach in ein lautes Geschrey aus, nannte mich ihre Freundin, und sagte: Mein Gott, erbarme dich ihrer und meiner! Mein Gott, nimm ihre Seele auf! Theure Freundin, gedenken Sie der Schwester Ursula, wenn Sie bey Gott sind. . . Ich sah sie traurig lächelnd an, und eine Thräne fiel aus meinem Auge, indem ich ihr die Hand drückte. In diesem Augenblicke kam Hr. Bouvard; dies ist der Arzt des Hauses, ein geschik-

ter Mann, wie es heißt, aber despotisch, stolz und hart. Er entfernte meine Freundin mit Ungestümm; er befühlte den Puls und die Haut; die Vorsteherin und ihre Favoritinnen waren mit ihm gekommen. Er that einige einsylbige Fragen über die Umstände, die sich gezeigt hatten, und sagte dann: Sie wird's überstehen... und indem er die Vorsteherin ansah, der dieses Wort nicht gefiel, wiederholte er: Ja, Madame, sie wirds überstehen; die Haut ist gut, das Fieber ist gefallen, und das Leben fängt an aus den Augen hervorzubrechen... Bey jedem dieser Worte leuchtete zunehmende Freude auf dem Gesicht meiner Freundin; die Gesichter der Vorsteherin hingegen, und ihrer Begleiterinnen hatten, ich weiß nicht was für einen Ausdruck von Unmuth, den sie nur schlecht verbergen konnten. Mein Herr, sagte ich zu ihm, ich wünsche das Leben nicht... Desto schlimmer, antwortete er, verordnete hierauf etwas und gieng. Während meiner Schlafsucht soll ich meh-

reremal gesagt haben: Liebe Mutter, Sie rufen mich also zu sich! Ich soll also wieder mit Ihnen vereiniget werden! Ich werde Ihnen alles sagen. . . . . Wahrscheinlich war es meine alte Vorsteherin, die ich anredte, ich bin deßen gewiß. Ihr Portrait gab ich niemand, ich wollte es mit mir ins Grab nehmen.

Die Vorhersagung des Hrn. Bouvard gieng in Erfüllung; das Fieber verminderte sich, häufige Schweiße nahmen es vollends weg, und man zweifelte nicht mehr an meiner Genesung; sie erfolgte wirklich, aber ich erholte mich sehr langsam. Es war beschloßen, daß ich in diesem Haus jede mögliche Gattung von Leiden erfahren sollte. Meine Krankheit hatte etwas Bösartiges gehabt; die Schwester Ursula war beynahe nie von mir gewichen. Als ich anfieng wieder zu Kräften zu kommen, verlohren sich die ihrigen; das Verdauungsgeschäfte gerieth in Unordnung, sie bekam Nachmittags Ohnmachten, welche zuweilen eine Viertelstunde dauer-

ten; in diesem Zustande war sie wie todt, ihr Blick erlosch, ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn' und floß in Tropfen zusammen, welche über ihre Wangen herabrollten; die Arme hiengen bewegungslos an ihrer Seite. Nur dadurch konnte man ihr ein wenig Erleichterung verschaffen, daß man sie aufschnürte, und ihre Kleidung erweiterte. Sobald sie wieder zu sich selbst kam, war es ihr Erstes, mich neben sich zu suchen, und sie fand mich immer da; zuweilen sogar, wenn sie etwas Empfindung und Bewußtseyn übrig behielt, griff sie mit der Hand rings um sich her, ohne die Augen zu öfnen. Diese Bewegung war so wenig zweydeutig, daß einige Nonnen, welche sich dieser suchenden Hand in den Weg stellten, und von ihr nicht erkannt wurden, indem sie sogleich ohne Bewegung zurücksank, zu mir sagten: Schwester Susanna, sie sucht nach Ihnen, kommen Sie näher. . . . Ich kniete bey ihr nieder, ich legte ihre Hand auf meine Stirne, und blieb so, bis sie wieder

zu sich selbst kam. Wenn die Ohnmacht vorüber war, so sagte sie zu mir: Nun, Schwester Susanne, ich werde von hier gehen, und Sie werden bleiben; ich werde sie zuerst wieder sehen, ich werde mit ihr von Ihnen sprechen, und sie wird mich nicht ohne Thränen anhören; wenn man dort liebt, warum sollte man nicht auch weinen? Es giebt bittere Thränen, aber es giebt auch sehr süße. . . . Dann neigte sie ihr Haupt auf meinen Hals, sie weinte heftig und sezte hinzu: Adieu, Schwester Susanne! Adieu, meine Freundin; wer wird Ihren Kummer theilen, wenn ich nicht mehr bin? Wer, wer? . . . Ach! theure Freundin, wie sehr beklage ich Sie! Mein Ende ist nahe, ich fühle es, mein Ende ist nahe. Wenn Sie glüklich wären, wie ungern würde ich sterben!

Ihr Zustand erschrekte mich. Ich sprach mit der Vorsteherin. Ich wollte, daß man sie in das Krankenzimmer bringe; daß man sie von den Uebungen und von allen mühsamen Ver=

richtungen des Hauses dispensiere, daß man einen Arzt rufe; aber man antwortete mir immer, es seye nichts, diese Ohnmachten würden von selbst aufhören; und die liebe Schwester Ursula wünschte nichts so sehr, als ihre Pflichten zu erfüllen, und die gewöhnliche Lebensart zu führen.

Eines Tages, nachdem sie der Frühmette beygewohnt hatte, erschien sie nicht wieder. Ich dachte, es stehe sehr schlimm um sie; sobald der vormittägige Gottesdienst beendigt war, eilte ich zu ihr; ich fand sie ganz gekleidet auf ihrem Bette liegen; sie sagte zu mir: Sind Sie da, liebe Freundin? Ich dachte wohl, daß Sie nicht säumen werden zu kommen, und erwartete Sie. Hören Sie: Wie ungeduldig erwartete ich Ihre Ankunft! Meine Entkräftung war so groß und so anhaltend, daß ich glaubte, ich würde mich nicht wieder erholen, und Sie nicht mehr sehen. Hier ist der Schlüßel zu meinem Betzimmer; öfnen Sie den Schrank

desselben, und heben Sie eine kleine hölzerne Scheidewand auf, welche die Schublade von unten in zwey Theile abgesondert; Sie werden hinter derselben ein Paket Papiere finden; ich habe mich nie entschließen können, mich von ihnen zu trennen, so gefährlich es auch für mich war, sie zu behalten, und so viel Schmerzen ich beym Lesen derselben empfand; ach! sie sind beynahe von meinen Thränen ausgelöscht: Wenn ich nicht mehr bin, so verbrennen Sie diese Papiere. . . . Sie war so schwach, und ihr Athem so gehemmt, daß sie nicht zwey Worte hintereinander vorzubringen vermochte; sie hielt beynahe bey jeder Sylbe inne, und dann sprach sie so leise, daß ich Mühe hatte, sie zu verstehen, obschon mein Ohr fast ihren Mund berührte. Ich nahm den Schlüßel, ich deutete mit dem Finger auf das Betzimmer, und sie gab mir mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen; voll Ahndung, daß ich sie verlieren würde, und überzeugt, daß ihre Krankheit entweder eine Folge

der meinigen, oder des Kummers, den sie erlitten, oder der auf mich verwandten Sorgfalt sey, fieng ich hierauf an heftig zu weinen, und ganz aus aller Faßung zu kommen. Ich küßte ihr die Stirn, die Augen, das Gesicht, die Hände; ich bat sie um Verzeihung: inzwischen war sie wie zerstreut, sie hörte mich nicht, und eine ihrer Hände fuhr sanft über mein Gesicht hiu, und liebkosete mir; ich glaubte, sie sähe mich nicht mehr, vielleicht meinte sie gar, ich sey weggegangen: denn sie rief mir; Schwester Susanne! — Ich bin da, sagte ich zu ihr. — Welche Zeit haben wir? — Es ist halb zwölf Uhr. — Halb zwölf Uhr! Gehen Sie zum Mittageßen; gehen Sie, Sie werden sogleich wieder kommen. . . . — Es wurde zu Tisch geläutet, ich mußte sie verlaßen. Als ich an der Thüre war, rief sie mich zurück; ich kam; sie strengte sich an, mir das Gesicht darzubieten; ich küßte es; sie nahm mich bey der Hand, sie drückte mir dieselbe; es schien, als wollte, als könnte sie

mich nicht verlaßen; doch es muß seyn, sagte sie, indem sie meine Hand losließ, Gott will es; Adieu, Schwester Susanne. Geben Sie mir mein Cruzifix. . . . Ich gab es ihr in die Hände, und gieng weg.

Man war im Begriff die Tafel zu verlaßen. Ich wandte mich an die Vorsteherin; ich stellte ihr, in Gegenwart aller Nonnen die Gefahr der Schwester Ursula vor, und ich bat sie dringend, sich selbst davon zu überzeugen. Nun, sagte sie, ich muß sie sehen. Sie gieng mit einigen andern zu ihr hinauf; ich folgte ihnen; sie traten in ihre Zelle; die arme Schwester war nicht mehr, das Haupt auf ihr Kißen herabgeneigt, Mund und Augen verschloßen, und das Cruzifix in den Händen, lag sie, ganz bekleidet, auf ihrem Bett ausgestreckt da. Die Vorsteherin betrachtete sie kalt, und sagte: Sie ist todt. Wer hätte sie ihrem Ende so nahe geglaubt? Es war ein vortrefliches Mädchen: man gehe für sie zu läuten, und begrabe sie.

Ich blieb allein neben ihrem Bette. Es ist mir unmöglich, Ihnen meinen Schmerz zu schildern; doch beneidete ich ihr Loos. Ich näherte mich ihr, ich beweinte sie, ich küßte sie mehremal, und zog ihr das Bette-Tuch über das Gesicht, dessen Züge anfiengen entstellt zu werden; hierauf war ich bedacht das auszuführen, was sie mir anempfohlen hatte. Um nicht in dieser Beschäftigung unterbrochen zu werden, wartete ich, bis jedermann in der Kirche war; ich öfnete das Betzimmer, ich zog das Bret weg, und fand eine ziemlich beträchtliche Rolle Papiere, die ich des Abends sogleich verbrannte. Diese junge Tochter war immer melancholisch gewesen, und ich erinnere mich nicht, daß ich sie je lächeln sah, nur einmal in ihrer Krankheit ausgenommen.

So war ich also allein in diesem Haus, in der Welt; denn ich kannte kein einziges Wesen, das sich für mich intereßierte. Der Advokat Manouri ließ nichts mehr von sich hören; ich

vermuthete, er sey entweder durch die Schwierigkeiten abgeschrekt worden, oder habe das Anerbieten seiner Dienste, welches er mir gethan hatte, unter Geschäften und Zerstreuungen, ganz vergeßen, und ich nahm es ihm nicht sehr übel: Mein Charackter ist zur Nachsicht geneigt; ich kann den Leuten alles vergeben, nur nicht Ungerechtigkeit, Undank und Unmenschlichkeit. Ich entschuldigte also den Advokaten Manouri, so gut ich konnte, und alle jene Weltleute, welche sich in dem Lauf meines Prozeßes so thätig bewiesen hatten, und für die ich nicht mehr existierte, so wie auch Sie, Herr Marquis! — als unsre geistliche Vorsteher einen Besuch in dem Hause machten.

Sie kommen, sie durchlaufen die Zellen, sie befragen die Nonnen, sie laßen sich von der geistlichen und irrdischen Verwaltung Rechenschaft ablegen, und verbeßern oder vermehren die Unordnung, je nach der Art, wie sie dabey zu Werke gehen. Ich sah also den rechtschaffenen

und strengen Hrn. Hebert mit seinen beyden jungen und mitleidigen Gehülfen wieder. Sie erinnerten sich wahrscheinlich des traurigen Zustandes, worin ich das vorigemal vor ihnen erschienen war; ihre Augen wurden feucht, und ich bemerkte Rührung und Freude auf ihrem Gesichte. Hr. Hebert setzte sich, und ich mußte ihm gegenüber sitzen; seine beyden Gefährten blieben hinter seinem Stuhle stehen, ihre Blicke waren auf mich geheftet. Hr. Hebert sagte zu mir: Nun, Schwester Susanne, wie beträgt man sich jezt gegen Sie? — Ich antwortete: Mein Herr, man vergißt mich. — Desto besser. — Und das ist auch alles was ich wünsche; aber ich hätte Sie um eine große Gewogenheit zu bitten, daß Sie nämlich meine Mutter Vorsteherin herrufen laßen. — Und warum das? — Weil sie, wenn man etwa Klagen gegen sie einbrächte, nicht ermangeln wird, mir die Schuld zu geben. — Ich versteh's; aber sagen Sie nur immerhin, was Sie von ihr wißen. — Mein

Herr, ich bitte Sie, sie rufen zu laßen, damit sie Ihre Fragen und meine Antworten selbst mit anhöre. — Reden Sie nur. — Mein Herr, Sie werden mich unglücklich machen. — Nein, fürchten Sie nichts; von diesem Augenblick an hat sie keine Gewalt mehr über Sie; vor Ende der Woche werden Sie nach St. Eutrope, bey Arpajon, versezt werden. Sie haben einen guten Freund. — Einen guten Freund, mein Herr! das wüßte ich wahrlich nicht. — Es ist Ihr Advokat. — Hr. Manouri? — Eben der. — Ich glaubte nicht, daß er sich meiner noch erinnre. — Er ist bey Ihren Schwestern, er ist bey dem Hrn. Erzbischof, bey dem ersten Präsidenten, bey allen, durch ihre Frömmigkeit bekannten, Personen gewesen; er hat eine Vergabung in das eben genannte Kloster für Sie zusammengebracht, und Sie haben nur noch eine sehr kurze Zeit hier zu bleiben. Wenn Ihnen also irgend eine Unordnung bekannt ist, so können Sie mich ohne alle Gefahr davon unterrich-

ten, und ich befehle es Ihnen bey Ihrem unverbrüchlichen Gehorsam. — Ich weiß nichts dergleichen. — Wie, man hat Sie seit dem Verlust Ihres Prozeßes mit einiger Mäßigung behandelt? — Man glaubte, und man mußte glauben, ich hätte, durch den Prozeß gegen meine Gelübde, einen Fehler begangen, und man legte mir auf, Gott dafür um Verzeihung zu bitten. — Aber eben die Umstände dieser Abbitte möchte ich wißen .... und bey diesen Worten schüttelte er den Kopf, runzelte die Stirn', und ich sah wohl ein, daß es nur bey mir stuhnd, einen Theil der Geißelhiebe, welche ich ausstehen mußte, auf die Vorsteherin zurückfallen zu laßen; aber das war meine Absicht nicht. Der Archidiakon sah wohl, daß er nichts erfahren würde, und gieng weg, indem er mir empfahl, das geheim zu halten, was er mir wegen meiner Versetzung nach St. Eutrope anvertraut hatte. Während der ehrliche Hebert allein in dem Gang herumgieng, kamen seine

bey-

beyden Begleiter zurück, und grüßten mich mit einer sehr liebreichen und freundlichen Mine. Ich weiß nicht, wer sie sind; aber möge ihnen Gott diesen weichen und mitleidigen Charackter erhalten, der in ihrem Stande so selten ist, und Vertrauten der menschlichen Schwäche, Vermittlern der göttlichen Barmherzigkeit so wohl anstehet. Ich glaubte, Hr. Hebert beschäftige sich, irgend eine andre Nonne zu trösten, zu befragen, oder auszuschelten, als er auf meine Zelle zurückkam. Er sagte zu mir: Woher kennen Sie Hrn. Manouri? — Durch meinen Prozeß. — Wer hat Sie an ihn gewiesen? — Die Frau Präsidentin. — Sie müßen wohl während Ihres Geschäftes öftere Unterredungen mit ihm gehabt haben. — Nein, mein Herr! ich sah ihn sehr wenig. — Wie haben Sie ihn unterrichtet? — Schriftlich, durch einige Aufsäze von meiner Hand. — Haben Sie Abschriften von diesen Aufsäzen? — Nein, mein Herr. — Wer stellte ihm dieselben zu? — Die Frau Präsiden-

tin. — Und woher kannten Sie diese? — Ich kannte sie durch die Schwester Ursula, meine Freundin und ihre Anverwandte. — Sie haben Hrn. Manouri seit dem Verlust Ihres Prozesses gesehen. — Einmal. — Daß ist sehr wenig. Hat er Ihnen nicht geschrieben? — Nein, mein Herr. — Aber haben Sie ihm geschrieben? — Nein. — Er wird Ihnen ohne Zweifel berichten, was er für Sie gethan hat. Ich befehle Ihnen, daß Sie ihn nicht in dem Sprachzimmer sehen, und wenn er Ihnen schreibt, sey es mittelbar oder unmittelbar, daß Sie mir seinen Brief zuschicken ohne ihn zu öfnen; verstehen Sie, ohne ihn zu öfnen. — Ja, mein Herr, und ich werde Ihnen gehorsam seyn. . . Das Mistrauen des Hrn. Hebert that mir wehe, es mochte mich oder meinen Wohlthäter angehen.

Hr. Manouri kam noch den gleichen Abend nach Longchamp; ich hielt dem Archidiakon Wort, und weigerte mich ihn zu sprechen. Den folgenden Tag erhielt ich durch seinen Abgeordneten

einen Brief von ihm; ich nahm ihn an, und schickte ihn unerösnet an Hrn. Hebert. Es war Dienstags, soviel ich mich erinnere. Ich erwartete immer mit Ungeduld den Erfolg von dem Versprechen des Archidiakons, und von den Bemühungen des Hrn. Manouri. Der Mittewoch, Donnerstag, Freytag vergiengen, ohne daß ich weiter von etwas sprechen hörte. Wie lang schienen mir diese Tage! Mit Zittern besorgte ich, es möchte irgend ein dazwischen gekommenes Hinderniß den ganzen Plan zerstört haben. Ich erhielt meine Freyheit nicht wieder, aber ich vertauschte das Gefängniß, und das ist immer etwas. . Ein erster glücklicher Vorfall läßt die Hoffnung eines zweyten in uns aufkeimen, und daher eben entstand vielleicht das Sprüchwort: **Ein Glük kommt nie allein.**

Ich kannte die Gesellschaft, die ich verließ, und es kostete mich keine Mühe vorauszusetzen, daß ich dabey gewinnen würde, mit andern Gefangenen zu leben; wie sie immer seyn moch-

ten, sie konnten weder boshafter noch schlimmer gesinnet seyn. Samstags frühe, gegen neun Uhr, entstand eine große Bewegung in dem Hause; es braucht sehr wenig um die Köpfe der Nonnen zu exaltieren; man gieng hin und her, man sprach leise mit einander, die Thüren der Schlafzimmer wurden auf- und zugemacht; dies ist, wie Sie bisher bemerken konnten, das Signal von klösterlichen Revolutionen. Ich war allein auf meiner Zelle; ich wartete, das Herz klopfte mir, ich horchte an der Thür, ich sah' aus dem Fenster, ich ängstigte mich, ohne zu wissen, was ich that; zitternd vor Freude, sagte ich zu mir selbst: Man kommt, mich abzuholen; in einem Augenblick werde ich nicht mehr hier seyn. . . . und ich irrte auch nicht.

Zwey unbekannte Figuren erschienen vor mir, es war eine Nonne und die Pförtnerin von Arpajon; sie zeigten mir mit wenigen Worten den Zweck ihres Besuches an. Ich raffte hastig meine kleinen Habseligkeiten zusammen, und warf

sie ohne alle Ordnung in die Schürze der Pförtnerin, welche sie in ein Paket zusammenmachte. Die Vorsteherin verlangte ich nicht zu sehen; die Schwester Ursula war nicht mehr, ich verließ also niemand. Ich gieng hinunter, man öffnete die Pforte, nachdem man das, was ich mitnahm, durchsucht hatte; ich stieg in eine Kutsche, und so war ich fort.

Der Archidiakon und seine beyden jungen Geistlichen, die Frau Präsidentin von *** und Hr. Manouri hatten sich bey der Vorsteherin versammelt, und man meldete ihnen dort meine Abreise. Unterwegs machte mich die Nonne mit ihrem Kloster bekannt, und die Pförtnerin setzte zu jeder Lobeserhebung, die man mir davon machte, als Refrain hinzu: Das ist die reine Wahrheit. . . . Jene wünschte sich Glück, daß man sie ausgewählt habe, mich abzuholen, und wollte meine Freundin seyn; folglich vertraute sie mir einige Geheimniße an, und ertheilte mir einige Rathschläge, wie ich mich zu benehmen

hätte; diese Rathschläge mochten für sie ganz brauchbar seyn, aber für mich paßten sie nicht. Ich weiß nicht, ob Sie das Kloster bey Arpajou gesehen haben; es ist ein großes viereckigtes Gebäude, deßen eine Seite nach der Landstraße, die andre aber auf Felder und Gärten hinausgeht. Bey jedem Fenster der Vorderseite waren eine, zwey oder drey Nonnen; dieser einzige Umstand belehrte mich mehr über die Ordnung, welche in dem Hause herrschte, als alles was mir die Nonne und ihre Begleiterin gesagt hatten. Man kannte wahrscheinlich die Kutsche in der wir wareu, denn in einem Augenblick verschwanden alle diese verschleyerten Köpfe, und ich befand mich an der Pforte meines neuen Gefängnißes. Die Vorsteherin kam mir mit offnen Armen entgegen, umfaßte mich, nahm mich bey der Hand, und führte mich in den Conferenz-Saal, woselbst mir einige Nonnen zuvorgekommen waren, und andere herbeyliefen.

Diese Vorsteherin heißt Madame * * *. Ich

kann der Begierde nicht wiederstehen, Ihnen, ehe ich fortfahre, ein Gemählde von ihr zu entwerfen. Sie ist eine kleine ganz runde Frau, aber schnell und lebhaft in ihren Bewegungen; ihr Kopf sizt niemals ruhig auf den Schultern; an ihrer Kleidung ist immer etwas in Unordnung; ihre Gestalt ist weder schön noch häßlich; ihre Augen, wovon das eine, das rechte nämlich, höher und größer als das andre ist, sind voll Feuer und zerstreut. Wenn sie geht, so wirft sie die Arme hin und her. Will sie sprechen, so öfnet sie den Mund, ehe sie ihre Ideen geordnet hat; auch stammelt sie ein wenig. Sizt sie, so ist sie auf ihrem Stuhl in beständiger Bewegung, als ob ihr etwas beschwerlich falle; sie vergißt allen Wohlstand; sie entblößt die Brust, um sich die Haut zu reiben; sie schlägt die Beine übereinander; sie fragt etwas, Sie antworten ihr, und sie hört Ihre Antwort nicht; sie spricht mit Ihnen, und verliert sich im Gespräch, hält plötzlich inne, und weiß nicht mehr

wo sie ist; sie wird böse, nennt Sie ein dummes Ding, albern, blödsinnig, wenn Sie ihr nicht zurechthelfen; bald ist sie bis zum Dutzen vertraulich, bald übermäßig stolz und gebieterisch; aber die Augenblicke, wo sie ihre Würde behauptet, sind kurz; sie ist wechselsweise mitleidig und hart; ihre schlaffe Gestalt verräth ganz das Unstäte ihres Geistes, und die Ungleichheit ihres Charackters; auch folgten Ordnung und Unordnung in dem Hause auf einander; es gab Tage, wo man alles vermischt sah, Kostgängerinnen und Novizen, Novizen und Nonnen, wo eine in das Zimmer der andern lief; wo man in Gesellschaft Thee, Coffee, Chokolate, Likörs trank; wo die kirchlichen Uebungen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit abgethan wurden; mitten unter diesem Getümmel ändert sich die Mine der Vorsteherin plötzlich, die Glocke tönt, man schließt sich wieder ein, man zieht sich zurück, auf das Geräusch, auf das Geschrey und den Lerm folgt die tiefste Stille, und man

sollte glauben, es sey auf einmal alles gestorben. Versieht es dann eine Nonne in der geringsten Kleinigkeit, so läßt sie dieselbe auf ihre Zelle kommen, behandelt sie mit Härte, befiehlt ihr, sich zu entkleiden, und sich zwanzig Geißelhiebe zu geben; die Nonne gehorcht, zieht die Kleider aus, nimmt die Geißel und kasteyet sich; aber kaum hat sie sich ein paar Streiche gegeben, so wird die Vorsteherin wieder von Mitleiden gerührt, reißt ihr das Werkzeug der Züchtigung aus der Hand, fängt an zu weinen, nennt sich höchst unglücklich, daß sie strafen müße, küßt ihr Stirne, Augen, Mund, Schultern; schmeichelt ihr, lobt sie: Ha, was sie für eine zarte und weiße Haut hat! Was für eine hübsche Gestalt! Der schöne Hals! Der schöne Nacken! . . . Schwester Augustine, wahrhaftig du bist nicht klug, daß du dich schämst; laß das Tuch weg, ich bin ein Frauenzimmer und deine Vorsteherin; o der schöne Busen! Ich sollte zulaßen, daß er durch

Geisselhiebe zerfleischt werde! Nein, nein, das wird nicht geschehen. . . . Sie küßt sie noch einmal, hebt sie auf, kleidet sie selbst wieder an, sagt ihr die verbindlichsten Sachen, dispensiert sie von den Uebungen, und schickt sie auf ihre Zelle zurück. Man ist mit solchen Frauen sehr übel daran; man weiß nie was ihnen gefallen oder mißfallen wird, was man thun oder vermeiden muß; es ist da nichts Regelmäßiges, entweder wird man auf eine verschwenderische Art bedient, oder man stirbt vor Hunger; die Oekonomie des Hauses geräth in Verwirrung, die Vorstellungen werden übel aufgenommen oder aus der Acht gelaßen; Vorsteherinnen von diesem Charackter ist man immer zu nahe oder zu fern, denn es giebt weder einen wahren Abstand noch Maasstab; man kommt aus der Ungnade in Gunst, und aus der Gunst in Ungnade, ohne zu wißen warum. Soll ich Ihnen an einem kleinen Beyspiel die Beschaffenheit ihrer Verwaltung überhaupt zeigen? Zweymal jährlich

lief sie von Zelle zu Zelle, und ließ alle Likörbouteillen zum Fenster hinauswerfen; vier Tage nachher schickte sie selbst den meisten ihrer Nonnen andre zu. So war die Person, welcher ich das feyerliche Gelübde des Gehorsams geleistet hatte; denn wir tragen unsre Gelübde von einem Kloster in das andere über.

Ich trat mit ihr hinein; sie führte mich, und hielt mich mitten um den Leib gefaßt. Man trug eine Erfrischung an Früchten, Zuckerbrod und Konfekt auf. Der ernsthafte Archidiakon fieng eine Lobrede über mich an, welche sie so unterbrach: Man hatte Unrecht, man hatte Unrecht, ich weiß es .... Der ernsthafte Archidiakon wollte fortfahren, und die Vorsteherin fiel ihm ins Wort: Wie konnten sie ihrer los seyn wollen, sie ist die Bescheidenheit und Sanftmuth selbst; man sagt, sie besitze viele Talente.... Der Archidiakon wollte seine lezten Worte wieder aufnehmen; die Vorsteherin unterbrach ihn abermal, indem sie mir leise ins

Ohr sagte: Ich liebe Sie zum närrisch werden, und wenn diese Pedanten da fort sind, so will ich unsre Schwestern kommen laßen, und Sie singen uns dann eine kleine Arie, nicht wahr? ... Ich konnte mich des Lachens kaum enthalten. Der ernsthafte Hr. Hebert kam ein wenig aus der Faßung; seine beyden jungen Begleiter lächelten über seine und meine Verlegenheit. Doch fiel Hr. Hebert bald wieder in seinen Charackter und in seine gewöhnliche Manier zurück; er befahl ihr in auffahrendem Ton, sich zu setzen, und legte ihr Stillschweigen. Sie setzte sich, aber sie war in einer sehr unangenehmen Lage; sie saß auf Dornen, sie krazte sich im Kopf, sie verbeßerte an ihrem Anzug, was keiner Verbeßerung bedurfte; sie gähnte, und indeßen perorierte der Archidiakon sehr vernünftig über das Kloster, welches ich verlaßen hatte, über meine dort ausgestandenen Unannehmlichkeiten, über das Haus wo ich jezt war, über meine Verpflichtungen gegen die Personen, welche mir

Dienste geleistet hätten. Hier sah ich Hrn. Manouri an, er schlug die Augen nieder. Das Gespräch wurde hierauf allgemeiner; das peinliche Stillschweigen, welches der Vorsteherin auferlegt worden, hörte auf. Ich näherte mich Hrn. Manouri, ich dankte ihm für die mir erwiesenen Dienste; ich zitterte, ich stammelte, ich wußte nicht wie ich meine Erkenntlichkeit bezeugen sollte. Meine Unruhe, meine Verwirrung, meine Rührung (denn ich war wirklich gerührt), eine Mischung von Thränen und Freude, mein ganzes Benehmen sagte ihm weit mehr, als ich ihm hätte sagen können. Seine Antwort war nicht beßer geordnet als meine Anrede, seine Verwirrung kam der meinigen gleich. Ich weiß nicht, was er zu mir sagte; ich hörte nur: Er fühle sich mehr als genug belohnt, wenn er die Strenge meines Schicksals gemildert hätte; er werde sich dessen, was er gethan habe, noch mit größerm Vergnügen erinnern als ich; es thue ihm sehr leid, daß sei-

ne Geschäfte, die ihn an das Palais von Paris feßelten, ihm nicht gestatteten das Kloster zu Arpajon oft zu besuchen; er hoffe aber, der Hr. Archidiakon und die Frau Priorin würden ihm erlauben, sich nach meiner Gesundheit und meinen Umständen zu erkundigen. Der Archidiakon hörte das nicht, aber die Vorsteherin antwortete: So oft Sie wollen mein Herr, sie soll thun was ihr beliebt; wir werden uns hier Mühe geben, den Verdruß, den man ihr gemacht hat, zu vergüten. . . Und dann ganz leise zu mir: Mein Kind, du hast also viel gelitten? Aber wie hatten jene Kreaturen in Longchamp den Muth, dich zu mißhandeln? Ich habe deine Vorsteherin gekannt; wir waren zusammen zu Port-Royal in Pension, sie machte sich uns allen verhaßt. Wir werden Zeit haben uns zu sprechen, du sollst mir das alles erzählen. . . . Und indem sie dieses sagte, nahm sie eine von meinen Händen, und hätschelte sie freundlich mit der ihrigen. Auch die jungen Geistlichen

machten mir ihr Kompliment. Es war spät, Hr. Manouri verabscheidete sich bey uns; der Archidiakon und seine Begleiter giengen zu Hrn. * * *, dem Besitzer von Arpajou, wohin sie eingeladen waren, und ich blieb mit der Vorsteherin allein, aber nicht für lange; alle Nonnen, alle Novizen, alle Kostgängerinnen liefen unter einander herbey; in einem Augenblick sah ich mich von hundert Personen umgeben. Ich wußte nicht auf wen ich horchen, wem ich antworten sollte; es waren Figuren von aller Art, und in dem was vorgebracht wurde die verschiedensten Schattierungen; indeßen bemerkte ich, daß man weder mit meinen Antworten noch mit meiner Person unzufrieden war.

Nachdem diese beschwerliche Unterredung eine Zeitlang gedauert hatte, und die erste Neugierde befriediget worden, verminderte sich der Haufe; die Vorsteherin entfernte die übrigen, und kam selbst, mich in meine neue Zelle einzusetzen; sie benahm sich dabey nach ihrer Art;

sie zeigte mir das zur Andacht gewidmete Kabinet, und sagte: Hier wird meine kleine Freundin beten; man muß ihr ein Küßen auf diesen Schemmel legen, daß ihre kleinen Knie nicht wund werden. In dem Kessel da ist kein Weihwaßer, die Schwester Dorothee vergißt immer etwas. Probieren Sie diesen Lehnstuhl, sehen Sie ob er Ihnen bequem seyn wird . . . Und indem sie das sagte, setzte sie mich nieder, bog mir den Kopf über die Lehne zurück, und küßte mir die Stirn'. Dann gieng sie zu dem Fenster, um zu sehen ob die Rahmen leicht könnten aufgezogen und niedergelaßen werden; zu meinem Bett, und zog die Vorhänge auf und zu, um zu sehen, ob sie gut schlößen; sie untersuchte die Decken: Sie sind gut; sie nahm das Hauptkißen, und sagte, indem sie es aufschüttelte: Das liebe Köpfgen wird sehr sanft darauf liegen; diese Bettücher sind nicht fein, aber es sind die des Klosters; die Matratzen sind gut . . . Hierauf kam sie auf mich zu, umarmte mich und gieng weg. Wäh-

rend

rend dieses Austrittes sagte ich bey mir selbst: O die alberne Creatur! Und ich machte mich auf gute und böse Tage gefaßt.

Ich richtete mich auf meiner Zelle ein; ich wohnte dem Abend-Gottesdienst, dem Nachtessen, und der darauf folgenden Erholungsstunde bey. Einige Nonnen näherten sich mir, andre entfernten sich; jene zählten auf meinen Schutz bey der Vorsteherin, diese hatte die Vorliebe, welche sie mir schenkte, schon in Unruhe gesetzt. Diese ersten Augenblicke wurden mit gegenseitigen Complimenten, mit Fragen über das Kloster, welches ich verlaßen hatte, mit Ausforschung meines Charackters, meiner Neigungen, meines Geschmacks, meines Verstandes zugebracht; man befühlt Ihnen überall den Puls, man legt Ihnen eine ganze Reihe kleiner Fallen, und weiß aus Ihrem Benehmen die richtigsten Folgerungen zu ziehen. Zum Beyspiel, man läßt sich ein ehrabschneidendes Wort entfallen, und faßt Sie dabey ins Auge; man

fängt eine Geschichte an, und wartet, ob Sie die Fortsetzung derselben verlangen, oder ob Sie es dabey bewenden laßen; wenn Sie etwas Gemeines sagen, so findet man es vortreflich, obschon man wohl weiß, daß es nicht so ist; man lobt oder man tadelt Sie absichtlich; man sucht Ihre geheimsten Gedanken auszuspähen; man befragt Sie über Ihre Lektüre; man bietet Ihnen geistliche und weltliche Bücher an; man giebt Acht auf Ihre Wahl; man fordert Sie zu kleinen Uebertrettungen der Ordensregel auf; man vertraut Ihnen Heimlichkeiten an; man wirft eine Bemerkung über die Albernheiten der Vorsteherin hin, alles wird aufgefaßt und wieder zugetragen; man verläßt Sie, man sucht Sie von neuem auf; man sondirt Ihre Gesinnungen über Sitten, über Frömmigkeit, über die Welt, über die Religion, über das Klosterleben, über Alles. Aus diesen wiederholten Erfahrungen entspringt dann ein Zuname, der Sie characterisiert, und den man dem Namen

welchen Sie führen, beyfügt; so hieß ich Susanne, die Zurückhaltende.

Den ersten Abend hatte ich einen Besuch von der Vorsteherin; sie kam, da ich mich eben in Nachthabit setzen wollte; sie war es, die mir die Schleyer abnahm, die meinen nächtlichen Aufsaz ordnete, und mich auskleidete. Sie sagte mir hundert süße Sachen, und erwies mir tausend Liebkosungen, welche mich ein wenig in Verlegenheit sezten, ohne daß ich weiß warum; denn ich dachte mir nichts dabey, und sie eben so wenig; und wenn ich es selbst izt überlege, was hätten wir uns dabey denken können? Indeßen sprach ich mit meinem Beichtvater darüber, der diese Vertraulichkeit, welche mir unschuldig schien, und noch scheint, aus einem sehr ernsthaften Ton behandelte, und mir ernstlich verbot, sie ferner zu gestatten. Sie küßte mir den Hals, die Schultern, die Arme; sie lobte meine Gestalt und meine Taille, und brachte mich zu Bett; sie küßte mir die Augen, zog

meine Vorhänge, und begab sich weg. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß sie voraussetzte, ich sey müde, und mir erlaubte, so lang ich wollte, im Bett zu bleiben.

Ich benutzte ihre Erlaubniß; das war, glaube ich, die einzige gute Nacht, die ich in dem Kloster zugebracht habe, und doch bin ich fast nie außer demselben gewesen. Den folgenden Tag, gegen neun Uhr, hörte ich leise an meiner Thür pochen; ich lag noch im Bett, ich antwortete, man trat hinein; es war eine Nonne, die mir mit ziemlich übler Laune sagte, es sey spät, und die Mutter Vorsteherin verlange mich zu sprechen. Ich stuhnd auf, ich kleidete mich eilfertig an, und gieng. Guten Tag, mein Kind, sagte sie zu mir; haben Sie die Nacht wohl zugebracht? Der Caffee wartet seit einer Stunde auf Sie, ich glaube er wird gut seyn; nehmen Sie ihn geschwind zu sich, und dann wollen wir mit einander schwatzen. . . Und indem sie dieses sagte, breitete sie ein Schnupf-

tuch auf dem Tisch aus, legte ein anders mir um, goß den Caffee auf, und warf Zucker hinein. Die übrigen Nonnen thaten das gleiche, eine bey der andern. Während ich frühstückte, unterhielt sie mich von meinen Mitschwestern, schilderte sie mir je nach ihrem Widerwillen oder ihrer Zuneigung ab, erwies mir tausenderley Höflichkeiten, legte mir tausend Fragen vor über das Kloster, wo ich gewesen war, über meine Eltern, über die ausgestandenen Unannehmlichkeiten; lobte, tadelte, wie es ihr einfiel, und hörte meine Antworten nie bis zu Ende an. Ich widersprach ihr nicht; sie war zufrieden mit meinem Verstand, meiner Urtheilskraft und meiner Bescheidenheit. Indeßen kam eine Nonne, dann eine andre, eine dritte, eine vierte, eine fünfte; man sprach von den Vögeln der Mutter, die eine von den seltsamen Launen dieser oder jener Schwester, die andre von allen kleinen Lächerlichkeiten der Abwesenden; man fieng an aufgeräumt zu werden. In einem Winkel der Zelle

stand ein Clavier; ich legte aus Zerstreuung die Finger darauf; denn da ich in dem Hause neu war, und diejenigen nicht kannte, über welche man sich lustig machte, so fand ich schlechte Unterhaltung dabey, und würde mich wohl nicht beßer amüsiert haben, wenn ich auch alles verstanden hätte. Man braucht zu viel Geist, um über andre gut zu scherzen; und dann, wer hat nicht seine lächerliche Seite? Während man sich lustig machte, schlug ich Accorde an; man wurde nach und nach aufmerksam. Die Vorsteherin kam zu mir, gab mir einen sanften Schlag auf die Schulter, und sagte zu mir: Frisch, Schwester Susanne, vertreibe uns die Zeit; spiel' zuerst etwas, und nachher sing' uns. Ich that, was sie verlangte; ich spielte einige Stücke, die ich gut in den Fingern hatte; zum Vorspiel phantasierte ich, und sang dann einige Verse aus den Psalmen von Mondonville. Das ist ganz schön, sagte die Vorsteherin zu mir; aber wir haben in der Kirche des Geistlichen so viel uns beliebt; wir

sind allein, diese da sind meine Freundinnen, und sie werden auch die deinigen seyn; sing uns etwas Lustigers. — Einige von den Nonnen sagten: Aber sie kann vielleicht nur das; sie ist müde von ihrer Reise, man muß sie schonen, es ist jezt wohl für einmal genug. — Nein, sagte die Vorsteherin; sie accompagnirt sich vortreflich, sie hat die schönste Stimme von der Welt; (und in der That ist meine Stimme ziemlich gut; indeßen hat sie mehr Richtigkeit, Anmuth und Biegsamkeit als Stärke und Umfang): Ich entlaße sie nicht, bis sie uns etwas anderes gesungen hat. — Die Aeußerungen der Nonnen hatten mich ein wenig verdroßen; ich antwortete der Vorsteherin, die Schwestern fänden kein Vergnügen mehr daran. — Aber mir macht es Vergnügen, mir. — Eine solche Antwort hatte ich vermuthet. Ich sang nun ein ziemlich artiges Liedchen, und alle klatschten in die Hände, lobten mich, umarmten mich, schmeichelten mir, begehrten noch eins zu hören; lauter kleine

Falschheiten, welche die Antwort der Vorsteherin eingegeben hatte; es war kaum eine unter ihnen, die mir nicht die Stimme benommen, und meine Finger gelähmt hätte, wenn es bey ihr gestanden wäre. Solche, die vielleicht in ihrem Leben noch keine Musik gehört hatten, nahmen sich's heraus, eben so lächerliche als widrige Bemerkungen über meinen Gesang fallen zu laßen, welche bey der Vorsteherin ohne Würkung blieben. Schweigt, sagte sie zu ihnen; sie spielt und singt wie ein Engel, und ich will sie täglich hieher kommen laßen; ich verstand mich ehmals ein Bißgen aufs Clavier, und sie soll mich wieder in Uebung bringen. Ah, Madame, sagte ich zu ihr, was man einmal konnte, hat man nicht ganz vergeßen. . . . Gar gern, laß mich an deinen Platz. . . . Sie präludirte, sie spielte närrisches, bizarres, unzusammenhängendes Zeug, wie ihre Ideen; aber ich sah', bey allem Fehlerhaften ihres Spiels, daß sie eine viel leichtere Hand habe, als ich. Ich sagte ihr

das, denn ich lobe gern, und habe selten eine Gelegenheit versäumt, wo ich es mit Wahrheit thun konnte; es ist eine so süße Sache! Die Nonnen schlichen sich eine nach der andern weg, und ich blieb beynahe allein bey der Vorsteherin, um über Musik zu sprechen. Sie saß, ich stand neben ihr, sie ergriff meine Hände, und drückte sie mir, indem sie sagte: Außerdem noch daß sie gut spielt, hat sie die schönsten Finger von der Welt; sehen Sie nur, Schwester Therese.... Schwester Therese schlug die Augen nieder, erröthete, und stotterte etwas daher; und doch was konnte dieser Schwester daran liegen, ob ich schöne Finger habe, oder nicht; ob die Vorsteherin Recht oder Unrecht thue, es zu bemerken? Die Vorsteherin faßte mich mitten um den Leib, und fand, daß ich die schönste Taille hätte; sie zog mich an sich, setzte mich auf ihren Schooß, und verlangte, ich solle sie ansehen; sie lobte meine Augen, meinen Mund, meine Wangen, meine Farbe; ich antwortete nichts,

ich hatte die Augen niedergeschlagen, und überließ mich allen ihren Liebkosungen, wie ein Kind. Schwester Therese war zerstreut, unruhig, gieng rechts und links, griff alles an, ohne etwas nöthig zu haben, wußte nicht was sie mit ihrer Person anfangen sollte, sah' zum Fenster hinaus, glaubte sie habe jemand an der Thür klopfen hören, und die Vorsteherin sagte zu ihr: Therese, du kannst gehen, wenn du Langeweile hast. — Madame, ich fühle keine Langeweile. — Ich habe diesem Kind tausenderley Fragen vorzulegen. — Ich glaube es. — Ich will ihre ganze Geschichte wißen; wie wollt' ich die Leiden, welche man ihr verursacht hat, vergüten können, wenn ich sie nicht weiß? Sie muß mir alles erzählen, ohne etwas auszulaßen; ich weiß gewiß, daß es mir das Herz zerreißen, daß es mich Thränen kosten wird; aber mag es doch. Susanne, wenn werd' ich alles von Ihnen vernehmen? — Madame, wann Sie befehlen. — Ich würde dich gleich jezt darum bitten, wenn

wir noch Zeit dazu hätten. Wie viel Uhr ist es? — Schwester Therese antwortete: Fünf Uhr, Madame, und man wird jezt zur Vesper läuten. — Sie mag immer anfangen. — Aber, Madame, Sie versprachen mir vor der Vesper noch einen Augenblick, um mich zu trösten. Ich habe beunruhigende Gedanken; ich möchte Mamma gern mein Herz entdecken. Wenn ich ohne das zur Kirche gehe, so kann ich nicht beten, ich werde zerstreut seyn. — Nein, nein, sagte die Vorsteherin; du bist eine Närrin mit deinen Einbildungen. Ich wette darauf, ich weiß was es ist; wir wollen morgen davon sprechen, — Ach, liebe Mutter, sagte Schwester Therese, indem sie sich der Vorsteherin zu Füßen warf, und in Thränen ausbrach, thun Sie es doch gleich jezt. Madame, sagte ich zu der Vorsteherin, indem ich von ihrem Schooß aufstand, wo ich inzwischen geblieben war, bewilligen Sie meiner Schwester ihre Bitte, verlängern Sie ihren Kummer nicht, ich will mich entfernen,

es wird immer noch Zeit geben, die Theilnahme an meinem Schicksal, welche Sie mir beweisen, zu befriedigen; und wann Sie meine Schwester Therese angehört haben, so wird sie nicht länger leiden. . . Ich machte eine Bewegung gegen die Thür, um hinauszugehen; die Vorsteherin hielt mich mit der einen Hand zurück; Schwester Therese, die auf den Knien lag, hatte sich der andern bemächtigt, küßte sie und weinte, und die Vorsteherin sagte zu ihr: In der That, Therese, du bist sehr lästig mit deinen Beängstigungen; ich hab' es dir schon gesagt, das mißfällt mir, das geniert mich; ich will nicht geniert seyn. — Ich weiß es, aber ich bin nicht Meisterin über meine Empfindungen; ich möchte wohl, und ich kann nicht. — Indeßen hatte ich mich entfernt, und die junge Schwester mit der Vorsteherin allein gelaßen. Ich konnte mich nicht enthalten, sie in der Kirche anzusehen; sie war noch niedergeschlagen und traurig; unsre Augen begegneten sich mehreremal, und

es schien mir, als ob es sie Mühe koste, meinen Blick auszuhalten. Was die Vorsteherin betrift, die war in ihrem Stuhl eingeschlummert.

Der Gottesdienst war in einem Augenblick abgethan, das Chor schien mir nicht der Ort zu seyn, wo man sich am beßten gefiel. Man verließ dasselbe mit einer Eilfertigkeit und einem Geplapper, wir wenn eine Schaar Vögel ihrem Behältniß entwischet, und die Schwestern vertheilten sich unter Laufen, Lachen und Plaudern in kleinere Parthien; die Vorsteherin schloß sich in ihre Zelle ein, und Schwester Therese blieb unter der Thür der ihrigen, und beobachtete mich, als ob sie neugierig wäre zu wissen, was ich anfangen würde. Ich gieng auf mein Zimmer, und erst einige Zeit nachher schloß Schwester Therese ihre Thür, und zwar ganz leise, zu. Es kam mir in den Sinn, dieses junge Mädchen sey eifersüchtig auf mich, und besorge, ich möchte sie von dem Platz, welchen sie in der Gunst und Vertraulichkeit der Vorste-

herin besaß, verdrängen. Ich gab einige Tage nach einander auf sie Acht, und als ich mich durch manche kleine Ausbrüche ihres Unwillens, durch ihre beständige Unruhe, durch ihre Beharrlichkeit, mir überall auf dem Fuß zu folgen, mich auszuforschen, sich immer zwischen der Vorsteherin und mir zu befinden, unsre Gespräche zu unterbrechen, meine guten Eigenschaften herabzusetzen, meine Fehler ins Licht zu stellen, und mehr noch durch ihre Bläße, durch ihren Schmerz, durch ihre Thränen, durch die Zerrüttung ihrer Gesundheit und selbst ihres Verstandes, meines Verdachts sicher genug zu seyn glaubte, so gieng ich auf ihre Zelle und sagte zu ihr: Liebe Freundin, was fehlt Ihnen? Sie gab mir keine Antwort; mein Besuch überraschte sie, und setzte sie in Verlegenheit; sie wußte weder was sie sagen, noch was sie thun wollte. — Sie laßen mir nicht Gerechtigkeit widerfahren; sprechen Sie aufrichtig mit mir: Sie besorgen, ich möchte die Zuneigung, die

unsre Mutter gegen mich gefaßt hat, mißbrauchen, um Sie aus ihrem Herzen zu entfernen. Sey'n Sie ruhig, das ist meinem Charackter nicht gemäß: Wenn ich jemals glücklich genug wäre, einigen Einfluß bey ihr zu erlangen. . . . Sie werden desselben so viel haben, als Sie wünschen; Sie besitzen ihre Liebe; sie thut itzt für Sie gerade eben das, was sie im Anfang für mich gethan hat. — Nun gut! Sie dürfen mir sicher glauben, daß ich von dem Zutrauen, das sie mir schenken wird, keinen andern Gebrauch machen werde, als ihre Liebe gegen Sie zu vermehren. — Und wird das von Ihnen abhangen? — Warum sollte es nicht? — Anstatt mir zu antworten, warf sie sich um meinen Hals, und sagte seufzend: Es ist nicht Ihre Schuld, ich weiß es wohl, ich sag' es mir jeden Augenblick; aber versprechen Sie mir. . . . Was soll ich Ihnen versprechen? — Daß. . . . Reden Sie; ich werde alles thun, was von mir abhangt. — Sie stockte, sie bedeckte die Augen

mit den Händen, und sagte mir mit so leiser Stimme, daß ich sie kaum verstehen konnte: Daß Sie sie so wenig als nur möglich sehen wollen. — Diese Forderung schien mir so seltsam, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr zu antworten: Und was liegt Ihnen daran, ob ich unsre Vorsteherin oft oder selten sehe? Ich, meines Theils, mag es wohl leiden, daß Sie beständig um sie seyen. Sie sollten eben so wenig ungehalten werden, wenn ich sie ebenfalls sehe; ist es nicht genug, daß ich Sie versichere, ich werde Ihnen bey ihr nicht schaden, weder Ihnen, noch irgend jemand? — Alles, was sie mir antwortete, waren folgende Worte, die sie auf eine schmerzhafte Weise herausstieß, indem sie sich von mir entfernte, und sich auf ihr Bett warf: Ich bin verloren! — Verloren! Und warum? Wahrhaftig Sie müssen mich für das boshafteste Geschöpf halten, das auf dem Erdboden ist.

So weit waren wir, als die Vorsteherin herein-

eintrat. Sie war auf meiner Zelle gewesen, hatte mich dort nicht gefunden, und war vergebens beynahe in dem ganzen Haus herumgelaufen; es kam ihr nicht in den Sinn, daß ich bey Schwester Theresen wäre. Sobald diejenigen welche sie abgeschickt hatte, mich aufzusuchen, ihr das melderen, eilte sie herbey. Sie verrieth einige Unruhe in ihrem Blick und ihrer Mine; aber ihre ganze Person paßte so selten zusammen! Therese saß stillschweigend auf ihrem Bette, ich stand. Meine liebe Mutter, sagte ich, ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich ohne Ihre Erlaubniß hieher gekommen bin. — Es ist wahr, antwortete sie mir, es wäre besser gewesen, darum zu fragen. — Diese liebe Schwester da dauerte mich, ich sah daß sie litt. — Und wodurch? — Soll ich es Ihnen sagen? Doch warum sollte ich nicht? Es ist ja eine Delicateße, welche ihrem Herzen so viel Ehre macht, und ihre Ergebenheit gegen Sie so stark ausdrückt. Die Beweise Ihrer Güte, welche Sie mir bisher gaben, haben

ihre Zärtlichkeit beunruhiget; sie hat besorgt, ich möchte in Ihrem Herzen den Vorzug vor ihr erhalten; diese Empfindung einer, sonst so rühmlichen, so natürlichen, und für Sie, liebe Mutter, so schmeichelhaften Eifersucht, war, wie es mir schien, peinigend für meine Schwester geworden, und ich suchte sie zu beruhigen. — Nachdem mich die Vorsteherin angehört hatte, nahm sie eine strenge und hohe Mine an, und sagte zu ihr: Schwester Therese, ich liebte Sie, und liebe Sie noch; ich habe mich nicht über Sie zu beklagen, und Sie werden eben so wenig über mich Klage führen können; aber diese ausschließenden Prätensionen sind mir unerträglich. Machen Sie sich davon los, wenn es Ihnen nicht gleichgültig ist, meine noch übrige Zuneigung gegen Sie auszulöschen, und wenn Sie sich an das Schicksal der Schwester Agathe erinnern. . . . Hierauf kehrte sie sich gegen mich und sagte: Das ist die große Brünette, welche Sie im Chor mir gegen über sehen. (Denn ich

suchte so wenig Bekanntschaften, es war so eine kurze Zeit, seit ich ins Haus kam, ich war so neu, daß ich noch nicht alle Namen meiner Mitschwestern wußte). Sie fuhr fort: Ich liebte sie, als Schwester Therese hier eintrat, und ich anfieng diese lieb zu gewinnen. Sie zeigte die gleiche Unruhe, sie begieng die gleichen Thorheiten; ich warnte sie, sie beßerte sich nicht, und ich war genöthiget strenge Mittel zu ergreiffen, welche nur gar zu lange dauerten, und meinem Charackter ganz zuwider sind; denn sie werden Ihnen alle sagen, daß ich gut bin, und nie anderst als mit Widerwillen strafe. . . . Dann wandte sie sich an Theresen, und fügte hinzu: Mein Kind, ich will nicht geniert seyn, ich habe es Ihnen bereits gesagt; Sie kennen mich, zwingen Sie mich nicht, meinen Charackter zu verläugnen. . . . Hierauf sprach sie zu mir, während sie sich mit einer Hand auf meine Schulter stützte: Kommen Sie, Susanne, begleiten Sie mich zurück. Wir giengen. Schwester The-

rese wollte uns folgen; aber die Vorsteherin drehte den Kopf nachläßig über meine Schulter zurück, und sagte ihr in einem despotischen Ton: Gehen Sie wieder in ihre Zelle, und verlaßen Sie dieselbe nicht, ohne meine Erlaubniß. . . Sie gehorchte, warf die Thüre mit Heftigkeit zu, und ließ sich einige Reden entfallen, über welche die Vorsteherin ergrimmte; warum weiß ich nicht, denn sie hatten keinen Sinn. Ich bemerkte ihren Zorn, und sagte zu ihr: Liebe Mutter, wenn Sie einige Güte für mich haben, so verzeihen Sie meiner Schwester Therese; sie hat die Besinnung verloren, sie weiß nicht was sie sagt; sie weiß nicht, was sie thut. — Ich soll ihr verzeihen? Das will ich wohl, aber was geben Sie mir? — Ach, liebe Mutter, sollte ich so glücklich seyn, irgend etwas zu haben, das Ihnen gefiele, oder das Sie besänftigen könnte? — Sie schlug die Augen nieder, erröthete und seufzte; wahrhaftig, gerade wie ein Verliebter. Dann sagte sie zu mir, indem sie sich

nachläßig auf mich warf, als ob sie von einer Ohnmacht befallen würde: Nähern Sie Ihre Stirn, daß ich sie küße. . . . Ich bückte mich, und sie küßte meine Stirn. So oft seitdem eine Nonne irgend einen Fehler begangen hatte, legte ich Fürbitte für sie ein, und war sicher, durch diese oder jene unschuldige Gefälligkeit, ihre Begnadigung zu erhalten; sie bestand immer in einem Kuß, entweder auf die Stirne, oder auf den Hals, oder auf die Wangen, oder auf den Mund, oder auf die Hände, oder auf die Arme; am österſten aber auf den Mund; sie fand, ich hätte einen reinen Athem, weiße Zähne, und frische rothe Lippen. In der That, ich müßte sehr schön seyn, wenn ich nur den kleinsten Theil der Lobsprüche verdiente, welche sie mir ertheilte; galten sie meine Stirn, so war sie weiß, glatt, und von zierlicher Form; meine Augen waren glänzend; meine Wangen voll und weich; meine Hände klein und fleischig; meine Arme hätte

man sich unmöglich gedrechselter und ründer denken können; mein Hals war so gut gebildet, und von einer so ausgesuchten und seltenen Schönheit, daß mir keine von den Schwestern hierin den Vorzug streitig machen könnte; was weiß ich, was sie mir noch alles sagte? Es war allerdings etwas Wahres in ihrem Lob; ich zog vieles davon ab, aber nicht alles. Zuweilen betrachtete sie mich vom Kopf bis auf die Füße, mit einem Ausdruck von Wohlgefallen, welchen ich noch an keiner andern Frau gesehen habe, und sagte dann: Nein, es ist das größte Glück, daß Gott sie zu einem abgeschiedenen Leben berief; in der Welt würde sie mit dieser Figur eben so viel Männern, als sie gesehen hätte, und sich mit ihnen, die Verdammniß zugezogen haben. Was Gott thut, ist alles wohlgethan.

Indeßen näherten wir uns ihrer Zelle; ich war im Begriff, sie zu verlaßen; aber sie nahm mich bey der Hand, und sagte zu mir: Es ist zu spät, um Ihre Geschichte in St. Maria

und Longchamp anzufangen; aber kommen Sie hinein, Sie müßen mir eine kleine Lektion auf dem Clavier geben. Ich folgte ihr. In einem Augenblick hatte sie das Clavier geöfnet, ein Buch aufgeschlagen, einen Stuhl herbeygerückt, denn sie besaß ungemein viel Lebhaftigkeit. Ich setzte mich. Sie dachte, ich möchte kalt haben; sie machteein Küßen von einem der Seßel los, legte es für mich hin, bückte sich, und stellte mir beyde Füße darauf; dann nahm sie ihren Platz hinter meinem Stuhl, und stützte sich auf die Lehne deßelben. Ich schlug zuerst Accorde an, und spielte hierauf einige Stücke von Couprin, von Rameau, von Scarlatti; indeßen hatte sie ihre Hand auf meine Schulter gelegt.

Auf eine so einfache, und angenehme Weise verkürzten wir uns die Zeit, als auf einmal die Thür mit Ungestümm aufgerißen wurde; ich erschrak darüber, und die Vorsteherin auch; es war die phantastische Therese; ihre Kleider wa-

ren in Unordnung, ihre Augen verwirrt, sie durchblickte uns beyde mit der seltsamsten Aufmerksamkeit; ihre Lippen zitterten, sie konnte nicht sprechen. Indeßen kam sie wieder zu sich, und warf sich der Vorsteherin zu Füßen; ich vereinigte meine Bitten mit der ihrigen, und erhielt noch einmal Verzeihung für sie; aber die Vorsteherin versicherte auf eine sehr bestimmte Weise, daß dieses das lezte Mal sey; wenigstens für Fehler von der Art, und wir giengen beyde mit einander weg.

Auf dem Rückweg nach unsern Zellen, sagte ich zu ihr; Liebe Schwester, nehmen Sie sich in Acht, Sie werden unsre Mutter unwillig machen; ich werde mich Ihnen nicht entziehen, aber Sie bringen mich um meinen Einfluß bey ihr, und ich würde untröstlich seyn, wenn ich weder für Sie, noch für eine andre mehr etwas thun könnte. Was stellen Sie sich denn auch vor? — Keine Antwort. — Was befürchten Sie von mir? — Keine Antwort. — Kann unsre Mutter uns

nicht beyde gleich lieben? — Nein, nein, antwortete sie mir heftig, das kann nicht seyn; bald wird sie einen Widerwillen gegen mich haben, und ich werde vor Betrübniß darüber sterben. Ach! warum sind Sie hiehergekommen? Ihr Glück wird nicht lange dauern, deßen bin ich gewiß, und ich werde für immer unglücklich seyn. — Es ist, sagte ich zu ihr, ich weiß es, ein großes Unglück, das Wohlwollen der Vorsteherin verloren zu haben; aber ich kenne ein weit grösseres, wenn man nämlich diesen Verlust verdient; Sie haben sich nichts vorzuwerfen. — Ach, wolte Gott! — Wenn Sie sich irgend eines Fehlers schuldig wißen, so müßen Sie ihn verbeßern, und das zuverläßigste Mittel ist, die Strafe geduldig zu tragen. — Ich kann nicht, ich kann nicht; und dann kommt es ihr zu, mich dafür zu bestrafen? — Ihr, Schwester Therese, ihr! spricht man so von einer Vorsteherin? Das ist nicht gut, Sie vergeßen sich. Ich bin überzeugt, dieser Fehler ist schwerer, als irgend einer von

denen, die Sie sich vorwerfen. — Ach, wollte Gott! sagte Sie mir noch einmal, wollte Gott! . . . Und wir trennten uns; sie, um sich in ihre Zelle zu verbergen; ich, um in der meinigen über die seltsamen Launen eines Weiberkopfs meine Betrachtungen anzustellen. Das ist die Frucht der Einsamkeit. Der Mensch ist für die Gesellschaft gebohren; söndert ihn ab, isoliert ihn, so verlieren seine Ideen den Zusammenhang; sein Charackter nimmt eine schiefe Wendung, tausend abgeschmackte Neigungen entstehen in seinem Herzen, ausschweifende Gedanken keimen in seinem Verstand auf wie Unkraut in einem nicht angebauten Acker. Versetzet den Menschen in eine Waldung, so verwildert er; in einem Kloster, wo die Idee von Zwang und Sklaverey mit einander verknüpft sind, ist es noch schlimmer. Man kommt aus dem Wald heraus, aus dem Kloster ist keine Erlösung; im Wald ist man frey, im Kloster ist man Sklave. Es braucht vielleicht noch mehr Stärke der Seele,

der Einsamkeit als der Armuth zu widerstehen; Armuth macht den Menschen verächtlich, Einsamkeit verschlimmert ihn. Ist es beßer in einem Zustand der Verachtung oder der Narrheit zu leben? Eine Frage, die ich nicht entscheiden möchte; aber man muß beydes vermeiden.

Ich sah die Zärtlichkeit, welche die Vorsteherin für mich gefaßt hatte mit jedem Tage zunehmen. Ich war beständig in ihrer Zelle, oder sie in der meinigen; bey der kleinsten Unpäßlichkeit verordnete sie mir das Krankenzimmer, dispensierte mich von den Uebungeu, schickte mich bey guter Zeit zu Bette, oder untersagte mir die Frühmette. Auf dem Chor, im Speisesaal, bey den Erholungen, fand sie immer Mittel mir Beweise ihrer Freundschaft zu geben; wenn auf dem Chor ein Vers vorkam, welcher irgend eine rührende und zärtliche Empfindung ausdrückte, so wandte sie sich gegen mich, während sie ihn sang, oder sah mich an, wenn er von einer andern gesungen wurde; an der Tafel schickte sie mir immer et-

was von dem zu, was man ihr Köstliches auf- trug; bey den Erholungen faßte sie mich mitten um den Leib; sie sagte mir die süßesten und ver- bindlichsten Dinge; man machte ihr kein Geschenk, das sie nicht mit mir theilte, Zucker, Caffee, Likörs, Tobak, Weißzeug, Schnupftücher, was es immer seyn mochte; sie hatte ihre Zelle von Kupferstichen, Geräthschaften, Meublen, und einer unendlichen Menge angenehmer, und zur Bequemlichkeit dienender Dinge entblößt, um die meinige damit auszuschmücken; kaum konnte ich mich auf einen Augenblick aus meiner Zelle entfernen, ohne daß ich mich bey meiner Rück- kunft durch einige Geschenke bereichert fand. Ich gieng zu ihr, meine Danksagung abzustatten, und sie hatte eine unaussprechlich Freude darüber; sie umarmte mich, sie liebkosete mir, nahm mich auf ihren Schooß, unterhielt mich von den ge- heimsten Angelegenheiten des Hauses, und ver- sprach sich, wenn ich sie liebte, ein tausendmal glücklicheres Leben, als sie in der Welt geführt haben würde.

Nicht lange nachher sagte unsre Vorsteherin, nach dem Vormittags-Gottesdienst, zu mir: Susanne, heute werden Sie mir, hoffe ich, alles erzählen, was Ihnen begegnet ist; kommen Sie .... Ich gieng mit. Ich mußte mich auf ihren Lehnstuhl neben dem Bette setzen, und sie saß auf einem etwas niedrigern Stuhl; ich ragte über sie hinaus, weil ich größer bin, und einen höhern Sitz hatte. Sie war mir so nahe, daß meine beyden Kniee die ihrigen berührten, und stützte den Ellbogen auf ihr Bett. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte ich zu ihr: Obschon ich noch sehr jung bin, so habe ich doch viel ausgestanden; ich bin itzt bald zwanzig Jahre auf der Welt, und eben so viel Jahre sind es, seitdem ich leide. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen alles werde sagen können, und ob Sie das Herz haben werden, es zu hören; Leiden bey meinen Eltern, Leiden im Kloster St. Maria, Leiden im Kloster Longchamp, überall Leiden; wo wollen Sie, liebe Mutter, daß ich anfange? — Bey

den ersten. — Aber, sagte ich zu ihr, die Erzählung wird sehr viel Zeit erfordern und sehr traurig seyn, und ich möchte Sie nicht so lange betrüben. — Sey ohne Sorgen; ich weine gern, es ist eine so süße Wollust für eine zärtliche Seele, Thränen zu vergießen. Du wirst ohne Zweifel auch gern weinen; du sollst meine Thränen troknen, ich trokne die deinigen, und vielleicht werden wir mitten unter der Erzählung deiner Leiden glüklich seyn; wer weiß, wie weit die Rührung uns führen kann? . . . Und bey diesen letzten Worten betrachtete sie mich, mit bereits naßen Augen, von oben bis unten; sie ergriff meine beyden Hände, und rükte noch näher zu mir, so daß sie mich, und ich sie berührte. Erzähle, mein Kind, sagte sie, ich bin voll Erwartung; ich fühle mich in einer der Rührung höchst günstigen Stimmung; ich glaube nicht, daß ich je in meinem Leben mehr zum Mitleiden und zur Theilnahme aufgelegt war. . . . Ich fieng also meine Erzählung ungefähr so an,

wie ich sie Ihnen geschrieben habe. Unmöglich kann ich Ihnen den Eindruck schildern, welchen sie bey ihr hervorbrachte; die Seufzer, welche sie ausstieß; die Thränen, welche sie vergoß; die Aeusserungen von Unwillen über meine grausamen Verwandten, über die abscheulichen Nonnen von St. Maria und Longchamp; es würde mir leid seyn, wenn ihnen nur der kleinste Theil der Uebel wiederführe, welche sie ihnen anwünschte; ich möchte nicht ein Haar von dem Haupt meines grausamsten Feindes gerißen haben. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie mich, sie stand auf, sie gieng hin und her, und setzte sich dann wieder an ihren Platz; ein andermal hob sie Augen und Hände zum Himmel, und verbarg hierauf ihren Kopf auf meinem Schooß. Als ich ihr die Scenen in dem Kerker, bey meinem Exorcism, und bey der Kirchenbuße erzählte, brach sie beynahe in ein lautes Geschrey aus; ich schwieg itzt, nachdem ich meine Geschichte beendiget hatte, und sie blieb einige Zeit

den Leib auf das Bett gelehnt, das Gesicht in ihre Decke gehüllt, und die Arme über den Kopf ausgestreckt; ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Ihnen so viel Schmerzen verursacht habe; ich habe es Ihnen zum voraus gesagt, aber Sie wollten es so .... Sie antwortete nichts, als: Die schändlichen Kreaturen! die abscheulichen Kreaturen! Nur in Klöstern kann die Menschlichkeit bis auf den Grad erlöschen. Wenn der Haß sich mit einer, zur Gewohnheit gewordenen, übeln Laune vereinigt, so weiß man nicht mehr, wie weit die Sache gehen kann. Glücklicher Weise bin ich sanft; ich liebe meine Nonnen alle; sie haben, die einen mehr die andern weniger, von meinem Charackter angenommen, und lieben sich alle unter einander. Aber wie konnte diese schwache Gesundheit so vielen Qualen widerstehen? Wie war es möglich, daß diese Gliederchen nicht in Stücke zerbrachen? Wie konnte diese ganze zarte Maschine der Zer-

stö-

störung entgehen? Wie konnte der Glanz dieser Augen sich erhalten, ohne von den Thränen erlöscht zu werden? Die Grausamen! Diese Arme mit Stricken zusammenzuziehen! . . . . Sie ergriff meine Arme und küßte sie . . . . Diese Augen in Thränen zu baden! . . . . und sie küßte sie. . . . Diesem Mund Klagen und Seufzer abzupreßen! . . . . und sie küßte ihn. . . . Dieses niedliche und heitre Gesicht zwingen, sich immer mit finstern Wolken zu überziehen! . . . . und sie küßte es. . . . Die Rosen dieser Wangen welk zu machen! . . . . und sie streichelte und küßte sie. . . . Dieses Haupt seines Schmucks zu berauben! Diese Haare auszureißen! Diese Stirn mit Kummer zu belasten! . . . . und sie küßte meinen Kopf, meine Stirn, meine Haare. . . . Sich unterstehen diesen Hals mit einem Strick zu umgeben, und diese Schultern mit spitzigen Stacheln zu zerreißen! . . . . und sie entblößte mir Kopf und Hals, meine Haare fielen zerstreut über meine Schultern herab;

meine Brust war halb nakt . . . .und sie küßte meinen Hals, meine Schultern und meine Brust. Ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, sehen Sie, in welche Unordnung Sie mich gesezt haben! Wenn jemand käme. . . — Bleib, bleib, sagte sie mir mit gehemmter Stimme, es wird niemand kommen. . . . — Indeßen suchte ich aufzustehen, und mich ihr zu entreißen; ich sagte zu ihr: Liebe Mutter erlauben Sie, daß ich mich entferne. . . . Ich wollte mich entfernen; ich wollte es, daß ist gewiß, aber ich konnte nicht. Sie saß, ich war aufgestanden; sie zog mich an sich; ich fürchtete ich möchte auf sie hinfallen, und ihr Schaden thun; ich setzte mich auf das Aeusserste ihres Bettes, und sagte zu ihr: Liebe Mutter, ich weiß nicht was mir fehlt, ich befinde mich übel. Ich auch, sagte sie; aber ruhe nur einen Augenblick aus, es wird bald vorübergehen, es wird von keinen Folgen seyn. . . . Wirklich ward meine Vorsteherin wieder ruhig, und ich auch. Wir waren beyde matt; ich hatte

den Kopf auf ihr Küßen gelegt, sie ruhte mit dem ihrigen auf meinem Knie, und ihre Stirn' lag auf einer von meinen Händen. Wir blieben einige Augenblicke in dieser Lage; ich weiß nicht, was sie dachte; ich meines Theils dachte an nichts, ich konnte nicht, eine Schwäche hatte sich meiner ganz bemächtiget. Wir sprachen nichts, bis die Vorsteherin zuerst das Stillschweigen brach; sie sagte zu mir: Susanne, mich dünkt nach dem, was Sie mir von Ihrer ersten Vorsteherin gesagt haben, daß sie Ihnen sehr lieb war. — Gar sehr. — Sie konnte nicht mehr Liebe für Sie haben als ich, aber Sie hatten sie lieber... Sie antwortete mir nicht? — Ich war unglücklich, sie linderte meine Leiden. — Aber woher kommt Ihr Widerwillen gegen das Klosterleben? Susanne, Sie haben mir nicht alles gesagt. — Verzeihen Sie, Madame. — Was! es ist nicht möglich, so liebenswürdig wie Sie sind; denn mein Kind, Sie sind es sehr, Sie wißen nicht wie sehr, daß es

Ihnen niemand sollte gesagt haben. — Man hat es mir gesagt. — Und der, welcher es Ihnen sagte, mißfiel Ihnen nicht? — Nein. — Und Sie bekamen Zuneigung für ihn? — Gar nicht. — Was! Ihr Herz hat nie etwas gefühlt? Nie. — Es wäre also nicht eine geheime, oder von Ihren Eltern gemißbilligte, Leidenschaft, die Ihnen den Abscheu gegen das Kloster eingegeben hat? Vertrauen Sie sich mir an, ich bin nachsichtsvoll. — Ich habe Ihnen hierüber nichts anzuvertrauen, liebe Mutter. — Aber, noch einmal, woher kommt Ihr Widerwille gegen das Klosterleben? — Aus der Lebensart selbst. Ich haße die Pflichten, die Beschäftigungen, die Einsamkeit, den Zwang deßelben; mich dünkt, ich sey zu etwas anderm berufen. — Und warum glauben Sie das? — Wegen der drükenden Langenweile, die ich fühle; ich ennujiere mich. — Selbst hier? — Ja, liebe Mutter, selbst hier, ungeachtet aller Güte, die Sie für mich haben. — Fühlen Sie etwa Regun-

gen, Begierden in sich? — Im geringsten nicht. — Ich glaube es; Sie scheinen mir von einem ruhigen Charakter zu seyn. — So ziemlich. — Selbst kalt. — Ich weiß nicht. — Kennen Sie die Welt? — Sehr wenig. — Was für einen Reiz kann sie denn für Sie haben? — Das kann ich mir nicht recht erklären, aber welchen muß sie doch haben. — Ist es die Freyheit, was Sie vermißen? — Allerdings, und vielleicht noch viele andre Dinge. — Und was sind das für andre Dinge? Sprechen Sie offenherzig mit mir, meine Freundin! Möchten Sie gern verheyrathet seyn? — Lieber, als das, was ich itzt bin, das ist gewiß. — Warum dieser Vorzug? — Ich weiß es nicht. — Sie wissen es nicht! Aber sagen Sie mir, welchen Eindruck macht die Gegenwart eines Mannes auf Sie? — Keinen; wenn er Verstand hat und gut spricht, so höre ich ihn mit Vergnügen; ist er von schöner Gestalt, so bemerke ich es. — Und Ihr Herz bleibt ruhig? — Bis

itzt war es frey von Leidenschaft. — Wie! wenn man Ihnen mit Blicken voll Leidenschaft ins Auge sah', haben Sie da nichts empfunden? . . — Ich empfand zuweilen Verlegenheit; man machte daß ich die Augen niederschlug. — Und ohne einige Unruhe? — Freylich. — Und Ihre Sinnen sagten Ihnen nichts? — Ich weiß nicht, was Sprache der Sinnen ist. — Aber sie haben doch eine Sprache? — Es kann seyn. — Und Sie kennen sie nicht? — Schlechterdings nicht. — Wie! Sie . . . Es ist eine sehr angenehme Sprache; möchten Sie sie kennen lernen? — Nein, liebe Mutter; was würd' es mir nützen? — Ihre Langeweile zu vertreiben. — Vielleicht, sie zu vermehren. Und denn, was soll diese Sprache der Sinnen, ohne Zweck? — Wenn man spricht, so ist jemand mit dem man spricht; und das ist unstreitig beßer als sich mit sich selbst zu unterhalten, obschon auch dieses nicht ohne alle Annehmlichkeit ist. — Davon verstehe ich nichts. — Wenn du wolltest, liebes

Kind so würde ich dir verständlicher werden. — Nein, liebe Mutter, nein. Ich weiß nichts, und will lieber nichts wißen, als Kenntniße erlangen, welche mich beklagenswürdiger machen würden, als ich itzt bin. Ich habe keine Begierden, und will mir keine zuziehen, die ich nicht befriedigen könnte. — Und warum könntest du es nicht? — Wie wollte ich das können? — Wie ich. — Wie Sie! Es ist ja Niemand in diesem Haus. — Ich bin da, liebe Freundin! Sie sind da. — Gut! was bin ich Ihnen, was sind Sie mir? — Wie unschuldig ist sie! — O, das ist wahr, liebe Mutter, ich bin es sehr, und ich wollte lieber sterben, als aufhören es zu seyn. . . — Ich weiß nicht, was diese letzten Worte Unangenehmes für sie haben mochten, aber sie brachten eine schnelle Veränderung in ihrer Mine hervor, sie ward ernsthaft verlegen; der Druck ihrer Hand, welche bisher auf meinem Knie geruhet hatte, hörte auf, und sie zog dieselbe weg; die Augen hielt

sie niedergeschlagen. Ich sagte zu ihr: Meine liebe Mutter, was ist mir widerfahren? Sollte mir irgend etwas für Sie Beleidigendes entfallen seyn? Verzeihen Sie mir. Ich bediene mich der Freyheit, welche Sie mir zugestanden haben; ich studiere nicht auf das, was ich Ihnen sagen will; und wenn ich auch noch so sorgfältig darauf dächte, so würde ich es niche anderst, vielleicht nur noch schlechter, sagen. Die Sachen, von denen wir sprechen, sind mir so fremd! Verzeihen Sie mir . . . Bey diesen lezten Worten schlug ich meine beyden Arme um ihren Hals, und legte meinen Kopf auf ihre Schulter. Sie umarmte mich, und drückte mich zärtlich an sich. Wir blieben einige Augenblicke so. Hierauf sagte sie, mit der vorigen Zärtlichkeit und heitern Mine, zu mir: Susanne, schlafen Sie gut? — Sehr gut, erwiederte ich, besonders seit einiger Zeit. — Schlafen Sie sogleich ein? — Fast gewöhnlich. — Aber wenn Sie nicht sogleich einschlafen, woran

denken Sie? — An meine verfloßenen Tage, und an die, welche mir noch bevorstehen; oder ich bete, oder ich weine. . . . was weiß ich? — Und des Morgens, wenn Sie bey guter Zeit erwachen? — So stehe ich auf. — Sogleich? — Sogleich. — Sie halten also nichts darauf, wachend zu träumen? — Nein. — Auf Ihrem Küßen der Ruhe zu pflegen? — Nein. — Die liebliche Wärme des Bettes zu genießen? — Nein. — Ich weiß nicht, was sie noch sagen wollte, als man ihr meldete, es warte jemand im Sprachzimmer auf sie. Mich dünkte, dieser Besuch sey ihr verdrüßlich, und sie würde lieber fortgefahren haben mit mir zu schwatzen, obschon das, was wir sprachen, eben nicht verdiente bedauert zu werden; indeßen trennten wir uns.

Nie befand sich die Schwesterschaft glücklicher, als seit ich hieher gekommen war. Die Vorsteherin schien die Ungleichheit ihres Charakters verlohren zu haben; man sagte, ich habe sie

firiert. Sie gab sogar mir zu lieb mehrere Erholungstage, und was man Feste nennt; man wird an solchen Tagen etwas beßer bedient als gewöhnlich, die Uebungen sind kürzer, und die ganze Zwischenzeit wird zu Erholungen gestattet. Aber diese glückliche Zeit solte vorübergehen für mich und für andere.

Auf die so eben geschilderte Scene folgten eine große Menge ähnlicher, die ich unberührt laße. Hören Sie die Folgen der vorhergehnden.

Ich verließ sie, ich gieng um auszuruhen. Nachmittags begab ich mich wieder zu ihr, wo ich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft der jüngsten und artigsten Nonnen des Hauses fand; die übrigen hatten ihren Besuch abgestattet, und waren wieder weggegangen. Ich versichre Sie, Herr Marquis, Sie, den Kenner in der Mahlerey, daß dieses Gemählde etwas ganz Angenehmes für das Auge hatte. Stellen Sie sich ein Arbeitszimmer von zehn bis zwölf Personen vor, von denen die jüngste fünfzehn Jahre ha-

ben mochte und die älteste noch nicht das drey und zwanzigste erreicht hatte; eine Vorsteherin gegen die vierzig, weiß, frisch, wohl beleibt, in ihrem Bett halb aufgerichtet; mit einem doppelten Kinn, das sie mit ziemlich gutem Anstand trug; Arme so rund als ob sie gedrechselt wären, dünne Finger, und alles mit Grübchen besäet; schwarze, große, lebhafte und zärtliche Augen, die fast nie ganz offen, sondern halb verschloßen waren, als ob es ihre Besitzeriu Mühe kostete, sie zu öfnen; rosenrothe Lippen, Zähne weiß wie Milch, die schönsten Wangen, einen sehr angenehmen Kopf, in ein tiefes und weiches Küßen vergraben; die Arme wollüstig neben sich hingestrekt, mit kleinen Küßen unter den Ellbogen, um sie zu unterstützen. Ich saß an dem Rand ihres Bettes und arbeitete nichts, eine andre im Lehnstuhl mit einer Stickerey; andre gegen die Fenster zu beschäftigten sich, Spitzen zu machen; einige saßen auf dem Boden, auf Küßen, welche man von den Seßeln

genommen hatte, und näheten, stickten, fädelten Stoffe aus, spannen. Die einen waren blond, die andern braun; keine sah' der andern ähnlich, obschon sie alle schön waren. Ihr Charakter war eben so verschieden, wie ihre Physiognomien; diese waren heiter, jene lustig, andre ernsthaft, melancholisch oder traurig. Alle arbeiteten, ausgenommen ich, wie ich Ihnen bereits gesagt habe. Es war nicht schwer, Freundinnen von denen, die einander gleichgültig oder feind waren, zu unterscheiden; die Freundinnen saßen entweder neben- oder gegeneinander über, und schwatzten unter der Arbeit; sie fragten einander um Rath, sie sahen sich verstohlen an, sie drückten einander die Finger, unter dem Schein, als wollten sie sich eine Nadel oder eine Scheere geben. Die Vorsteherin durchlief sie mit ihren Blicken; sie warf der einen ihren Fleiß, der andern ihren Müßiggang, dieser ihrer Gleichgültigkeit, jener ihre Traurigkeit vor; sie ließ sich die Arbeit bringen, sie lobte oder tadelte; sie

machte der einen ihren Kopfpuz zurecht. . . . Dieser Schleyer geht zu weit vor. . . . Dieses Tuch bedekt zu viel vom Gesicht, man sieht Ihnen die Wangen nicht genug. . . Diese Falten da stehen sehr übel. . . . Sie theilte einer jeden entweder kleine Verweise, oder kleine Liebkosungen aus.

Während man so beschäftiget war, hörte ich leise an die Thür pochen; ich gieng hin. Die Vorsteherin rief mir: Susanne, Sie kommen doch wieder. — Ja, liebe Mutter. — Aber unfehlbar, denn ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. — Ich werde gleich wieder da seyn. . . . — Es war jene arme Therese. Sie stand einen Augenblick ohne zu sprechen, und ich auch; dann sagte ich zu ihr: Liebe Schwester, wollten Sie zu mir? — Ja. — Worin kann ich Ihnen dienen? — Ich will es Ihnen sagen. Ich bin in die Ungnade unsrer lieben Mutter gefallen; ich glaubte, sie habe mir vergeben, und hatte einigen Grund es zu glauben; indes-

ſen ſind Sie alle bey ihr verſammelt, ich bin nicht dabey, und habe Befehl in meiner Zelle zu bleiben. — Möchten Sie gern hineinkommen? — Ja. — Wünſchen Sie, daß ich Ihnen die Erlaubniß dazu bewirke? — Ja. — Warten Sie, liebe Freundin, ich gehe ſogleich. — Im Ernſt, Sie wollten Fürbitte für mich einlegen? — Freylich; und warum ſollt' ich es Ihnen nicht verſprechen, oder es nicht halten, wenn ich es Ihnen verſprochen habe? — Ach! ſagte ſie, indem ſie mich zärtlich anſah', ich vergebe ihr ihre Zuneigung für Sie; denn Sie beſitzen alle Reize, die ſchönſte Seele, und den ſchönſten Cörper. . . . — Ich war ſehr erfreut, ihr dieſen kleinen Dienſt leiſten zu können. Ich trat wieder hinein, und ſetzte mich an den gleichen Platz; ich bückte mich hierauf etwas gegen die Vorſteherin herab, welche ſich auf ihren Küßen ein wenig emporgerichtet hatte; ich ſchwieg, aber ich ſah' ſie an, als ob ich ſie um etwas bitten wollte? Nun, ſagte ſie zu mir, was giebts?

Sagen Sie nur, was wollen Sie? bin ich im Stand', Ihnen irgend etwas abzuschlagen? — Die Schwester Therese... — Ich verstehe. Ich bin sehr unzufrieden mit ihr; aber Susanne legt Fürbitte ein, und ich begnadige sie; gehen Sie, ihr zu sagen, daß sie hineinkommen könne... Ich lief hin. Das arme Schwesterchen wartete an der Thür'; ich sagte ihr, sie sollte kommen; sie that es zitternd und mit niedergeschlagenen Augen; sie hielt ein langes, auf ein Muster geheftetes Stück Mußeline in der Hand, welches sie bey dem ersten Schritt fallen ließ; ich hob es auf, ich nahm sie bey einem Arm, und führte sie zu der Vorsteherin. Sie warf sich ihr zu Füßen, sie ergriff eine von ihren Händen, küßte sie seufzend, und eine Thräne fiel aus ihrem Auge; hierauf faßte sie mich bey einer Hand, legte sie in die der Vorsteherin, und küßte beyde. Die Vorsteherin gab ihr ein Zeichen aufzustehn, und sich zu setzen, wo sie wollte; sie gehorchte. Man bot Erfrischungen herum. Die

Vorsteherin stand auf; sie sezte sich nicht zu uns, aber sie gieng rings um den Tisch her; legte ihre Hand auf den Kopf der einen, bog ihn sanft zurück, und küßte sie auf die Stirn'; bey einer andern blieb sie ein wenig, auf die Lehne ihres Stuhls gestüzt, stehen; gieng zu einer dritten; kostete die aufgetragenen Sachen mit dem Aeußersten ihrer Lippen, und theilte sie dieser und jener aus. Nachdem sie so eine kurze Zeit in der Runde herumgegangen war, stand sie mir gegenüber still, und sah' mich mit sehr zärtlichen und liebreichen Blicken an; indeßen hatten die andern ihre Augen niedergeschlagen, als ob sie fürchteten sie zu genieren oder zu zerstreuen; dies that besonders die Schwester Therese. Nach genommener Erfrischung sezte ich mich ans Clavier, und accompagnierte zwey Schwestern, welche ohne Kunst, aber mit Geschmack, Richtigkeit und Stimme sangen. Ich sang auch, und accompagnierte mich. Die Vorsteherin saß neben dem Clavier, und schien das größte Vergnü=

gnügen zu empfinden, indem sie mir zuhörte, und mich ansah'; die andern hörten stehend zu, ohne etwas zu thun, oder hatten wieder ihre Arbeit zur Hand genommen. Es war ein köstlicher Abend. Nach diesem begaben sie sich alle weg. Ich wollte mit den übrigen fortgehen, aber die Vorsteherin hielt mich an. Wie viel Uhr ist es, sagte sie zu mir? — Sogleich sechs Uhr. — Es werden einige von meinen Rathgeberinnen kommen. Ich habe über das nachgedacht, was Sie mir von Ihrem Austritt aus Longchamp sagten; ich habe ihnen meine Gedanken mitgetheilt, sie fanden ihren Beyfall, und wir haben Ihnen einen Vorschlag zu thun. Es muß uns nothwendig glücken; und wenn es uns glückt, so ist es ein kleiner Vortheil für das Haus, und einiger Gewinn für Sie .... — Um sechs Uhr traten die klugen Sibyllen herein; die Weisheit ist im Kloster immer ziemlich alt und abgelebt. Ich stand auf, sie setzten sich, und die Vorsteherin sprach zu mir: Schwester Susanne, haben

Sie mir nicht gesagt, daß Sie die Vergabung, welche für Sie hieher gemacht worden, der Wohlthätigkeit des Herrn Manouri verdankten? — Ja, liebe Mutter. — Ich habe mich also nicht geirrt, und die Schwestern in Longchamp blieben im Besitz deßen, was Sie ihnen bey Ihrem Eintritt bezahlt haben? — Ja, liebe Mutter. — Geben sie Ihnen keine Pension dafür? — Nein, liebe Mutter. — Haben sie Ihnen gar nichts davon zurückgegeben? — Nein, liebe Mutter. — Das ist nicht recht; ich habe mich darüber mit diesen verständigen Personen besprochen, und sie glauben mit mir, Sie könnten mit Recht von ihnen fordern, daß Ihnen entweder Ihre Vergabung zum Vortheil unsers Klosters zurückgegeben, oder Ihnen eine Rente davon ausgeworfen werde. Was Sie durch Hrn. Manouri's Theilnahme an Ihrem Schicksal besitzen, steht in keiner Verbindung mit demjenigen, was Ihnen die Schwestern von Longchamp schuldig sind; die Vergabung, welche er herbeygeschaft hat, ist

nicht als Abtrag ihrer Schuld anzusehen. — Ich glaube nicht; aber um deßen gewiß zu seyn, wäre das Kürzeste ihm zu schreiben. — Allerdings; im Fall aber seine Antwort so ausfällt, wie wir sie wünschen, so haben wir Ihnen folgende Vorschläge zu machen: Wir wollen in Ihrem Namen den Prozeß gegen das Kloster Longchamp unternehmen; unser Haus trägt die Kosten, die nicht beträchtlich seyn werden, weil sich Hr. Manouri höchst wahrscheinlich nicht entziehen wird, diese Sache zu übernehmen; und gewinnen wir, so theilt das Kloster das Kapital oder die Rente zur Hälfte mit Ihnen. Was meinen Sie, liebe Schwester? Sie antworten nicht, Sie sind in Gedanken vertieft. — Ich erwäge, daß jene Schwestern in Longchamp mir viel Böses erwiesen, und würde mich nicht beruhigen können, wenn sie sich einbildeten, ich wolle mich rächen. — Es ist ja gar nicht von Rache die Rede, sondern nur von Zurückforderung deßen, was man Ihnen schuldig ist. — Sich

noch niemal zum öffentlichen Schauspiel zu machen! — Das ist gerade der kleinste Nachtheil, es wird von Ihnen beynahe kaum die Rede seyn. Denn diese Schwesterschaft ist arm, und die in Longchamp ist reich. Sie werden unsre Wohlthäterin seyn, wenigstens so lange Sie leben; wir bedürfen freylich dieses Beweggrundes nicht, um uns für Ihre Erhaltung zu intereßieren; wir lieben Sie alle .... Und die Beysitzerinnen dieses Senats fielen alle auf einmal ein: Und wer wollte sie nicht lieben? Es ist nichts an ihr auszusetzen .... — Ich kann jeden Augenblick aufhören zu seyn; eine andre Vorsteherin würde vielleicht nicht die gleichen Gesinnungen für Sie haben, wie ich; ach! gewiß würde sie dieselben nicht haben. Sie können kleine Unpäßlichkeiten, kleine Bedürfniße bekommen; es ist sehr angenehm ein Sümmchen Geld zu besitzen, womit man nach Belieben schalten kann, um sich selbst zu erquicken oder um andre zu verpflichten. — Liebe Mutter, sagte ich zu ihnen, diese Betrach-

tungen verdienen alle Aufmerksamkeit, weil Sie die Güte haben, sie zu machen; es giebt aber auch andre, die mir stärker einleuchten; aber ich bin bereit, Ihnen jeden Widerwillen aufzuopfern. Die einzige Gewogenheit, die ich mir von Ihnen, liebe Mutter, ausbitte, ist, nichts anzufangen, ehe Sie darüber in meiner Gegenwart mit Herrn Manouri gesprochen haben. — Das ist höchst billig. Wollen Sie ihm selbst schreiben? — Liebe Mutter, das überlasse ich Ihrem Gutbefinden. — Schreiben Sie ihm; und damit wir nicht noch einmal damit zu thun haben, denn ich liebe diese Art von Geschäften nicht, sie machen mir zum sterben lange Weile, schreiben Sie ihm auf der Stelle. — Man gab mir eine Feder, Dinte und Papier, und ich bat Hrn. Manouri, er möchte sich nach Arpajou bemühen, sobald es ihm seine Geschäfte erlaubten; ich hätte in einer Sache von einiger Wichtigkeit seinen Rath und seinen Beystand nöthig u. s. w. Der versammelte Rath las diesen Brief, billigte ihn, und er wurde abgeschickt.

Einige Tage nachher kam Hr. Manouri. Die Vorsteherin eröfnete ihm, warum es zu thun sey; er bedachte sich keinen Augenblick, ihrer Meinung zu seyn; man zog meine Bedenklichkeiten in's Lächerliche; es wurde beschloßen, die Nonnen in Longchamp sollten gleich den folgenden Tag vorgeladen werden. Es geschah; und so erschien gegen meinen Willen mein Name abermals in Memoiren, in Rechtsschriften, vor Gericht, und das mit Umständen, Voraussetzungen, Lügen und allen Schändlichkeiten, welche die Richter einer Sache abgeneigt, und sie in den Augen des Publikums verhaßt machen müßen. Aber, Herr Marquis, ist es denn den Advokaten vergönnet, so viel zu verleumden als sie wollen? Giebt es keine Gerechtigkeit gegen sie? Wenn ich alle die Verdrüßlichkeiten, welche dieses Geschäft nach sich zog, hätte voraussehen können, so versichere ich Sie, ich würde nie eingewilligt haben, es anzufangen. Man hatte die Aufmerksamkeit, mehrern Nonnen unsers Klosters die Pie-

gen, welche man gegen mich publizierte, zu senden. Alle Augenblicke kamen sie, um mich über die nähern Umstände abscheulicher Vorfälle zu befragen, welche nicht einen Schatten von Wahrheit hatten; je mehr Unwissenheit ich zeigte, für desto strafbarer hielt man mich; weil ich über nichts Erläuterung gab, nichts eingestand, alles läugnete, so glaubte man, alles sey wahr; man lächelte, man bediente sich gegen mir versteckter, aber sehr beleidigender Ausdrücke; man zuckte die Achseln über meine Unschuld. Ich weinte, ich war untröstlich.

Aber eine Widerwärtigkeit kommt nie allein. Die Zeit zur Beichte zu gehen, rückte heran. Ich hatte mich schon wegen der ersten Liebkosungen, welche mir meine Vorsteherin erwies, angeklagt; der Beichtvater hatte mir ausdrücklich verboten, sie ferner zu gestatten; aber, wie sich einer Sache widersetzen, die einer andern großes Vergnügen macht, von der man ganz abhangt, und wobey man selbst nichts strafbares findet!

Da dieser Beichtvater in dem Verfolg meiner Erzählung eine wichtige Rolle spielen wird, so halte ich es für dienlich, daß Sie ihn kennen.

Er ist ein Franziskaner, und nennt sich Pater Lemoine; er hat nicht über fünf und vierzig Jahre. Seine Physiognomie ist eine der schönsten, die man sehen kann; sanft, heiter, offen, lachend, angenehm, wenn er sich vergißt; besinnt er sich aber, so sieht er sauer, seine Stirne runzelt sich er schlägt die Augen nieder, und sein ganzes Wesen nimmt eine gewiße Strenge an. Ich kenne keine zwey verschiednern Personen als den Pater Lemoine vor dem Altar, und den Pater Lemoine im Sprachzimmer; und wieder den Pater Lemoine im Sprachzimmer allein, oder in Gesellschaft. Uebrigens ist das bey allen Klosterleuten der Fall; und ich selbst betraf mich mehr als einmal, wenn ich im Begriff war an das Gitter zu gehen, daß ich plötzlich still stand, meinen Schleyer und meine Binde zurecht zog, mein Gesicht, meine Augen, meinen Mund,

meine Hände, meine Arme, meine Stellung, meinen Gang in Ordnung brachte, und mir ein geliehenes Wesen und eine erkünstelte Bescheidenheit gab, welche länger oder kürzer dauerten, je nach Beschaffenheit der Personen, mit denen ich zu sprechen hatte. Der Pater Lemoine ist groß, gut gebildet, munter, sehr liebenswürdig, wenn er nicht daran denkt; er spricht vortreflich; in seinem Kloster hat er den Ruf eines großen Theologen, und unter den Weltleuten den eines großen Predigers: Sein Umgang ist hinreißend: Er besitzt eine Menge von Kenntnißen, die seinem Stande fremd sind: Er hat die schönste Stimme; er versteht sich auf Musik, Geschichte und Sprachen: Er ist Doctor der Sorbonne. Ungeachtet seiner Jugend, sind ihm die vornehmsten Würden seines Ordens ertheilt worden. Ich glaube, er ist ohne Ränke und ohne Ehrsucht, er wird von seinen Mitbrüdern geliebt. Er hatte sich um das Priorat des Klosters zu Etampes beworben, um sich auf diesem ruhigen Posten ungestört

einigen gelehrten Arbeiten, welche er angefangen hatte, wiedmen zu können, und man hatte ihm daßelbe bewilligt. Die Wahl eines Beichtvaters ist eine wichtige Sache für ein Nonnenkloster: Er muß ein Mann von Einfluß und Ansehen seyn. Man wandte alles an, um den Pater Lemoine zu haben; und man bekam ihn, wenigstens als ausserordentlichen Beichtvater.

Den Tag vor großen Festen schickte man ihm die Kutsche des Hauses, und er kam. Es verlohnte sich der Mühe die Bewegung zu sehen, welche seine Erwartung in dem ganzen Kloster hervorbrachte; wie fröhlich man war, wie man sich einschloß, wie emsig man sich selbst prüfte, wie man sich vorbereitete, um ihn so lang als möglich zu beschäftigen.

Es war den Tag vor Pfingsten, man erwartete ihn. Ich war unruhig; die Vorsteherin bemerkte es, sie stellte mich zu Rede. Ich verhehlte ihr die Ursache meiner Besorgniße nicht, und sie schien mir darüber noch unruhiger zu seyn

als ich, obschon sie alles that, um es mir zu verbergen. Sie zog die Sache in's Lächerliche, spottete meiner Bedenklichkeiten, und fragte mich, ob der Pater Lemoine über die Unschuld ihrer und meiner Gesinnungen beßer unterrichtet wäre; als unser Gewißen, und ob das meinige mir irgend einen Vorwurf machte. Ich antwortete ihr, nein. Gut! sagte sie, ich bin Ihre Vorsteherin; Sie sind mir Gehorsam schuldig, und ich befehle Ihnen, nicht mit ihm von diesen Dummheiten zu sprechen. Es ist überflüßig, daß Sie zur Beicht' gehen, wenn Sie ihm nur solche Kleinigkeiten zu sagen haben.

Indeßen kam Pater Lemoine, und ich bereitete mich auf die Beichte vor, während andre, die weniger verziehen mochten, sich seiner bemächtiget hatten. Die Reihe war bald an mir, als die Vorsteherin auf mich zugieng, mich auf die Seite nahm, und sagte: Susanne, ich habe das überlegt, was Sie mir gesagt haben; kehren Sie auf Ihre Zelle zurück; ich will nicht, daß Sie

heute zur Beichte gehen. — Und warum nicht, liebe Mutter? antwortete ich ihr. Es ist Morgen ein hohes Fest, und ein Tag allgemeiner Communion: Was wird man denken, wenn ich die einzige bin, die sich dem Tisch des Herrn nicht nahet? — Daran liegt nichts; man sage was man will, Sie müßen nicht zur Beichte gehen. — Liebe Mutter, wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben, so verschonen Sie mir mit dieser Kränkung; ich bitte Sie als um eine Gnade darum. — Nein, nein, es ist unmöglich; Sie würden mich mit diesem Mann in Verdrießlichkeiten verwickeln, und die mag ich nicht haben. — Nein, liebe Mutter, ich werde das nicht thun. — Versprechen Sie mir denn . . . . Aber es ist unnöthig; Sie kommen Morgen früh auf mein Zimmer, Sie beichten mir: Sie haben keinen Fehler begangen, für den ich Ihnen nicht völlige Absolution ertheilen könnte, und Sie communiziren dann mit den übrigen. Gehen Sie . . . — Ich entfernte mich also, und, ohne zu wißen, welche

Parthey ich ergreifen, ob ich gegen den Willen meiner Vorsteherin zum Pater Lemoine gehen, ob ich mich Morgen mit ihrer Absolution begnügen, und ob ich mit den Uebrigen meine Andacht verrichten, oder, was man auch darüber sagen möge, von dem Hochamt wegbleiben wollte, befand ich mich, traurig, unruhig und tiefsinnig, auf meiner Zelle, als sie hineintrat; sie war zur Beichte gegangen, und der Pater Lemoine hatte sie gefragt, warum er mich nicht sehe, ob ich krank wäre; ich weiß nicht was sie zur Antwort gab, aber das Ende davon war, daß er mich im Beichtstuhl erwartete. Gehen Sie also, sagte sie zu mir, weil es sein muß; aber versprechen Sie mir heilig, daß Sie schweigen wollen. Ich war unschlüßig; sie drang in mich: Ey, Närrin, sagte sie zu mir; was soll denn Schlimmes dabey seyn, etwas zu verschweigen, was nichts Schlimmes war zu thun? — Und warum soll es etwas Schlimmes seyn, es zu sagen? antwortete ich. — Das nicht, aber es hat gewiße

Nachtheile. Wer weiß, für wie wichtig dieser Mann die Sache ansehen kann? Geben Sie mir also die Versicherung . . . . — Ich wankte noch; aber endlich versprach ich ihr, nichts zu sagen, wenn er mich nicht fragen würde, und ich gieng hin.

Ich beichtete und hielt Wort; aber der Beichtvater fragte mich, und ich verschwieg ihm nichts. Er that mir tausend sonderbare Fragen, wovon ich noch itzt, da ich mich ihrer erinnere, nichts verstehe. Er behandelte mich mit Nachsicht; über die Vorsteherin aber sprach er in Ausdrücken, welche mich schaudern machten; er nannte sie eine Unwürdige, eine Sittenlose, eine schlechte Nonne, ein verderbliches und verdorbenes Weib, und schärfte mir, bey Strafe einer Todsünde, ein, nie allein bey ihr zu bleiben, und keine ihrer Liebkosungen zu dulden. — Aber, Herr Pater, sagte ich zu ihm; sie ist meine Vorsteherin, sie kann auf mein Zimmer kommen, sie kann mich zu sich rufen laßen, wann es ihr beliebt. — Ich weiß es, und bin darüber äußerst

bekümmert. Liebes Kind, sprach er zu mir, Gott sey gelobt, der Sie bisher bewahret hat. Ohne daß ich es wage, mich deutlicher gegen Sie zu erklären, um nicht selbst der Mitschuldige Ihrer unwürdigen Vorsteherin zu werden, und durch den giftigen Hauch, der wider Willen von meinen Lippen ausgehen würde, eine zarte Blume welk zu machen, die sich nur durch besondern Schutz der Vorsehung bis zu Ihrem Alter frisch und rein erhält, befehle ich Ihnen, Ihre Vorsteherin zu fliehen, ihre Liebkosungen zurückzustoßen, nie allein zu ihr zu gehen; Ihre Thüre, besonders des Nachts, vor ihr zu verschließen; Ihr Bett zu verlaßen, wenn sie wider Ihren Willen auf Ihr Zimmer kommt; in den Gang hinaus zu gehen, wenn es nöthig ist um Hülfe zu rufen, selbst nakt an den Fuß des Altars zu flüchten, das ganze Haus mit Ihrem Geschrey zu erfüllen, und alles zu thun, was Liebe gegen Gott, Scheue vor dem Laster, die Heiligkeit Ihres Standes, und die Sorge für Ihre Selig-

keit Ihnen eingeben würden, wenn der Satan leibhaftig vor Ihnen stühnde, und Sie verfolgte; ja, mein Kind, der Satan; denn unter dieser Gestalt muß ich Ihnen Ihre Vorsteherin zeigen; sie ist in den Abgrund des Lasters versunken, sie will auch Sie hineinziehen, und vielleicht wären Sie schon mit ihr darin, wenn nicht Ihre Unschuld selbst sie geschreckt und zurückgehalten hätte. . . Hierauf erhob er seine Augen zum Himmel, und rief: Mein Gott, fahre fort dieses Kind zu schützen . . . Sprechen Sie mir nach: Satana, vade retro; apage, Satana. Wenn jene Unglückliche Sie befragt, so sagen Sie ihr alles, wiederholen Sie ihr meine Worte; sagen Sie ihr, es wäre beßer wenn sie nie gebohren worden, oder wenn sie sich durch einen gewaltsamen Tod allein in die Hölle stürzte. — Aber Herr Pater, erwiederte ich ihm, Sie haben sie vorhin selbst verhört? — Er antwortete mir nichts; aber er stieß einen tiefen Seufzer aus, indem er seine Arme an eine von den Scheidwänden des Beicht-

stuhls

stuhls lehnte, und seinen Kopf darauf legte, wie ein Mensch der sich von tiefem Schmerz durchdrungen fühlt; er blieb einige Zeit in dieser Stellung. Ich wußte nicht, was ich denken sollte; meine Kniee zitterten, ich war in einer Bestürzung, in einer Verwirrung, die man sich nicht vorstellen kann. So würde es einem Reisenden seyn, der im Finstern zwischen ungesehenen Abgründen wandelte, und der von allen Seiten durch Stimmen geschreckt würde, welche ihm zuriefen: Es ist um dich geschehen! . . . Hierauf sah er mich mit einer ruhigern, aber gerührten Mine an, und sagte zu mir: Haben Sie eine gute Gesundheit? — Ja, Herr Pater. — Würde es Ihnen nicht gar zu beschwerlich fallen, eine Nacht schlaflos zuzubringen? — Nein, Herr Pater. — Nun denn, fuhr er fort, so legen Sie sich diese Nacht nicht zur Ruhe; gehen Sie gleich nach dem Abendessen in die Kirche, werfen Sie sich vor dem Altar nieder, bringen Sie die Nacht im Gebet zu; Sie wissen nicht in

welcher Gefahr Sie waren; danken Sie Gott, der Sie bewahrte, und gehen Sie dann Morgen mit allen übrigen Nonnen zur Communion. Ich lege Ihnen keine andre Pönitenz auf, als daß Sie sich von Ihrer Vorsteherin entfernt halten, und ihre vergifteten Liebkosungen zurückweisen. Gehen Sie. Ich werde meiner seits mein Gebet mit dem Ihrigen vereinigen. Wie vieler Unruhe haben Sie mich ausgesetzt! Ich fühle alle Folgen des Raths, den ich Ihnen ertheile; aber ich bin denselben Ihnen und mir schuldig. Gott ist der Herr, und wir haben nur Ein Gesetz.

Mein Herr, ich erinnre mich nur unvollkommen alles deßen, was er mir sagte. Izt da ich seine Reden, so wie ich sie Ihnen eben erzählt habe, mit dem schrecklichen Eindruck vergleiche, den sie auf mich machten, so finde ich kein Verhältniß darzwischen; aber dies kommt daher, weil sie hier zerrißen, unzusammenhängend sind; weil vieles fehlt, was ich nicht behalten habe,

da ich keinen deutlichen Begriff damit verband, und bey Sachen, über welche er mit großer Heftigkeit loszog, gar nichts Wichtiges fand, und noch itzt nicht finde. So fiel ihm, zum Beyspiel eine gewiße Scene vor dem Clavier sehr auf. Aber giebt es nicht Personen, auf welche die Musik den heftigsten Eindruck macht? Man hat mir gesagt, daß meine Physiognomie bey gewissen Arien, gewißen Modulationen sich ganz verändert habe; ich war ganz außer mir, ich wußte beynahe nicht wie mir geschah, und glaube nicht, daß ich dadurch etwas von meiner Unschuld verlohr. Warum hätte das bey meiner Vorsteherin nicht der gleiche Fall seyn können, die, bey allen ihren Thorheiten und ihrer Ungleichheit, gewiß eine der gefühlvollsten Frauen von der Welt war? Sie konnte keine nur etwas rührende Erzählung anhören, ohne in Thränen auszubrechen: Wann ich ihr meine Geschichte erzählte, so brachte ich sie in einen bemitleidenswürdigen Zustand. Warum machte er ihr

nicht auch ihr Mitleiden zum Verbrechen? Und die Scene in der Nacht, deren Ausgang er mit tödtlichem Schrecken erwartete. . . . Gewiß dieser Mann ist gar zu streng.

Wie dem seyn mag, so befolgte ich pünktlich, was er mir vorgeschrieben, und wovon er die unmittelbaren Folgen ohne Zweifel vorausgesehen hatte. Von dem Beichtstuhl weg, gieng ich sogleich, mich an dem Fuß des Altars niederzuwerfen; mein Kopf war vor Schrecken ganz verwirrt, ich blieb bis zum Nachteßen dort. Die Vorsteherin, voll Unruhe was aus mir geworden wäre, hatte mich rufen laßen; man sagte ihr, ich sey im Gebet begriffen. Sie hatte sich verschiedene Male vor der Thüre des Chors gezeiget, aber ich stellte mich als ob ich sie nicht bemerkte. Man läutete zum Nachteßen, ich gieng in das Speisezimmer; ich aß geschwind, und kehrte nach dem Eßen sogleich wieder in die Kirche zurück; ich erschien nicht bey den Abenderholungen, und als es Zeit war,

sich auf das Zimmer zu begeben und zur Ruhe zu legen, gieng ich nicht hinauf. Die Vorsteherin wußte wohl wo ich war. Es war tief in der Nacht, und die größte Stille herrschte in dem ganzen Hause, als sie zu mir hinunterkam. Das Bild, unter welchem sie mir der Beichtvater gezeigt hatte, stellte sich meiner Einbildungskraft aufs Neue dar; Zittern befiel mich, ich wagte es nicht sie anzusehen, ich glaubte ich würde ein scheußliches und ganz in Flammen gehülltes Gesicht an ihr erblicken, und sagte innerlich zu mir selbst: Satana, vade retro, apage, Satana. Mein Gott, errette mich, laß diesen bösen Geist von mir weichen!

Sie kniete nieder, und nachdem sie eine Zeitlang gebetet hatte, sagte sie zu mir: Susanne, was machen Sie hier? — Sie sehen es, Madame. — Wißen Sie, wie viel Uhr es ist? — Ja, Madame. — Warum sind Sie nicht zu gehöriger Zeit auf Ihr Zimmer zurückgegangen? —

Ich bereitete mich vor, Morgen das hohe Fest zu feyern. — Sie hatten also im Sinn, die ganze Nacht hier zuzubringen? — Ja, Madame. — Und wer hat es Ihnen erlaubt? — Der Beichtvater hat es mir befohlen. — der Beichtvater hat nichts zu befehlen, was gegen die Regel des Hauses ist; und Ich befehle Ihnen, daß Sie gehen sich zur Ruhe zu legen. — Madame, er hat mir dieß als Pönitenz auferlegt. — Sie können dieselbe durch andre Uebungen ersetzen. — Das steht mir nicht frey. — Nun, sagte sie zu mir, kommen Sie mein Kind. Die Kühle der Kirche während der Nacht wird Ihnen nachtheilig seyn; Sie können in Ihrer Zelle beten.... Sie wollte mich hierauf bey der Hand nehmen, aber ich zog mich schnell von ihr zurück. Sie fliehen mich! sagte sie zu mir. — Ja, Madame, ich fliehe Sie.... Beruhiget durch die Heiligkeit des Orts, durch die Gegenwart der Gottheit, durch die Unschuld meines Herzens, wagte ich es, die Augen gegen sie auf-

zuheben; aber kaum hatte ich sie wahrgenommen, als ich in ein lautes Geschrey ausbrach, wie eine Unsinnige in das Chor lief, und immer schrie: Weg von mir Satan! . . . Sie folgte mir nicht, sie blieb auf ihrer Stelle, und sagte, indem sie freundlich ihre beyden Arme gegen mich ausstrekte, mit der rührendsten und sanftesten Stimme zu mir: Was fehlt Ihnen? Woher dieser Schrecken? Fliehen Sie nicht weiter. Ich bin nicht Satan, ich bin Ihre Vorsteherin und Ihre Freundin. . . — Ich stuhnd still, ich drehte den Kopf noch einmal gegen sie um, und sah, daß ein seltsamer Schein, den meine Einbildungskraft verwirklichte, mich in Schreken gesezt hatte; ihre Stellung gegen die Kirchenlampe machte nämlich, daß nur ihr Gesicht, und das Aeußerste ihrer Hände erleuchtet war, und alles übrige im Schatten stand, welches ihr ein ganz sonderbares Ansehen gab. Als ich ein wenig zu mir selbst gekommen war, warf ich mich in einen Stuhl. Sie näherte sich, sie

wollte den anstoßenden Stuhl in Besitz nehmen; aber ich stand auf, und rückte weiter hinunter. So wanderte ich von Stuhl zu Stuhl, und sie auch, bis zu dem lezten; hier blieb ich stehen, und beschwor sie, wenigstens einen Platz zwischen uns leer zu laßen. Das will ich wohl, sagte sie zu mir. Wir sezten uns beyde, so daß wir durch einen Stuhl getrennt waren; hierauf fieng die Vorsteherin an, und sagte zu mir: Kann man von Ihnen erfahren Susanne, woher der Schrecken komme, den Ihnen meine Gegenwart verursacht? — Liebe Mutter, antwortete ich, verzeihen Sie mir; nicht ich, der Pater Lemoine. . . Er hat mir die Zärtlichkeit, welche Sie für mich haben, die Liebkosungen welche Sie mir erweisen, und wobey ich, ich gestehe es, nichts Böses sehe, mit den scheußlichsten Farben abgemahlt. Er hat mir befohlen Sie zu fliehen, nicht mehr allein zu Ihnen zu gehen, meine Zelle zu verlaßen, wenn Sie dahin kämen; er hat Sie mir als einen bösen Geist dar-

gestellt. Was weiß ich, was er mir alles darüber gesagt hat. — Sie haben also davon gesprochen? — Nein, liebe Mutter! aber ich konnte nicht umhin, ihm zu antworten. — Ich komme Ihnen also sehr abscheulich vor? — Nein, liebe Mutter! Ich kann nicht anders, als Sie lieben, den ganzen Werth Ihrer Güte fühlen, und Sie bitten, dieselbe fortzusetzen; aber ich werde meinem Beichtvater gehorchen. — Sie wollen mich also nicht mehr besuchen? — Nein, liebe Mutter. — Sie wollen mich nicht mehr bey sich aufnehmen? — Nein, liebe Mutter. — Sie wollen meine Liebkosungen zurückstoßen? — Es wird mich Mühe kosten, denn ich bin von Natur liebkosend, und nehme gern Liebkosungen an; aber es muß seyn; ich hab' es meinem Beichtvater versprochen, ich habe mich an dem Fuß des Altars eidlich dazu verpflichtet. Könnt' ich Ihnen nur die Art, wie er sich ausdrückt, darstellen! O, das ist ein frommer Mann! Das ist ein aufgeklärter Mann! Was nützte es ihm, mir

Gefahren zu zeigen, wo keine sind? Das Herz einer Nonne von dem Herzen ihrer Vorsteherin zu entfernen? Aber er sieht vielleicht in Handlungen, die von Ihrer und meiner Seite sehr unschuldig sind, einen Keim von geheimer Verderbniß, den er in Ihnen völlig entwikelt glaubt, und in Ansehung deßen er besorgt, Sie möchten ihn auch in mir zur Entwicklung bringen. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich bey der Erinnerung an gewiße Eindrücke, die ich zuweilen empfand.... Woher kommt es, liebe Mutter, daß ich unruhig, tiefsinnig war, wenn ich Sie verlaßen hatte, und mich wieder auf meiner Zelle befand? Woher kommt es, daß ich weder beten, noch mich mit irgend etwas beschäftigen konnte? Woher kommt eine Art von Ueberdruß, den ich noch nie empfunden habe? Warum fühlte ich, die sonst den Tag über nie schläft, eine Neigung zum Schlaf? Ich glaubte, Sie hätten eine ansteckende Krankheit, deren Wirkungen ich zu verspüren anfieng; aber der Pater

Lemoine sieht die Sache ganz anders an. — Und wie sieht er sie an? — Er findet darin alle Schwärze des Lasters, Ihr völliges Verderben, und die Absicht mich mit hineinzustürzen. Was weiß ich? — Sehen Sie, sagte sie zu mir, Ihr Pater Lemoine ist ein Schwärmer; das ist nicht der erste Streich von der Art, den er mir gespielt hat. Ich darf nur eine zärtliche Freundschaft gegen irgend eine Person faßen, sogleich macht er sich's zum Geschäft, ihr den Kopf zu verdrehen; es fehlte wenig, so hätte er die arme Therese närrisch gemacht. Ich fange an des Dings überdrüßig zu werden, und will mich von diesem Mann losmachen; überdas wohnt er zehen Meilen von hier, es ist beschwerlich ihn kommen zu laßen; man hat ihn nicht, wenn man will; aber wir wollen ein andermal an einem bequemern Ort davon sprechen. Sie wollen also nicht hinaufgehen? — Nein, liebe Mutter! Ich bitte Sie um die Gewogenheit, daß Sie mir erlauben, die Nacht

hier zuzubringen. Wenn ich diese Pflicht versäumte, so würde ich es Morgen nicht wagen mich mit den übrigen Schwestern dem Hochwürdigen zu nahen. Aber Sie, liebe Mutter, werden Sie kommunizieren? — Allerdings. — Der Pater Lemoine hat Ihnen also nichts gesagt? — Nein. — Wie kommt das wohl? — Weil er keine Gelegenheit hatte, mit mir zu sprechen. Man gehet nur zur Beichte, um sich über seine Sünden anzuklagen; uud dafür halte ich zärtliche Liebe gegen ein so liebenswürdiges Kind, wie Susanne, nicht. Wenn dabey etwas Fehlerhaftes stattfände, so wäre es nur das, daß ich eine Empfindung, welche sich auf alle Mitglieder dieser Klostergemeine erstrecken sollte, auf eine einzige einschränke; aber das haugt nicht von mir ab; ich kann nicht umhin das Verdienst auszuzeichnen, wo es ist, und eine vorzügliche Zuneigung für daßelbe zu tragen. Ich bitte Gott deswegen um Vergebung, und ich begreife nicht, wie Ihr Pater Lemoine mich we-

gen einer so natürlichen, und so schwer zu vermeidenden Partheylichkeit, einer gewißen Verdammniß preisgegeben sieht. Ich bestrebe mich, alle glücklich zu machen; aber es giebt solche, die ich mehr schätze und liebe als die andern, weil sie liebens- und achtungswürdiger sind. Das ist mein ganzes Verbrechen gegen Sie; Susanne, finden Sie es sehr schwer? — Nein, liebe Mutter. — Wohlan, mein theures Kind! wir wollen jede noch ein kurzes Gebet verrichten, und uns dann wegbegeben. — Ich bat aufs Neue, daß sie mir erlaube die Nacht in der Kirche zuzubringen; sie willigte ein, unter der Bedingung, daß es nie wieder geschähe, und entfernte sich.

Ich fiel wieder auf das, was sie mir gesagt hatte; ich bat Gott mich zu erleuchten; ich dachte nach, und machte zulezt, nach reiflicher Ueberlegung, den Schluß, daß auch selbst bey Personen von dem gleichen Geschlecht, in der Art, sich ihre Freundschaft zu bezeugen, etwas

wenigstens Unanständiges statt finden könne; daß Pater Lemoine, ein strenger Mann, die Sache vielleicht übertrieben hätte; daß es aber gut sey, seinen Rath zu befolgen, und der unbegrenzten Vertraulichkeit meiner Vorsteherin durch große Zurückhaltung auszuweichen; und ich versprach es mir.

Des Morgens, als die Nonnen aufs Chor kamen, fanden sie mich an meinem Platz; sie giengen alle zur Communion, und die Vorsteherin voran; dieses überzeugte mich vollends von ihrer Unschuld, ohne mich von dem gefaßten Entschluß abzubringen. Und dann hatte sie auch für mich lange nicht so viel Anziehendes, als ich für sie. Ich konnte nicht umhin, sie mit meiner ersten Vorsteherin zu vergleichen: Welcher Unterschied! Da war weder dieselbe Frömmigkeit, noch derselbe Ernst, noch dieselbe Würde, noch derselbe Eifer, noch eben der Verstand, nach eben die Liebe zur Ordnung.

In einem Zwischenraum von wenigen Tagen

ereigneten sich zwey wichtige Vorfälle; der erste: Ich gewann meinen Prozeß gegen die Nonnen in Longchamp; sie wurden verurtheilt, dem Kloster St. Eutrope, wo ich war, eine meiner Vergabung angemeßene Pension zu bezahlen; der andre war die Abänderung des Beichtvaters. Von dem Letztern wurde ich durch die Vorsteherin selbst unterrichtet.

Indeßen gieng ich nie mehr anders als in Begleitung zu ihr, sie kam nicht mehr allein auf mein Zimmer. Sie suchte mich immer, aber ich wich ihr aus; sie bemerkte es, und machte mir Vorwürfe darüber. Ich weiß nicht, was in dieser Seele vorgieng, aber es mußte etwas Außerordentliches seyn. Sie stand bey Nacht auf, und gieng in den Gängen, besonders in dem meinigen herum; ich hörte sie hin und her wandeln, vor meiner Thür stillstehen, klagen, seufzen; ich zitterte, und vergrub mich in mein Bett. Des Tags, wenn ich auf der Promenade, in dem Arbeitssaal, oder in dem Erholungs-

zimmer war, und ich sie nicht bemerken konnte, brachte sie ganze Stunden zu, mich anzusehen; sie spähete alle meine Schritte aus; gieng ich hinunter, so fand ich sie an dem Fuß der Treppe; sie wartete oben auf mich, wenn ich hinauf kam. Einst hielt sie mich an, sie betrachtete mich ohne ein Wort zu sagen, ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen; dann warf sie sich plötzlich zur Erde, umfaßte mein Knie mit beyden Händen, und sagte zu mir: Grausame Schwester, fordre mein Leben, ich werd' es dir nicht verweigern, aber fliehe mich nicht; ich kann nicht ohne dich leben. . . . Ihr Zustand erregte mein Mitleiden, ihre Augen waren erloschen, sie hatte Gestalt und Farbe verloren. Sie war meine Vorsteherin, sie lag zu meinen Füßen, den Kopf an mein Knie gelehnt, welches sie umfaßt hielt; ich reichte ihr die Hände, sie ergriff sie mit Wärme, küßte sie, und dann sah' sie mich an; sie küßte dieselben noch einmal, und sah' mich wieder an; ich hob sie

auf.

auf. Sie wankte, sie hatte Mühe zu gehen; ich führte sie zu ihrer Zelle zurück. Als ihre Thür geöfnet war, nahm sie mich bey der Hand, und zog mich sanft, damit ich hineintrette, doch ohne zu sprechen und ohne mich anzusehen. Nein, sagte ich zu ihr, liebe Mutter, nein, ich hab' es mir versprochen; es ist beßer für Sie und für mich; ich nehme einen zu großen Plaz in Ihrem Herzen ein, das wird alles Gott entzogen, dem Sie es ganz schuldig sind. — Und Sie können mir das vorwerfen? . . . — Ich suchte, während ich mit ihr sprach, meine Hand von der ihrigen loszumachen. — Sie wollen also nicht hinein kommen? sagte sie zu mir. — Nein, liebe Mutter, nein. — Sie wollen es nicht; Susanne, Sie wißen nicht, was daraus entstehen kann, nein, Sie wißen es nicht: Sie werden mich töden. . . . — Diese letzten Worte flößten mir eine, derjenigen, welche sie sich vorgesetzt hatte, ganz entgegengesetzte Empfindung ein; ich zog meine Hand mit Heftigkeit

zurück, und flohe davon. Sie wandte sich um, sahe mir einige Schritte nach, gieng dann in ihre Zelle, deren Thür offen blieb, und brach in die schmerzlichsten Klagen aus. Ich hörte sie, sie durchdrangen mich; ich war einen Augenblick unentschloßen, ob ich mich weiter entfernen oder zurückkehren sollte; indeßen machte, ich weiß nicht was für eine Regung von Abscheu, daß ich mich entfernte, doch nicht ohne durch den Zustand zu leiden, worin ich sie zurückließ; ich bin von Natur mitleidig. Ich verschloß mich auf mein Zimmer, ich fühlte mich da in einem unbehaglichen Zustand, ich wußte nicht was anfangen; unruhig und zerstreut lief ich einigemal in die Länge und in die Quere herum; ich gieng hinaus und wieder hinein; endlich klopfte ich an der Thür meiner Nachbarin Therese. Sie war in vertraulicher Unterredung mit einer andern jungen Nonne, einer von ihren Freundinnen; ich sagte zu ihr: Liebe Schwester, es thut mir leid, Sie zu unterbrechen,

aber ich bitte Sie, mich einen Augenblik anzuhören, ich habe Ihnen etwas zu sagen. . . . Sie folgte mir auf mein Zimmer, und ich sprach zu ihr: Ich weiß nicht, was unsrer Mutter Vorsteherin fehlt, sie ist ganz trostlos; wenn Sie zu ihr giengen, vielleicht könnten Sie sie beruhigen. . . . Sie antwortete nichts, sie ließ ihre Freundin auf ihrer Zelle, schloß die Thür, und eilte zu unsrer Vorsteherin.

Indeßen nahm das Uebel dieser Frau mit jedem Tage zu; sie ward melancholisch und ernsthaft; die Frölichkeit, welche seit meiner Ankunft in dem Hause nie aufgehört hatte, verschwand plötzlich; alles trat in die strengste Ordnung zurück; der Gottesdienst wurde mit der geziemenden Würde gehalten; das Sprachzimmer war für Fremde beynahe ganz verschloßen; den Nonnen verboten, einander oft zu besuchen; die Uebungen wurden wieder mit der pünktlichsten Genauigkeit vorgenommen; keine Aßembleen bey der Vorsteherin, keine Zwischenmalzeiten mehr; die klein-

sten Fehler wurden strenge bestraft; man wendete sich noch zuweilen an mich um Begnadigung zu erlangen, aber ich schlug es schlechterdings ab, darum anzuhalten. Jedermann wußte die Ursache dieser Revolution; die Alten sahen sie nicht ungern; die Jungen waren in Verzweiflung darüber, sie sahen mich mit scheelen Augen an; ich meines Theils, über mein Betragen ruhig, bekümmerte mich weder um ihre üble Laune noch um ihre Vorwürfe.

Diese Vorsteherin, welcher ich eben so wenig helfen, als ihr mein Mitleiden versagen konnte, gieng stuffenweise von der Melancholie zur Frömmigkeit, von der Frömmigkeit zum Wahnsinn über. Ich will den Gang, den sie dabey nahm, nicht Schritt für Schritt verfolgen, denn dies würde mich in unendliche Weitläufigkeiten verwickeln; ich sage Ihnen also nur, daß sie mich, in ihrem ersten Zustand, bald suchte, bald vermied; uns, mich und andre, zuweilen mit ihrer gewohnten Güte behandelte; zuweilen plötz-

lich zu der unmäßigsten Strenge übergieng. Sie berief uns, und schickte uns wieder zurück; sie gestattete eine Erholung und widerrief einen Augenblick nachher ihre Befehle; sie ließ läuten, um auf's Chor zu gehen, und wenn alles sich in Bewegung setzte, ihr zu gehorchen, so schloß ein zweyter Glockenschlag die Schwesterschaft wieder auf ihre Zellen ein. Es ist nicht leicht, sich die unruhige Lebensart, die man führte, vorzustellen; der Tag wurde zugebracht hin und her zu laufen, sein Brevier zu nehmen und es wegzulegen, hinauf und hinunter zu gehen, seinen Schleyer niederzulaßen oder ihn aufzuheben. Die Nacht war beynahe eben so wenig ruhig als der Tag.

Einige Nonnen wendeten sich an mich, und suchten mir zu verstehen zu geben, daß, bey einiger mehrern Gefälligkeit und Achtung für die Vorsteherin, alles wieder in Ordnung, sie hätten sagen sollen in die gewohnte Unordnung, kommen würde; ich antwortete ihnen traurig:

Ich beklage Sie, aber sagen Sie mir deutlich, was ich denn thun soll...... Die einen ließen den Kopf hängen, und giengen weg, ohne mir zu antworten; andre ertheilten mir Rathschläge, die ich unmöglich mit denen unsers Beichtvaters zusammenreimen konnte; ich meine den, welchen man zurückberufen hatte, denn seinen Nachfolger hatten wir noch nicht gesehen.

Die Vorsteherin gieng bey Nacht nicht mehr aus der Zelle; es verfloßen ganze Wochen, ohne daß sie sich weder bey einem Amt, noch auf dem Chor, noch im Refektorium, noch bey den Erholungen zeigte; sie blieb auf ihrem Zimmer eingeschloßen; sie irrte in den Klostergängen herum oder gieng in die Kirche hinunter; sie pochte an den Thüren der Nonnen, und sagte mit einer klagenden Stimme zu ihnen: Schwester N. N. beten Sie für mich; Schwester N. N. beten Sie für mich. Das Gerücht sagte, sie bereite sich zu einer allgemeinen Beichte vor.

Eines Tages, als ich zuerst in die Kirche hin-

unter kam, sah ich ein Papier an den Vorhang des Gitters geheftet; ich gieng hinzu und las: „Liebe Schwestern, man fordert Sie auf für ei„ne Nonne zu beten, welche sich von ihren Pflich„ten verirrt hat, und zu Gott zurückkehren „will„ . . . . . Ich war in Versuchung dieses Papier wegzureißen, doch ließ ich es. Einige Tage nachher war ein andres da, worauf man geschrieben hatte: „Liebe Schwestern, Sie wer„den gebeten die Barmherzigkeit Gottes für eine „Nonne anzuflehen, welche ihre Verirrungen er„kannt hat; sie sind groß„ . . . . . An einem andern Tag las man folgende Aufforderung: „Liebe Schwestern, bitten Sie Gott, daß er ei„ne Nonne vor der Verzweiflung rette, welche „alles Zutrauen auf die göttliche Barmherzigkeit „verloren hat„ . . . . .

Alle diese Aufforderungen, worin sich die abwechselnden Qualen dieser unglücklichen Seele abmalten, machten mich äußerst traurig. Es geschah' einmal, daß ich wie eine Bildsäule vor ei-

nem dieser Zettel stehen blieb; ich hatte mich selbst gefragt, was das für Verirrungen wären, worüber sie sich anklage; woher die Bangigkeiten dieser Frau kämen, was für Verbrechen sie sich vorzuwerfen hätte; die Ausrufungen des Beichtvaters fielen mir wieder bey, ich erinnerte mich seiner Ausdrücke, ich suchte einen Sinn in denselben, ich fand keinen, und blieb so ganz in mich selbst vertieft. Einige Nonnen, welche mich ansahen, sprachen unter sich, und wenn ich mich nicht irrte, so betrachteten sie mich als eine Person, die in Kurzem von den gleichen Schrecken bedrohet seyn würde.

Jene arme Vorsteherin zeigte sich nie anders als verschleyert; sie nahm sich der Geschäfte des Hauses nicht mehr an; sie hatte häufig Conferenzen mit dem neuen Beichtvater, welchen man uns gegeben hatte: Es war ein junger Benediktiner. Ich weiß nicht ob er ihr alle die Züchtigungen auferlegt hatte, denen sie sich unterzog; sie fastete drey Tage in der Woche, sie kasteyete sich,

sie hörte den Gottesdienst in den untern Stühlen an: Man mußte vor ihrer Thüre vorbey in die Kirche gehen; dort fanden wir sie, mit dem Gesicht auf dem Boden liegend, niedergeworfen, und sie stand nicht auf bis niemand mehr da war. Bey Nacht gieng sie im Hemde, mit bloßen Füßen, hinunter; wenn Therese oder ich ihr von ungefehr begegneten, so kehrte sie sich um und wandte das Gesicht gegen die Mauer. Eines Tages, als ich aus meiner Zelle kam, fand ich sie, mit ausgebreiteten Armen und ihr Antlitz gegen die Erde gekehrt, da liegen, und sie sagte zu mir: Nur zu, gehen Sie zu, treten Sie mich mit Füßen, ich verdiene keine beßre Behandlung.

Während dieser Krankheit, die ganze Monate hindurch dauerte, hatten die übrigen Schwestern Zeit, sich in der Geduld zu üben, und einen Haß gegen mich zu faßen. Ich werde Ihnen die unangenehme Lage einer Nonne, die in ihrem Kloster verhaßt ist, nicht noch einmal schil-

dern, sie kann Ihnen itzt nicht mehr fremd seyn. Nach und nach fühlte ich die Abneigung gegen meinen Stand wieder erwachen. Diese Abneigung und meine Leiden schüttete ich in den Busen des neuen Beichtvaters aus; er heißt Dom Morel, und ist ein Mann von einem feurigen Charakter; er rückt gegen die Vierzig. Er schien mich mit Aufmerksamkeit und Theilnahme anzuhören; er verlangte die Geschichte meines Lebens zu wißen; ich mußte mich selbst auf die kleinsten Umstände einlaßen, über meine Familie, meine Neigungen, meinen Charakter; über die Klöster, wo ich gewesen war; über das, wo ich mich itzt befand, und über alles, was zwischen meiner Vorsteherin und mir vorgegangen war. Ich verhehlte ihm nichts. Er schien auf das Betragen der Vorsteherin gegen mich nicht die gleiche Wichtigkeit zu legen, wie Pater Lemoine; kaum fand er es der Mühe werth darüber einige Worte fallen zu laßen; er sah diese Sache als beendiget an. Weit stärkern Eindruck machten

meine geheimen Gesinnungen über das Klosterleben auf ihn. In eben dem Maaße, wie ich mich ihm entdeckte, nahm auch sein Zutrauen gegen mich zu; wenn ich ihm beichtete, so vertraute er sich mir an; was er mir von seinen Leiden sagte, hatte die vollkommenste Aehnlichkeit mit den meinigen; er war wider Willen in's Kloster gegangen, er fühlte die gleiche Abneigung gegen seinen Stand, und war nicht weniger zu beklagen als ich. Aber, liebe Schwester! setzte er hinzu, was ist zu thun? Es giebt nur ein Hülfsmittel; nämlich daß wir uns unsern Zustand so erträglich machen, als es nur immer seyn kann. Dann ertheilte er mir einige Rathschläge, die er für sich befolgte; sie waren vernünftig. Auf die Art, fuhr er fort, entgehet man dem Kummer nicht; man faßt nur den Entschluß, ihn zu ertragen. Klosterleute sind nur in so fern glücklich als sie sich ihr Kreuz vor Gott zum Verdienst machen; alsdann freuen sie sich darüber, sie gehen den Leiden gleichsam entgegen; je bittrer

und häufiger sie sind, desto glücklicher preisen sie sich; sie vertauschen ihr gegenwärtiges Glück gegen ein zukünftiges; sie sichern sich dieses durch eine freywillige Aufopferung von jenem. Wenn sie viel gelitten haben, so sprechen sie zu Gott: Amplius, domine! Herr, noch mehr . . . Und oft wird diese Bitte von Gott erhört. Aber wenn jene Leiden Ihnen und mir so gut als diesen zu Theil wurden, so können wir uns nicht die gleiche Belohnung versprechen; es fehlt uns gerade an dem, was denselben allein Werth geben würde, an Ergebung; es ist traurig. Ach! wie werde ich Ihnen eine Tugend einflößen können, die Ihnen mangelt, und die ich nicht besitze? Indessen setzen wir uns ohne sie der Gefahr aus, in einem andern Leben verloren zu gehen, nachdem wir in dem gegenwärtigen sehr unglücklich waren. Mitten unter Pönitenzübungen ziehen wir uns beynahe eben so gewiß die Verdammniß zu, als die Weltleuthe unter ihren Belustigungen; wir versagen uns, sie ge-

nießen, und nach diesem Leben warten die gleichen Strafen auf uns. Wie traurig ist der Zustand eines Mönchs, einer Nonne, die nicht berufen sind! Indeßen ist das unser Fall, und wir können es nicht ändern. Man hat uns mit schweren Ketten beladen, die wir immer zu schütteln verurtheilt sind, ohne die geringste Hofnung sie zu zerbrechen; wir wollen uns Mühe geben, liebe Schwester! sie fortzuschleppen. Gehen Sie, ich werde Sie wieder sehen.

Einige Tage nachher kam er abermal; ich sah ihn im Sprachzimmer, ich prüfte ihn genauer. Er vertraute mir seine übrige Geschichte an, ich ihm eine Menge einzelner Umstände aus der meinigen, wodurch zwischen uns beyden eben so viele Berührungs = und Aehnlichkeits = Punkte entstanden; er hatte beynahe die gleichen häuslichen und klösterlichen Verfolgungen erlitten. Ich bemerkte nicht, daß die Schilderung seines Widerwillens eben nicht geschickt war, den meinigen zu vertreiben; indeßen wurde doch diese

Wirkung bey mir hervorgebracht, und ich glaube daß die Beschreibung des meinigen bey ihm den gleichen Erfolg hatte. Vermittelst dieser doppelten Aehnlichkeit des Charakters und der Schicksale gefielen wir einander immer besser, je öftrer wir uns sahen; die Geschichte seiner wichtigsten Perioden war die Geschichte der meinigen; die Geschichte seiner Empfindungen die Geschichte der meinigen, die Geschichte seines Geistes die Geschichte des meinigen.

Nachdem wir uns lange über uns selbst unterhalten hatten, sprachen wir auch von andern, und vorzüglich von der Vorsteherin. Seine Eigenschaft als Beichtvater machte ihn sehr zurückhaltend; indeßen merkte ich aus seinen Reden, daß die gegenwärtige Stimmung dieser Frau nicht fortdauern würde; daß sie, aber vergeblich, mit sich selbst kämpfte, und daß von zwey Sachen eine geschehen würde: Entweder werde sie unverzüglich wieder auf ihre vorigen Neigungen verfallen, oder den Verstand verlieren. Ich war

äußerst neugierig, mehr zu erfahren; es wäre ihm leicht gewesen, mir über Fragen, die ich mir selbst gemacht und nie hatte beantworten können, Licht zu geben, aber ich unterstand mich nicht, sie ihm vorzulegen; ich wagte nur mich zu erkundigen, ob er den Pater Lemoine kenne? — Ja, sagte er zu mir, ich kenne ihn; er ist ein Mann von Verdiensten, von großen Verdiensten. — Wir haben ihn hier vor Kurzem verloren. — Ich weiß es. — Könnten Sie mir nicht sagen, wie das zugegangen ist? — Es würde mir leid thun, wenn es ruchtbar würde. — Sie dürfen auf meine Verschwiegenheit zählen. — Man hat, glaube ich, an den Erzbischof gegen ihn geschrieben. — Und was konnte man vorbringen? — Er wohne zu weit von dem Kloster entfernt; man habe ihn nicht, wann man wolle; er sey zu streng in seiner Moral; man habe einigen Grund, ihn im Verdacht von Neuerungen zu halten; er stifte Zwietracht in dem Haus, und entferne das Herz der Nonnen von ihrer

Vorsteherin. — Und woher wißen Sie das? — Von ihm selbst. — Sie sehen ihn also? — Ja, ich sehe ihn; er hat einige mal mit mir von Ihnen gesprochen. — Was hat er Ihnen gesagt? — Sie wären zu beklagen; er begreife nicht, wie Sie allen Ihren bisherigen Leiden hätten widerstehen können; er habe zwar nur ein oder zweymal Gelegenheit gehabt mit Ihnen zu sprechen; aber er glaube nicht, daß es Ihnen möglich seyn werde, sich jemals mit dem Klosterleben auszusöhnen; er sey Willens gewesen . . . Hier hielt er auf einmal inne, und ich sagte: Was war er Willens? — Das sind Umstände, antwortete Dom Morel, die mir zu sehr im Vertrauen mitgetheilt wurden, als daß es mir freystühnde, noch mehr zu sagen. — Ich drang nicht weiter in ihn, und setzte nur hinzu: Es ist wahr, der Pater Lemoine hat mir Abneigung gegen meine Vorsteherin eingeflößt. — Er hat wohl gethan. — Und warum? — Meine Schwester, antwortete er mir, indem er eine ernst-

hafte

hafte Mine annahm, halten Sie sich an seinen Rath, und trachten Sie, daß Ihnen der Grund desselben Ihr ganzes Leben hindurch unbekannt bleibe. — Aber mich dünkt, wenn ich die Gefahr kennte, so würde ich desto aufmerksamer seyn, sie zu vermeiden. — Vielleicht auch gerade das Gegentheil. — Sie müßen eine sehr schlechte Meinung von mir haben. — Ich halte von Ihren Sitten und von Ihrer Unschuld, was ich davon halten soll; aber glauben Sie mir, es giebt schädliche Einsichten, welche Sie nicht erlangen könnten, ohne dabey zu verlieren. Ihre Unschuld selbst ist es, was Ihrer Vorsteherin Ehrfurcht einflößte; bey mehr Kenntniß würde sie weniger Achtung gegen Sie bewiesen haben. — Ich verstehe Sie nicht. — Desto beßer. — Aber was können die Vertraulichkeit und die Liebkosungen eines Frauenzimmers Gefährliches für ein anderes Frauenzimmer haben? — Keine Antwort von Seite Dom Morels. — Bin ich nicht eben die, welche ich bey meinem Eintritt

in dieses Haus war? — Keine Antwort von Seite Dom Morels. — Würde ich nicht dieselbe geblieben seyn? Was ist denn Schlimmes daran, sich zu lieben, es sich einander zu sagen, einander Beweise davon zu geben? Es ist etwas so süßes! — Das ist wahr, sagte Dom Morel, indem er die Augen gegen mich aufschlug, welche er, so lang ich sprach, immer auf den Boden geheftet hatte. — Und ist das etwa so was Gewöhnliches in Nonnenklöstern? Meine arme Vorsteherin! In welchen Zustand ist sie gesunken! — Er ist traurig, und ich befürchte sehr, er werde sich noch verschlimmern. Sie war nicht für ihren Stand gemacht; und sehen Sie, was bald oder spät daraus erfolgt; wenn man sich dem allgemeinen Trieb der Natur entgegensetzt, so verleitet sie dieser Zwang zu unregelmäßigen Neigungen, die desto ungestümmer sind, je weniger sie einen Grund haben; es ist eine Art von Narrheit. — Ist sie verrückt? — Ja, sie ist es, und wird es noch mehr werden. — Und

Sie glauben, dieses Loos warte auf alle die, welche sich in einem Stand befinden, zu dem sie nicht berufen waren? — Nicht auf alle! Es giebt welche, die früher sterben; es giebt welche, deren biegsamer Charackter sich zuletzt fügt; andere die eine Zeitlang durch unbestimmte Hofnungen unterstützt werden. — Und was bleiben einer Nonne für Hofnungen übrig? — Was für Hofnungen? zuerst die, die Aufhebung ihrer Gelübde zu bewirken. — Und wenn man diese nicht mehr hat? — Die Hofnung, man werde einmal die Pforten offen finden; die Menschen würden einst einsehen wie thöricht es sey, junge Personen lebendig in Gräber zu verschließen, und die Klöster also aufheben; es werde Feuer in dem Haus auskommen; die Ringmauern werden einfallen; es werde sich ein Retter zeigen. Alle diese Voraussetzungen laufen durch den Kopf; man unterhält sich damit; beym Spazierengehn im Garten sieht man, ohne daran zu denken, ob die Mauern sehr hoch sind; ist man auf seiner

Zelle, so faßt man die Stangen seines Gitters, und rüttelt, in der Zerstreuung, sanft daran; hat man die Straße unter seinen Fenstern, so siehet man hin; hört man jemand vorbeygehen, so klopft das Herz, man seufzet in der Stille nach einem Befreyer; entsteht etwa ein Getümmel, so daß der Lerm davon bis ins Kloster dringt, so hoft man; man rechnet auf eine Krankheit, die einem Mann freyen Zutritt zu uns geben, oder uns nöthigen wird, in ein Bad zu gehen. — Es ist wahr, es ist wahr! rief ich; Sie lesen in dem Innersten meines Herzens; auf eben die Art habe ich mich selbst getäuscht, und täusche mich noch so. — Und wenn man durch reiferes Nachdenken von seiner Verblendung zurückkommt, (denn diese heilsamen Nebeldünste, welche das Herz dem Verstand zusendet, lösen sich von Zeit zu Zeit auf), alsdann sieht man die ganze Tiefe seines Elends, man verabscheut sich selbst, man verabscheut andre, man weint, man seufzet, man schreyt, man fühlt die Verzweiflung

herannahen. Die einen eilen dann, sich ihrer Vorsteherin zu Füßen zu werfen und bey ihr Trost zu holen; andre fallen entweder auf ihrer Zelle oder an dem Fuß des Altars nieder, und flehen den Himmel um Hülfe an; andre zerreissen ihre Kleider, und raufen sich die Haare aus; andre suchen einen tiefen Brunnen, hohe Fenster, eine Schlinge, und finden sie zuweilen; andre, nachdem sie sich lange Zeit gequält haben, sinken in eine Art von Gefühllosigkeit, und bleiben blödsinnig; andre, mit schwachen und zarten Organen, zehren sich langsam ab; es giebt solche, deren Maschine in Zerrüttung geräth, deren Einbildungskraft sich verirrt, und welche in Raserey verfallen. Die glücklichsten sind diejenigen, bey welchen eben diese heilsamen Täuschungen auf's Neue entstehen, und sie beynahe bis in's Grab einwiegen und beruhigen; ihr Leben fließt unter einem beständigen Wechsel von Wahn und Verzweiflung dahin. — Und die Unglücklichsten, setzte ich, gewiß nicht ohne einen tiefen

Seufzer hinzu, sind die, welche wechselsweise alle diese verschiedenen Zustände erfahren . . . Ach, Herr Pater, wie leid thut es mir, Sie gehört zu haben! — Und warum? — Ich kannte mich nicht, itzt kenne ich mich; meine Täuschungen werden von kürzerer Dauer seyn. In den Augenblicken. . .

Ich wollte fortfahren, als eine andre Nonne hineintrat, und hierauf eine zweyte, dann eine dritte, eine vierte, fünfte, sechste, ich weiß nicht wie viele. Die Unterhaltung wurde allgemein; die einen sahen den Beichtvater an; andre hörten ihm stillschweigend, und mit niedergeschlagenen Augen, zu; mehrere fragten ihn auf einmal, alle bewunderten die Weisheit seiner Antworten; indeßen hatte ich mich in eine Ecke zurückgezogen, wo ich mich ganz einem tiefen Nachdenken überließ. Mitten unter jenen Gesprächen, wo jede sich geltend zu machen, und, durch Darstellung ihrer vortheilhaften Seite, in den Augen des heiligen Mannes den Vorzug zu erwerben suchte, hörte man jemand mit langsa-

men Schritten herannahen, zuweilen stille stehen, und laut seufzen; man horchte, man sagte mit leiser Stimme: Sie ist es, es ist unsre Vorsteherin; dann schwieg man, und setzte sich in einen Kreis. Sie war es wirklich; sie trat hinein; ihr Schleyer fiel ihr bis auf den Gürtel herunter, ihre Arme hatte sie kreuzweis über die Brust geschlagen, und sie ließ den Kopf herabhangen. Ich wurde zuerst von ihr bemerkt; sogleich zog sie eine von ihren Händen unter dem Schleyer hervor, hielt sie vor die Augen, und kehrte sich ein wenig auf die Seite; mit der andern Hand gab sie uns allen ein Zeichen hinauszugehen; wir giengen stillschweigend, und sie blieb mit Dom Morel allein.

Ich sehe voraus, Herr Marquis, daß Sie eine schlechte Meynung von mir faßen werden; aber warum sollte ich erröthen, das zu gestehen, was ich mich nicht schämte zu thun? Und dann, wie könnte ich in dieser Erzählung eine Begebenheit unterdrücken, die nicht ohne Folgen

blieb? Laßen Sie mich Ihnen also sagen, daß mein Geist von einer ganz sonderbaren Art ist: Wenn die Gegenstände Ihre Achtung erwecken oder Ihr Mitleiden vermehren können, so schreibe ich gut oder schlecht, aber mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und Leichtigkeit; meine Seele ist heiter, der Ausdruck kommt ungesucht, meine Thränen fließen sanft, mich dünkt Sie seyen gegenwärtig, ich sehe Sie, und Sie hören mich. Bin ich hingegen gezwungen, mich Ihren Augen unter einer ungünstigen Gestalt zu zeigen, so denke ich mit Mühe; der Ausdruck verweigert sich mir, die Feder will nicht von der Stelle, selbst in den Zügen meiner Schrift ist es merklich, und ich fahre nur fort, weil ich mir heimlich mit der Hoffnung schmeichle, daß Sie diese Stellen nicht lesen werden. Hier ist eine davon:

Als unsre Schwestern alle sich entfernt hatten. . . — Nun, was thaten Sie da? — Sie errathen es nicht? Nein, Sie sind zu recht-

schaffen dazu. Ich schlich mich auf den Zehen hinunter, und stellte mich leise an die Thür des Sprachzimmers, um zu horchen, was dort geredet würde. Das ist sehr schlecht, werden Sie sagen. ... O gewiß, es ist sehr schlecht; ich sage es mir selbst, und meine Unruhe, die Vorsicht, welche ich brauchte, um nicht bemerkt zu werden, mein öftres Stillestehen, die Stimme meines Gewißens, welche mich bey jedem Schritte drang, wieder umzukehren, würden mir nicht erlauben, daran zu zweifeln; indeßen behielt Neugierde die Oberhand, und ich gieng. Aber wenn es Unrecht war, die Reden zweyer Personen, die sich allein glaubten, aufzufangen, ist es nicht noch größeres Unrecht, sie Ihnen wieder zu erzählen? Hier ist abermal eine von den Stellen, die ich schreibe, weil ich hoffe, daß Sie mich nicht lesen werden; freylich ist das nicht wahr, aber ich muß mich doch davon zu überreden suchen.

Das erste Wort, welches ich, nach einem ziem-

lich langen Stillschweigen vernahm, machte mich schaudern; es war dieses: Mein Pater, ich bin verdammt. . . . Ich faßte mich. Ich horchte; der Schleyer, welches mir bisher die ausgestandene Gefahr verhüllt hatte, zerriß — als man mir eben rief; ich mußte gehen, und gieng, aber ach! ich hatte nur zu viel gehört. Welch' ein Weib, Herr Marquis, welch' ein abscheuliches Weib!

* *

Hier sind die Memoiren der Schwester Susanne abgebrochen; das, was folgt sind nur Anzeichnungen deßen, wovon sie wahrscheinlich im Verfolg ihrer Erzählung Gebrauch machen wollte. Es scheint, daß ihre Vorsteherin den Verstand verlor, und daß die folgenden Fragmente eben auf ihren unglücklichen Zustand Beziehung haben.

* *

Nach dieser Beichte hatten wir einige heitre Tage. Die Freude kommt wieder in unsre Gesellschaft zurück, und man macht mir Complimente darüber, die ich mit Unwillen zurückweise.

Sie floh mich nicht mehr, sie sah' mich an; aber meine Gegenwart schien sie nicht mehr zu beunruhigen. Ich suchte ihr den Abscheu zu verbergen, welchen sie mir einflößte, seitdem ich sie durch eine glückliche oder fatale Neugierde beßer kennen gelernt hatte.

Bald wurde sie still; sie spricht nichts mehr als ja oder nein; sie geht einsam herum, sie entzieht sich die Nahrung, ihr Blut wird entzündet, das Fieber befällt sie, und auf das Fieber folgt Wahnsinn.

Allein auf ihrem Bette sieht sie mich, spricht mit mir, heißt mich ihr nahen, richtet die zärtlichsten Reden an mich. Hört sie jemand vor ihrem Zimmer herumgehen, so schreyet sie: Sie ists, die vorbeygeht, es ist ihr Gang, ich kenne ihn. Man rufe sie . . . Nein, nein, laßt sie nur.

Etwas Besonderes ist, daß sie sich nie irrte und eine andre für mich nahm.

Sie lachte laut auf, den Augenblick nachher

brach sie in Thränen aus. Unsre Schwestern umringten sie stillschweigend, und einige weinten mit ihr.

Auf einmal sagte sie: Ich bin nicht in der Kirche gewesen, ich habe nicht gebetet. . . . Ich will dieses Bett verlaßen, ich will mich ankleiden, man kleide mich an. . . . Wenn man das nicht zugeben wollte, so setzte sie hinzu: Gebt mir wenigstens mein Brevier. . . Man gab es ihr, sie schlug es auf, kehrte mit dem Finger die Blätter um, und fuhr damit fort, selbst als keine mehr übrig blieben; indeßen schweiften ihre Augen unstät herum.

In einer Nacht gieng sie allein in die Kirche hinunter, einige von unsern Schwestern folgten ihr; sie warf sich auf die Stuffen des Altars, sie fieng an zu ächzen, zu seufzen, ganz laut zu beten; sie gieng hinaus und kam wieder zurück; sie sagte: Man hole sie, sie ist eine so reine Seele! sie ist ein so unschuldiges Geschöpf! Wenn sie ihr Gebet mit dem meinigen vereinigte. . . .

Dann redete sie die ganze Schwesterschaft an, und schrie, indem sie sich gegen die leeren Stühle wandte: Gehet hinaus, gehet alle hinaus; sie soll allein bey mir bleiben. Ihr seyt nicht werth ihr zu nahen; wenn eure Stimmen sich mit der ihrigen vermischten, so würde euer unheilige Weihrauch dem lieblichen Geruch des ihrigen vor Gott schaden. Man entferne sich, man entferne sich. . . . Dann ermahnte sie mich, den Himmel um Hülfe und Vergebung anzuflehen. Sie sah Gott; der Himmel schien ihr, von beständigen Blitzen erleuchtet, sich zu öfnen und der Donner über ihrem Haupte zu rollen; Engel kamen im Zorn herab; sie zitterte vor den Blicken der Gottheit; sie lief auf alle Seiten, sie versteckte sich in dunkle Winkel der Kirche, sie flehte um Barmherzigkeit, sie legte das Gesicht auf die Erde, sie verfiel in einen Schlummer; die feuchte Kühle des Orts hatte sie überwältiget, man trug sie wie todt auf ihre Zelle.

Von dieser schreckenvollen nächtlichen Scene

wußte sie den folgenden Tag nichts. Sie sagte: Wo sind unsre Schwestern? Ich sehe niemand mehr, ich bin allein in diesem Haus zurückgeblieben; sie haben mich alle verlaßen, und Therese auch; sie haben wohl gethan. Da Susanne nicht mehr hier ist, so kann ich hinausgehen, ich werde ihr nicht begegnen. . . Ach! wenn ich sie anträfe! Aber sie ist nicht mehr hier, nicht wahr? Nicht wahr, sie ist nicht mehr hier? . . . Glükliches Haus, das sie besitzt! Sie wird ihrer neuen Vorsteherin alles sagen; was wird man von mir denken? . . . Ist Therese gestorben? Ich hörte die ganze Nacht die Todtenglocke läuten. . . Das arme Mädchen! sie ist auf immer verloren; und ich bin es! Ich bin es! . . . Einmal wird man mich neben sie hinstellen, was soll ich ihr sagen? Was soll ich ihr antworten? . . . Wehe ihr! Wehe mir!

In einem andern Augenblick sprach sie: Sind unsre Schwestern zurückgekommen? Saget ihnen, ich sey sehr krank. . . Leget mein Kopf-

küßen höher. . . . Schnürt mich auf. . . Ich fühle hier etwas Drückendes. . . . Der Kopf brennt mir, nehmt mir diese Haube weg. . . Ich will mich waschen. . . Bringet mir Waßer; gießet, gießet noch mehr. . . Sie sind rein, aber die Fleken der Seele sind geblieben. . . . Ich wollte, ich wäre todt; ich wollte, ich wäre nie geboren, ich würde sie nie gesehen haben.

Einst fand man sie des Morgens, mit nakten Füßen, im Hemde, mit unordentlich herumfliegenden Haaren, heulend und schäumend in ihrer Zelle herumlaufen; sie hielt ihre Ohren mit den Händen zu, hatte die Augen geschlossen, und drückte den Leib gegen die Wand. . . Entfernt euch von jenem Abgrund; hört ihr dieses Geschrey? Das ist die Hölle; ich sehe Feuer aus diesem tiefen Schlund hervorwallen; mitten aus dem tiefen Feuer höre ich vermischte Stimmen, welche mich zu sich rufen. . . Mein Gott, erbarme dich meiner! . . . Geht geschwind, läutet, versammelt die ganze Gemeine; sagt, man

soll für mich beten; ich will auch beten. . . Aber der Tag ist kaum angebrochen, unsre Schwestern schlafen. . . Ich habe die Nacht durch kein Auge geschloßen; ich möchte schlafen, und kann nicht.

Eine meiner Schwestern sagte zu ihr: Madame, Sie haben etwas, das Sie bekümmert; vertrauen Sie es mir an, vielleicht werden Sie dadurch erleichtert. — Schwester Agathe, hören Sie, nähern Sie sich mir . . . kommen Sie näher . . . noch näher . . . es muß uns niemand hören. Ich will alles entdecken, alles; aber behalten Sie es bey sich . . . Haben Sie sie gesehen? — Wen, Madame? — Ist es nicht wahr, daß ihr niemand an Annehmlichkeit gleicht? Wie sie einhertritt! Welcher Anstand! Welcher Adel! Welche Bescheidenheit! . . . Gehen Sie zu ihr, sagen Sie ihr . . . Ach, nein! sagen Sie ihr nichts, gehen Sie nicht . . . Sie könnten ihr nicht nahen, die Engel des Himmels schützen sie; sie wachen um sie her, ich habe dieselben ge-

sehen;

sehen; Sie würden sie auch sehen, Sie würden wie ich darüber erschrecken. Bleiben Sie ... Wenn Sie giengen, was wollten Sie ihr sagen? Erfinden Sie etwas, worüber Sie nicht erröthen darf... — Aber, Madame, wenn Sie unsern Beichtvater zu Rathe zögen. — Ja, ja freylich.... Nein, nein, ich weiß was er mir sagen wird; ich habe es so oft gehört... Wovon soll ich ihn unterhalten? ... Ach, könnt' ich das Gedächtniß verlieren! — Könnt' ich in das Nichts zurückkehren, oder aufs Neue geboren werden! ... Rufen Sie den Beichtvater nicht. Ich wollte lieber, man läse mir die Leidensgeschichte unsers Herrn Jesu Christi. Lesen Sie... Ich fange an freyer zu athmen... Es braucht nur einen Tropfen dieses Bluts, um mich zu reinigen... Sehen Sie, es strömt heiß aus seiner Seite... Neigen Sie diese heilige Wunde auf mein Haupt... Sein Blut fließt auf mich und haftet nicht an mir... Ich bin verloren! ... Nehmen Sie dieses Cruzifix

weg. . . Bringen Sie es mir wieder. . . Man brachte es ihr, sie schloß es in ihre Arme, sie küßte es allenthalben, und sezte hierauf hinzu: Das sind ihre Augen, das ist ihr Mund; wann werde ich sie widersehen? . . Schwester Agathe, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe; schildern Sie ihr meinen Zustand, sagen Sie ihr, daß ich Sie liebe; schildern Sie ihr meinen Zustand; sagen Sie ihr, daß ich sterbe.

Man ließ ihr zur Ader, man gab ihr Bäder, aber die Gegenmittel schienen ihr Uebel nur zu vermehren. Ich wage es nicht, Ihnen alle die unanständigen Handlungen, welche sie that, zu beschreiben, oder Ihnen alle die schändlichen Reden zu wiederholen, welche ihr im Wahnsinn entfielen. Jeden Augenblick legte sie die Hand an ihre Stirn, um gleichsam überlästige Ideen, Bilder, was weiß ich; was für Bilder! zu entfernen. Sie verbarg den Kopf in das Bett, sie verhüllte mit den Leintüchern das Gesicht. Das ist der Versucher, sagte sie, er ist es!

Welche seltsame Gestalt er angenommen hat! Nehmet Weihwaßer; besprengt mich mit Weihwaßer. . . Höret auf, höret auf, er ist nicht mehr da.

Man säumte nicht, sie an einen abgesönderten Ort zu bringen; aber ihr Gefängniß wurde nicht so sorgfältig bewacht, daß es ihr nicht einmal gelungen wäre daraus zu entwischen. Sie hatte ihre Kleider zerrißen, sie lief ganz nakend durch die Klostergänge; nur zwey Enden eines zerrißenen Strickes hiengen über ihre beyden Arme herab; sie schrie: Ich bin eure Vorsteherin, ihr habt mir alle den Eid geschworen, man gehorche mir. Ihr habt mich eingesperrt, Unglückliche! Ist das der Lohn für meine Güte? ihr beleidiget mich, weil ich zu gut bin; ich werde es nicht mehr seyn . . . Feuer! . . . Mord! . . . Räuber! . . . . Kommt mir zu Hülfe! Zu Hülfe, Therese . . . . Zu Hülfe Susanne! . . . Indeßen hatte man sich ihrer bemächtigt, man führte sie in ihr Gefängniß zurück, und sie

sagte: Ihr habt Recht, ach! ich bin wahnsinnig geworden, ich fühle es.

Zuweilen schien sie der Anblick verschiedener Strafen zu quälen; sie sah Frauenspersonen mit einem Strick um den Hals, oder die Hände auf den Rücken gebunden; sie sah' andre, mit Kerzen in der Hand; sie vereinigte sich mit solchen, welche Kirchenbuße thaten; sie glaubte man führe sie zum Tod, sie sagte zum Scharfrichter: Ich habe mein Schicksal verdient, aber suchet mich nicht lange leiden zu laßen . . . . Ich sage hier nichts, als was wahr ist, und anderes eben so wahres, was ich noch zu sagen hätte, fällt mir nicht mehr bey, oder ich würde mich schämen, diese Papiere damit zu besudeln.

Nachdem sie mehrere Monate in diesem beklagenswürdigen Zustande verlebt hatte, so starb sie. Welch' ein Tod, Herr Marquis! ich sah sie, ich sah das schreckliche Bild der Verzweiflung und des Lasters in ihrer letzten Stunde; sie glaubte sich von höllischen Geistern umgeben; sie warteten

auf ihre Seele, sich ihrer zu bemächtigen; sie sagte mit erstickter Stimme: Da sind sie! Da sind sie! .... Sie streckte ihnen rechts und links ein Cruzifix entgegen, welches sie in der Hand hielt; sie heulte, sie schrie: Mein Gott! .... Mein Gott! .... Die Schwester Therese folgte ihr bald nach, und wir hatten eine andre Vorsteherin, alt, voll übler Laune und Aberglauben.

Man beschuldiget mich, ihre Vorgängerin bezaubert zu haben; sie glaubt es, und meine Kränkungen erneuern sich. Der neue Beichtvater wird auf gleiche Art von seinen Obern gequält, und beredet mich, aus dem Kloster zu entfliehen.

Der Plan zu meiner Flucht ist gemacht. Ich begebe mich zwischen eilf Uhr und Mitternacht in den Garten. Man wirft mir Stricke zu, ich befestige sie um mich, sie zerreißen, und ich falle; die Haut an meinen Beinen ist abgestreift, und ich habe eine starke Quetschung an der Seite. Ein zweyter, ein dritter Versuch bringt

mich oben auf die Mauer; ich laße mich hinunter, wie groß ist meine Bestürzung! anstatt einer Postchaise, die mich, wie ich hoffte, erwartete, fand ich eine elende Miethkutsche. Und so befinde ich mich mit einem jungen Benediktiner auf dem Weg nach Paris. Ich merkte bald an dem unanständigen Ton, welchen er annahm, und an den Freiheiten, die er sich erlaubte, daß man mir keine von den verabredeten Bedingungen hielt; itzt sehnte ich mich nach meiner Zelle zurück, und fühlte alles Schreckliche meiner Lage.

Hier sollt' ich die Scene in der Miethkutsche schildern? Welch' ein Auftritt! Welch' ein Mensch! Ich schreye, der Kutscher kommt mir zu Hülfe. Heftiger Zank zwischen ihm und dem Mönch.

Ich komme in Paris an. Die Kutsche hält in einer engen Gasse, vor einer kleinen, schmalen Thür, die sich in einen finstern, unreinlichen Gang öfnete. Die Frau vom Hause kam mir entgegen, und wies mir, in dem obersten Stock-

werk, ein kleines Zimmer an, wo ich so ziemlich die nothwendigen Meublen fand. Ich erhalte Besuche von der Bewohnerin der ersten Etage. Sie sind jung; die Zeit muß Ihnen lange werden, Mademoiselle. Kommen Sie zu mir hinunter; Sie werden dort gute Gesellschaft von Herren und Frauenzimmern antreffen, die nicht alle so liebenswürdig, aber beynahe so jung sind als Sie. Man schwatzt, man spielt, man singt, man tanzt; wir verbinden alle Arten von Belustigungen mit einander. Wenn Sie allen unsern Cavalieren den Kopf verdrehen, so schwöre ich Ihnen, unsre Damen werden darüber weder eifersüchtig noch ungehalten seyn. Kommen Sie, Mademoiselle . . . . Diejenige, welche mir das sagte, war von einem gewissen Alter; sie hatte einen zärtlichen Blick, eine angenehme Stimme, und etwas sehr Einnehmendes in ihren Reden.

Ich brachte vierzehn Tage in diesem Hause zu, allen Zudringlichkeiten meines treulosen Entführers und allen geräuschvollen Auftritten eines

verdächtigen Orts ausgesetzt, und lauerte jeden Augenblick auf eine Gelegenheit zu entfliehen.

Endlich fand ich sie einmal; es war schon ziemlich in der Nacht; wär' ich in der Nähe meines Klosters gewesen, ich würde dahin zurückgekehrt seyn. Ich laufe, ohne zu wißen, wohin. Ich werde von Männern angehalten; Schrecken befällt mich. Ohnmächtig von Ermüdung, sinke ich bey dem Laden eines Lichtziehers auf die Schwelle hin, man leistet mir Hülfe; ich komme wieder zu mir selbst, und finde mich auf einem Bette liegend, und von verschiedenen Personen umgeben. Man fragt mich, wer ich sey; ich weiß nicht, was ich antwortete. Man gab mir die Magd vom Hause mit, mich zu führen; ich nahm ihren Arm, und wir giengen. Wir hatten bereits eine beträchtliche Strecke Weges zurückgelegt, als dieses Mädchen zu mir sagte: Mademoiselle, vermuthlich wißen Sie, wo wir hingehen? — Nein, mein Kind; ich denke, in's Armenhaus. — In's Armenhaus! sind Sie denn

ohne eine Herberge? — Ach! Ja. — Was haben Sie gethan, daß man Sie um diese Zeit fortgejagt hat? Aber da sind wir an der St. Catharinen-Pforte; wir wollen sehen, ob man uns noch aufmacht; auf alle Fälle seyn Sie ohne Sorgen, Sie müßen nicht auf der Straße bleiben, Sie sollen bey mir schlafen.

Ich komme zu dem Lichtzieher zurück. Entsetzen der Magd, da sie die Haut an meinen Füßen abgestreift siehet; eine Folge des Falls, den ich bey meiner Flucht aus dem Kloster gethan hatte. Ich bringe die Nacht dort zu. Den folgenden Tag gegen Abend gehe ich wieder nach St. Catharina; ich bleibe drey Tage daselbst, nach deren Verfluß man mir ankündigt, ich müße entweder in das große Hospital gehen, oder die erste Stelle, die sich anbiete, übernehmen.

Gefahr, der ich in St. Catharina durch Manns- und Weibspersonen ausgesetzt war. Denn von hier aus, wie man mir seitdem gesagt hat, versorgen sich die Wüstlinge und die Matronen der Stadt.

Die Aussicht auf Elend konnte den groben Verführungen, denen ich mich hier blosgestellt sah' keine größre Kraft ertheilen. Ich verkaufe meine Geräthschaft, und wähle solche, die meinem Stand angemeßener ist.

Ich gehe bey einer Wäscherin in Dienst, bey der ich itzt wirklich bin. Ich bekomme die Wäsche, und biegle sie; mein Tagwerk ist mühsam, ich habe schlechte Nahrung, schlechtes Logis, schlechtes Lager, werde aber dagegen mit Menschlichkeit behandelt. Der Mann ist Kutscher bey einer Herrschaft; seine Frau ist ein wenig auffahrend, aber übrigens gut. Ich würde mit meinem Loos ziemlich zufrieden seyn, wenn ich nur hoffen dürfte, deßelben ruhig zu genießen.

Ich habe gehört, daß die Polizey sich meines Entführers bemächtiget, und ihn den Händen seiner Obern ausgeliefert habe. Der arme Mann! er ist beklagenswürdiger als ich, seine That hat Aufsehen gemacht, und Sie wissen nicht, wie grausam Klosterleute Aufsehen erregende Fehler bestrafen; ein

finstrer Kerker wird den übrigen Theil des Lebens hindurch sein Aufenthalt seyn, und das gleiche Schicksal wartet auch auf mich, wenn ich entdeckt werde; aber er wird dort länger leben als ich.

Der Schmerz von meinem Fall fangt an empfindlich zu werden; meine Füße sind aufgeschwollen, und ich kann keinen Schritt thun; ich arbeite sitzend, denn ich könnte mich nicht aufrecht erhalten. Doch fürchte ich den Augenblick meiner Heilung; was für ein Vorwand bleibt mir dann übrig nicht auszugehen, und welcher Gefahr wäre ich ausgesetzt wenn ich mich zeigte? Aber glücklicher weise habe ich noch Zeit vor mir. Meine Anverwandten, welche nicht zweifeln können, daß ich in Paris sey, stellen gewiß alle ersinnlichen Nachforschungen an. Ich hatte mich entschloßen, Herrn Manouri auf meine Dachkammer zu berufen, um seinen Rath zu vernehmen und zu befolgen; aber er war nicht mehr.

Es scheint meine Entweichung ist ruchtbar ge-

worden, ich erwartete das. Eine von meinen Mitarbeiterinnen sagte mir gestern davon, indem sie verhaßte Umstände und Bemerkungen hinzufügte, die fähig waren, mich aus aller Fassung zu setzen. Zum Glück breitete sie eben, den Rücken gegen die Lampe gekehrt, naße Wäsche auf Seile aus, und konnte meine Verwirrung nicht bemerken; indeßen hatte meine Frau wahrgenommen, daß ich weinte, und sagte zu mir: Marie, was fehlt Euch? Nichts, antwortete ich ihr. Wie, setzte sie hinzu, könntet Ihr albern genug seyn, gegen eine schlechte Nonne, ohne Sitten, ohne Religion, Mitleiden zu empfinden, die sich in einen nichtswürdigen Mönch vergaft, und mit ihm aus ihrem Kloster entlauft? Ihr müßtet wahrhaftig viel Mitleiden übrig haben. Sie hatte nichts zu thun als essen, trinken, beten und schlafen; es war ihr wohl wo sie war, warum blieb sie nicht dort? Man hätte sie nur drey oder viermal bey dergleichen Wetter an den Fluß schicken dürfen, sie würde sich

bald mit ihrem Stand ausgesöhnt haben. . . . Ich antwortete hierauf, jeder kenne nur die Beschwerden seines Standes ganz; ich hätte beßer gethan zu schweigen, denn sie würde alsdenn nicht hinzugesetzt haben: Geht doch, sie ist eine Metze, die Gott strafen wird . . . . . Bey diesen Worten legte ich den Kopf auf meinen Tisch, und blieb so, bis meine Frau zu mir sagte: Nun, Marie, was hängt Ihr für Gedanken nach? Während Ihr hier schlafet, geht die Arbeit nicht vorwärts.

Ich lebe in beständiger Angst, bey dem geringsten Geräusch, welches ich in dem Haus, auf der Treppe, in der Straße höre, werde ich von Schrecken befallen, ich zittre wie ein Blatt, meine Knie wollen mich nicht mehr tragen, und die Arbeit fällt mir aus den Händen. Ich bringe beynahe jede Nacht zu, ohne ein Aug zu schließen; mein Schlafen besteht nur aus einem unterbrochenen Schlummer; ich rede, ich rufe, ich schreye; es ist mir unbegreiflich, daß die Leu-

te, welche mich umgeben, noch nicht hinter mein Geheimniß gekommen sind.

Ich hatte den Geist des Klosters nie, und es erhellet aus meinem Schritt klar genug; aber ich habe mich dort an gewiße Gebräuche gewöhnt, die ich maschinenmäßig widerhole. Wenn zum Beyspiel eine Glocke tönt, so mache ich entweder das Zeichen des Kreuzes oder ich kniee nieder; pocht man an die Thür, so sage ich Ave; fragt man mich etwas, so endiget sich die Antwort immer mit, ja oder nein, liebe Mutter! oder, meine Schwester! Kommt von ungefähr ein Fremder, so legen sich meine Arme kreuzweis über die Brust, und anstatt eine Verbeugung zu machen, bücke ich mich. Meine Gehülfinnen lachen, und glauben ich äffe zum Spaß die Nonne nach; aber es ist unmöglich, daß ihr Irrthum fortdaure; meine Unbesonnenheiten werden mich verrathen, und dann bin ich verloren.

Lieber Herr, eilen Sie doch, mich zu retten. Sie werden mir ohne Zweifel sagen, ich soll Ihnen

anzeigen, was Sie für mich thun können; hören Sie also, mein Ehrgeiz ist nicht groß. Ich bedarf einen Platz als Kammerjungfer, oder Ausgeberin, oder selbst als bloße Bediente, vorausgesetzt daß ich auf einem Landgut, mitten in einer Provinz, unbekannt bey rechtschaffenen Leuten leben könnte, die keine gar zahlreichen Besuche empfiengen; der Lohn käme in keine Betrachtung; Sicherheit, Ruhe, Brod und Wasser. Sie können sicher darauf zählen, daß man mit meinem Dienst zufrieden seyn wird. In dem Hause meines Vaters lernte ich arbeiten, und im Kloster gehorchen; ich bin jung, ich habe einen sehr sanften Characker; wenn meine Füße geheilt sind, so habe ich mehr als genug Kräfte, die Arbeit auszuhalten. Ich kann nähen, spinnen, sticken und waschen; ehe ich in's Kloster kam, beßerte ich meine Spitzen selbst aus, und ich würde bald wieder in der Uebung seyn; ich bin zu nichts ungeschickt, und werde mir kein Geschäft zu gering seyn laßen. Ich habe Stim-

me, ich verstehe Musik, und spiele das Clavier gut genug, um irgend einer Mutter, die Geschmack daran fände, Vergnügen zu machen, und ich könnte selbst ihren Kindern darin Unterricht geben; aber ich würde befürchten, mich durch diese Merkmale einer sorgfältigen Erziehung zu verrathen. Wenn es nöthig wäre, den Kopfputz besorgen zu können, so besitze ich Geschmack; ich würde Unterricht nehmen, und mir in kurzer Zeit dieses kleine Talent verschaffen. Mein Herr, eine erträgliche Stelle, wenn es seyn kann, oder eine Stelle, wie sie auch seyn mag, das ist alles, was ich bedarf, und weiter wünsch' ich mir nichts. Sie können für meine Sitten gutsprechen; des Anscheins ungeachtet habe ich Moralität, habe selbst Religion. Ach! mein Herr, alle meine Leiden würden geendiget seyn, und ich würde nichts weiter von Menschen zu befürchten haben, wenn Gott mich nicht zurückgehalten hätte; jenen tiefen Brunnen an dem Ende des Klostergartens, wie oft habe ich ihn

be-

besucht! Ich stürzte mich nicht hinein, weil man mir volle Freyheit dazu ließ. Ich weiß nicht was für ein Schicksal meiner wartet; aber wenn ich je wieder ein Kloster, wie es auch immer beschaffen sey, betretten muß, so stehe ich für nichts; es giebt überall Brunnen. Mein Herr, haben Sie Mitleiden mit mir, und bereiten Sie sich nicht selbst eine lange dauernde Reue zu.

N. S. Ich bin von Ermüdung ganz niedergedrückt. Schrecken umgiebt mich, und die Ruhe fliehet vor mir. Ich habe diese Memoiren, die ich in der Eile niederschrieb, itzt mit ruhigem Nachdenken durchgelesen, und bemerkt, daß ich mich, ohne den geringsten Vorsatz, in jeder Zeile so unglücklich zeigte, als ich wirklich war; aber um sehr viel liebenswürdiger, als ich bin. Sollte das etwa daher kommen, daß wir glauben, die Männer hätten weniger Gefühl für das Gemählde unsrer Leiden als für das Bild unsrer Reize; und daß wir es für leichter hielten, sie zu verführen als Rührung bey ihnen zu bewir-

ken? Ich kenne sie zu wenig, und habe mich selbst nicht genugsam erforscht, um dieses zu wissen. Indeßen wenn der Marquis, dem man den feinsten Tackt zuschreibt, sich einbildete, ich habe bey ihm nicht sowohl auf seine Menschenliebe als auf einen Hang zur Ausschweifung gezählt, was würde er von mir denken? Diese Betrachtung beunruhiget mich. In der That, er würde sehr Unrecht thun, einen meinem ganzen Geschlecht eigenthümlichen Instinkt mir besonders zur Schuld anzurechnen. Ich bin ein Weib, vielleicht ein bisgen Kokette. Was weiß ich? Aber ich bin es auf eine natürliche Art, und ohne Kunst.

Verbeßerungen.

Seite	Zeile	
113.	14.	Portrait statt Portait
114.	5.	Treppe st. Treppen.
115.	9.	habe st. hab'
117.	2.	aus, welche sie mir gegeben hatten, und st. aus, und
121.	8.	Hochwürdige st. Hochwütdige
124.	3.	Hause st. Hanse
—	8.	einem Stand st. einem solchen Stand
125.	12.	für sie. — Sie st. für sie. Sie
129.	4.	vorhanden st. varhanden
—	12.	Nonnen st. Nonuen
131.	5.	v. u. indeßen, st. indeßen;
132.	13.	vor st. var
140.	2.	müde, st. müde;
147.	4.	Bey st. Bey=
—	7.	zu st. za
—	12.	Susanne, st. Susanne
149.	9.	von st. van
—	11.	nemlich st. namlich
164.	6.	nen del.
—	11.	wiederholen st. wiederhollen
166.	2.	erwartete, st. erwartetr
—	4.	Schwester st. Schwestar
215.	14.	ein so gewaltsamer st. ein gewaltsamer
232.	15.	würden st. aerden
233.	3.	absöndert st. abgesöndert

238.	2.	v. u. verstehe st. verstehs
247.	11.	sprechen st. sprechen
252.	12.	Stillschweigen auf. st. Still-schweigen.
254.	3.	Arpajon st. Arpajou
255.	4.	— — — — —
256.	11.	Stirn st. Stirn'
264.	3.	v. u. sahe st. sah'
269.	8.	wie st. wir
301.	5.	v. u. Schlimmes st. Schlimmers

B S B
MÜNCHEN

8-59

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Diderot, Denis,

Die Nonne

Zürich 1797

P.o.gall. 2646 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10103469-4
VD18 11115467